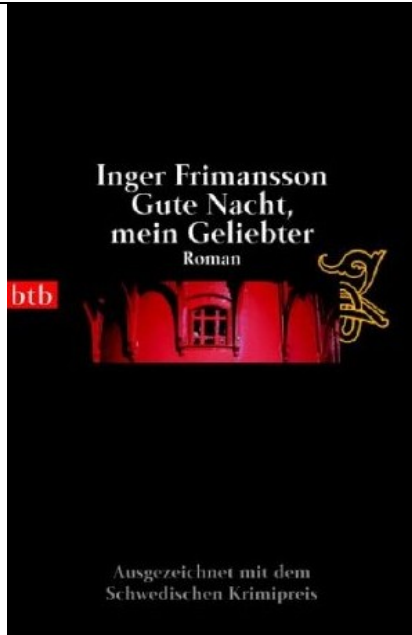




Inger Frimansson

Gute Nacht, mein Geliebter

scanned 01_2007/V1.0
corrected by eboo

Justine ist reich, exzentrisch und einsam. Als sie glaubt, die Liebe ihres Lebens gefunden zu haben, kommt es zu mysteriösen Vorfällen, die tödlich enden. Und Justine ist die Hauptverdächtige ...

ISBN: 3-442-73289-1
Original: God natt min älskade (1998)
Aus dem Schwedischen von Paul Berf
Verlag: btb
Erscheinungsjahr: Oktober 2004
Umschlaggestaltung: Design Team München

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Wer ist eigentlich diese Justine Dalvik? Eine reiche, exzentrische Frau, die sich weigert, erwachsen zu werden? Die alle nach ihrer Pfeife tanzen lässt und sich keinen Deut um die Gefühle anderer schert? Ist sie Opfer oder Täterin? Bemitleidenswert oder verabscheuungswürdig? Immer noch lebt Justine in dem alten Steinhaus am Mälarsee, in dem schon ihre Eltern zu Hause waren. Und immer noch scheint sie von der Vergangenheit – dem Vater, der sie vergötterte, und der kalten, abweisenden Stiefmutter, die sie auf sadistische Weise quälte – nicht loszukommen. Die Meinungen über sie sind geteilt, und sie selbst ist sich nicht sicher, ob ihre Sehnsucht nach Liebe jemals gestillt werden kann, ob es ratsam ist, das selbst gewählte Schneckenhaus aus Einsamkeit und Verletzungen zu verlassen. Gerade als sie sich entschließt, sich auf das Leben und die Liebe einzulassen, passieren merkwürdige, ja erschreckende Dinge in ihrer unmittelbaren Umgebung. Leute verschwinden, und alle Spuren führen zu ihr. Wurde das Opfer letztendlich zur Täterin? Ein Psychothriller der Spitzenklasse, der Gänsehaut erzeugt und spannend bleibt bis zum Schluss.

Autor

Inger Frimansson ist eine der bekanntesten Autorinnen Schwedens. »Gute Nacht, mein Geliebter« bedeutete den Durchbruch für sie. Das Buch wurde mit dem Schwedischen Krimipreis ausgezeichnet und begründete ihren Ruhm als »schwedische Minette Walters«.

*Ein herzliches Dankeschön an Karl-David,
für das Blasrohr, das er mir lieh, und dass
ich es so lange behalten durfte, wie ich wollte.*

PROLOG

Abends gegen Viertel nach sechs kamen sie in Arlanda an. Sie waren in London verspätet gelandet und hatten deshalb ihren Anschlussflug verpasst. Alle Maschinen nach Stockholm waren ausgebucht. Sie hätten erst am nächsten Tag weiterreisen können, wenn der Frau von der Botschaft nicht der Kragen geplatzt wäre. Sie hieß Nancy Fors und war während der gesamten Reise ruhig und ein wenig melancholisch gewesen. Ihr überraschender Gefühlsausbruch verblüffte Justine.

Sie durften als Erste das Flugzeug verlassen. Zwei Polizisten in Zivil kamen an Bord und schleusten sie über einen Nebenausgang hinaus.

»Die Presse hat leider Wind von Ihrer Ankunft bekommen«, sagte der eine. Justine hatte seinen Namen nicht richtig verstanden.

»Die sind wie Hyänen. Müssen in alles ihre Schnauze stecken und darin herumwühlen. Aber jetzt zeigen wir ihnen, was eine Harke ist.«

Sie nahmen Justine in ihrem Wagen mit.

Was ihr sofort auffiel, war das Licht, dieses reine, kühle Licht und das fast schon zerbrechlich wirkende Grün. Sie hatte ganz vergessen, dass es hier so aussah. Sie sprach mit Nancy Fors darüber: »Haben Sie nie Heimweh? Wie halten Sie es in der Hitze dort drüben nur aus?«

»Ich weiß doch, dass es nur vorübergehend ist«, lautete die Antwort. »Und die Dinge hier verändern sich ja nicht, sie warten auf mich.«

Sie kamen an der Ausfahrt nach Sollentuna und Upplands Väsby vorbei. Es war halb acht.

Der Polizist, der den Wagen fuhr, sagte:

»Übrigens ... dieses Mädchen. Martina. Ihre Eltern möchten Sie gerne sehen.«

»Ach.«

»Es ist ihnen sehr wichtig.«

Sie wandte ihr Gesicht dem Fenster zu. Sah ein kleines Wäldchen mit weißen Stämmen.

»Sicher«, sagte sie. »Das geht in Ordnung.«

1. TEIL

1. KAPITEL

Die Kälte: schneidend, rein. Das Wasser – wie etwas Graues und Lebendiges, Seide!

Kein Himmel, nein, keine Kontraste, das hätte sie nicht ertragen, das tat den Augen zu weh. Aber Wolken, am liebsten dichte, geballte, die Schnee verhiessen.

Und er sollte trocken vom Himmel fallen, sollte wie Rauch durch die Straßen treiben, sie würde ihre Kleider aufreißen und sich von der Kälte durchdringen lassen.

Dort in der Ferne hatte sie versucht, genau das heraufzubeschwören, das Gefühl von Eiskristallen. Voller Anspannung hatte sie die Augen geschlossen, um das Geräusch eines nordischen Ufers zu hören, an einem Frühlingstag, wenn das Eis schmilzt.

Es war ihr nicht gelungen. Nicht einmal, als die heftigsten Fieberanfälle ihren geschwächten Körper schüttelten und Nathan sie mit allem bedeckte, was er auftreiben konnte, Kleider, Stoffreste, Gardinen.

Sie fror, aber es war die falsche Art von Kälte.

Vorwärts, vorwärts, sie rannte.

So hast du mich nie gesehn!

Vorwärts, vorwärts jagte ihr massiger Leib, die Füße federleicht in den Joggingsschuhen. Vor ein paar Tagen erst hatte Justine sie in einem Sportgeschäft in Solna anprobiert, hatte sie vor den kritischen Augen eines jungen Mannes mit schneeweißen Zähnen und glänzendem, dichtem Haar getestet. Er hatte sie auf einem Laufband traben lassen und ihre Fußbewegungen mit einer Videokamera aufgenommen. Beim Laufen hatte sie ihre Hände zu Fäusten geballt, entschlossen,

fest, aus Angst, das Gleichgewicht zu verlieren, aus Angst, er könnte sie lächerlich finden, eine übergewichtige Frau von fünfundvierzig Jahren, könnte etwas Verzweifelteres in der Art entdecken, wie sie die Knie zusammenpresste.

Missmutig hatte er sie betrachtet.

»Sie pronieren«, stellte er fest.

Unsicher starrte sie ihn an.

»Doch. Wirklich. Aber das ist nicht schlimm, das macht fast jeder.«

Sie stieg vom Band herunter, die Haare klebten ihr im Nacken.

»Ich meine damit, dass Sie falsch belasten. Sie laufen nicht gerade, sondern seitwärts, was dazu führt, dass sich Ihre Sohlen einseitig abnutzen.«

Er hob ihre alten Winterstiefel hoch und hielt sie ihr entgegen.

»Sehen Sie selbst!«

»Aber ich laufe doch nie, ich bin noch nie gelaufen.«

»Das spielt keine Rolle. Sie pronieren auf jeden Fall.«

»Promenieren?«

Der Versuch eines Scherzes. Er lachte höflich.

Justine kaufte die Schuhe, sie kosteten fast einen Tausender. Er hielt ihr einen kleinen Vortrag darüber, dass es sich auf Dauer lohne, jetzt auf Qualität zu setzen, man könne sich selber Schaden zufügen, wenn man mit den verkehrten Schuhen jogge, sich verletzen, eine Zerrung holen, vor allem, wenn man überhaupt keine Übung habe.

Die Schuhe waren von Avia. Sie dachte ans Fliegen, als sie es bemerkte.

An Flucht.

Sich Horizonten nähern. Die dunkelblaue Mütze tief ins Gesicht gezogen, begann sie den Anstieg Richtung Johannelundstippen.

Sie lief, vornübergebeugt, aus dem Gras stoben kleine Schwärme grüner Vögel. Lautlos, aber vorwurfsvoll. Justine kam einfach so daher und unterbrach sie bei einer wichtigen Beschäftigung, sie mit ihrem keuchenden Menschenleib, ihrem schweren, rasselnden Atem.

Wir entgleiten einander.

Nein.

Du solltest mich jetzt sehen, du wärst stolz auf mich, ich könnte dir bis ans Ende der Welt folgen, und du würdest dich umdrehen und mich mit deinen Himmelsaugen anschauen, das ist Justine, die ich liebe, sie kann an der Wand laufen wie eine Fliege.

Wie eine Laus.

Oben auf der Kuppe wehte ein kräftiger Wind, der ihr die Tränen in die Augen trieb. Unten breiteten sich die Häuser aus. Sie glichen kleinen Pappschachteln, aufgestellt in einem Gewimmel aus Straßen und Wendehämmern, umgeben von rankenden Rosenhecken. So musste auch das Modell ausgesehen haben, das ursprüngliche Gipsmodell des Architekten.

Um ein Haar wäre sie geradewegs in die Reste eines abgebrannten Feuerwerks getreten, in Flaschen und Plastikbecher. Eine Gruppe von Leuten war in der Silvesternacht hierher gekommen, um besser gesehen zu werden und höher schießen zu können als alle anderen und dann anschließend betrunken hinuntergetorkelt, nach Hause.

Manchmal fuhr sie mit dem Auto zu der neuen Reithalle in Grimsta. An Werktagen fand man dort immer einen Parkplatz. Pferde sah man nur selten, doch einmal, auf der schlammigen

Weide direkt neben dem Stall, entdeckte sie ein paar Tiere mit langen Beinen, ihre Mäuler wanderten wie Staubsauger über die Erde. Sie konnte keinen einzigen Grashalm entdecken.

Justine verspürte unwillkürlich den Impuls, in die Hände zu klatschen, um eine unmittelbare Reaktion auszulösen, um zu erleben, dass eines, vielleicht das Leittier, sie entsetzt anstarrte und durchging, ohne zu begreifen, dass es an allen Seiten von Zäunen umgeben war. Voller Panik würde es an nichts anderes mehr denken können als an Flucht, und die anderen würden ihm folgen. Außer sich vor Angst würden sie durch den Morast donnern und völlig die Orientierung verlieren.

Natürlich tat sie es nicht.

Links von der Eisbahn begann eine beleuchtete Loipe. Sie folgte ihr nur ein kurzes Stück, bog dann ab auf das matschige Terrain unterhalb der Mietshäuser, ließ den Parkplatz am Maltesholmbad hinter sich, wo sie im Vorbeigehen registrierte, dass die kaputte Fensterscheibe in einem der Wohnwagen, die dort standen, immer noch nicht repariert worden war, und setzte ihren Weg Richtung Wasser fort, wo sie eine Weile am Ufer entlanglief.

Vier Enten watschelten lautlos davon. Es war Januar, einige Grad über Null, über eine Woche hatte es ununterbrochen geregnet, aber an diesem Nachmittag war der Himmel bleich und weiß.

Sie atmete durch die Nase.

An den Hängen lagen Berge von Laub, der Verrottungsprozess schien beendet zu sein, sie waren braun und glitschig, erinnerten in nichts an Leder.

Wie dort.

Kein Laut, keine Vögel oder Tropfen, nur ihre eigenen rhythmischen Schritte, das dumpfe Stampfen, als sie sich den

Hügel hochkämpfte, schließlich wurde es hallender, sie hatte die Holzbrücke erreicht und wäre beinahe hingefallen. Die vom Wasser aufsteigende Feuchtigkeit hatte einen tückischen Belag gebildet, der die Avia-Sohlen ins Rutschen brachte.

Nein! Nicht stehen bleiben, jetzt keine Schwäche zeigen, ihre Lungen brannten, ein stechendes und leises Röcheln, sie zwang sich weiter, als wäre sie er. Nathan.

Du wärst stolz auf mich. Liebe mich.

Zu Hause angekommen blieb sie gleich hinter der Tür stehen, lehnte sich gegen die Wand und schnürte sich die Schuhe auf. Riss sich die restlichen Kleider vom Leib, den roten, winddurchlässigen Overall, das Zeug darunter, den Sport-BH und die Unterhose. Breitbeinig stand sie da, streckte ihre Arme aus, ließ den Schweiß langsam verdunsten.

Der Vogel flatterte von oben auf sie herab. Das Rauschen seiner Schwingen, er kollerte, knurrte ohne Unterlass. Er setzte sich in ihr Haar, klammerte sich mit seinen groben, glänzenden Krallen fest. Sie bewegte den Kopf, spürte ihn als warmes Gewicht mitten auf ihrem Schädel.

»Hast du auf mich gewartet?«, fragte sie. »Du weißt doch, dass ich immer wiederkomme.«

Sie strich ihm über den Rücken und scheuchte ihn dann weg. Mit griesgrämigem Gurren verschwand er in der Küche.

Auf dem dicken Teppich im Esszimmer machte sie ein paar Stretchingübungen, die sie sich aus einem Gymnastikprogramm im Fernsehen abgesehen hatte. Sie war nie besonders wild darauf gewesen, etwas gemeinsam mit anderen zu unternehmen. Scheu, hatte Nathan sie genannt. Anfangs war es das gewesen, was ihn am meisten angezogen hatte.

Sie war nach wie vor nicht gerade schlank, aber die Zeit dort in der Ferne hatte ihrem Körper eine neue Form gegeben, sie sah

schmäler aus, auch wenn die Waage weiterhin achtundsiebzig Kilo anzeigte. Sie stand lange unter der Dusche, glitt mit dem Schwamm über ihren Bauch, die Schenkel, in die Kniekehlen.

Dort in der Ferne war kein Tag vergangen, an dem sie sich nicht nach sauberen europäischen Duschen geseht hätte, nach einem Fußboden unter ihren Füßen, gekachelten Wänden.

Martina und sie hatten in dem gelben Flusswasser gebadet, aber der Geruch von Staub und Schlamm fraß sich in die Poren und war nicht wegzubekommen. Anfangs widerstrebte es ihr, in den Fluss zu steigen. Sie dachte daran, was sich unter der Oberfläche alles bewegen mochte: Schlangen, Piranhas, Blutegel. Doch eines Morgens war ihnen nichts anderes übrig geblieben, als in voller Montur die Stromschnellen zu durchqueren. Es gab keinen anderen Weg. Danach hatte sie keine Angst mehr gehabt.

Sie trocknete sich sorgfältig ab und cremte sich ein. Die Roma-Flasche war inzwischen fast leer und hatte die gleiche Form wie der Schiefe Turm von Pisa. Sie schnitt sie mit einer Schere auf und kratzte den Rest mit dem Zeigefinger heraus. Betrachtete für einen Moment ihr Gesicht im Spiegel, rotfleckig von der Hitze, nicht mehr jung. Zog Striche um die Augen, wie sie es immer getan hatte, schon seit den Sechzigern. Niemand war es gelungen, ihr das abzugewöhnen. Nicht einmal Flora.

In ihrem grünen Hauskleid ging sie anschließend in die Küche und holte sich eine Schüssel Naturjoghurt. Der Vogel hatte sich auf dem Fensterbrett niedergelassen. Er glotzte aus einem Auge und grummelte, als wäre er unzufrieden. Draußen auf dem Weg hüpfte eine Amsel, winterfett und aufgeplustert. Im Winter veränderte sich ihr Gesang, wurde eintönig und schrill, als schlage jemand eine hart gespannte Gitarrensaite. Der andere Gesang, der gleichzeitig wehmütig und jubilierend war,

verschwand irgendwann im Spätsommer, um Ende Februar wieder zu neuem Leben zu erwachen. In der Krone eines sehr hohen Baumes.

Ihr ganzes Leben hatte Justine im gleichen Haus verbracht, in Hässelby Villastad, nahe am Wasser. Es war ein schmales, hohes und kleines Steinhaus, passend für zwei oder drei Personen. Mehr hatten hier auch nie gewohnt, von der kurzen Zeit mit dem Kind einmal abgesehen.

Justine war als Einzige noch da, sie konnte es so einrichten, wie sie wollte. Bisher hatte sie allerdings das meiste so belassen, wie es war. Sie schlief in ihrem Mädchenzimmer mit den ausgebleichten Tapeten, konnte sich nicht dazu überwinden, in Papas und Floras Schlafzimmer zu ziehen. Dort war das Bett gemacht wie immer, als könnten beide jeden Moment zurückkommen, und ein paar Mal im Jahr nahm Justine die Tagesdecke herunter und wechselte die Laken.

In der Kleiderkammer hingen ihre Kleider, Papas Anzüge und Hemden links und all die zierlichen Kostüme Floras auf der anderen Seite der Stange. Die Schuhe waren von einer dünnen Staubschicht bedeckt. Manchmal dachte Justine daran, die Staubschicht zu entfernen, brachte es aber nicht einmal über sich, sich zu bücken und die Schuhe zu berühren.

Die Kommode wischte sie ab, wenn sie Lust bekam, etwas zu pflegen. Sie ging mit Fensterputzmittel über das Glas des Spiegels und rückte die Haarbürste und die kleinen Parfümflaschen ein wenig hin und her. Einmal hatte sie Floras Bürste in Richtung Fenster gehalten und die langen grauen Haare angestarrt. Sie hatte sich fest in die Backe gebissen und eines der Haare mit einer schnellen Handbewegung losgerissen. Dann ging sie auf den Balkon und zündete es an. Es brannte, begleitet von einem beißenden Geruch, kräuselte sich und verschwand.

Es wurde bereits dunkel. Sie war jetzt im oberen Flur, zog einen Stuhl zum Fenster, schenkte sich ein Glas Wein ein. Das Wasser des Mälarsees glitzerte, schaukelnde Lichter von der Außenbeleuchtung des Nachbarhauses. Sie war programmiert, ein Timer schaltete sie in der Abenddämmerung ein. Nur selten war jemand zu Hause, und sie kannte die Leute auch nicht, die dort jetzt wohnten.

Das machte nichts.

Sie war allein. Es stand ihr frei, all das zu tun, was sie sich vorgenommen hatte, was getan werden musste, damit sie wirklich eins mit sich selbst werden konnte. Ein starker und lebendiger Mensch wie alle anderen.

Darauf hatte sie ein Recht.

2. KAPITEL

Er hatte die Weihnachtstage bei seinen Eltern verbracht, ruhige Tage, ereignislos. Heiligabend war es schön gewesen, die Bäume mit Raureif überzogen. Seine Mutter hatte eine Laterne in die alte Birke gehängt, so wie sie es immer getan hatte, als sie noch klein waren, und er erinnerte sich seiner und Margaretas überdrehter Aufregung, wenn sie am Morgen des Heiligabends erwachten.

Seine Mutter bestand darauf, dass er Weihnachten nach Hause kam. Was sollte er auch sonst tun? Trotzdem ließ er sich bitten, ließ sie betteln und flehen, als müsste er sich ständig vergewissern, wie viel er ihr immer noch bedeutete.

Wie das bei seinem Vater war, wusste er nicht so genau. Kjell Bergman war kein Mann, der Gefühle zeigte. Ein einziges Mal hatte Hans Peter gesehen, dass er die Fassung verlor, hatte er einen Ausdruck von Schmerz über das breite, fleischige Gesicht gleiten sehen. Es war in jener Nacht, als die Polizei kam, um ihnen mitzuteilen, dass Margareta von der Straße abgekommen war. Das war mittlerweile achtzehn Jahre her, damals hatte Hans Peter noch zu Hause gewohnt.

Der Tod seiner Schwester hatte für ihn zur Folge, dass er seinen Auszug von zu Hause verschieben musste. Er war als Einziger noch da, und seine Eltern brauchten ihn.

Er war fünfundzwanzig, als es geschah, und mitten in seinen Bemühungen, seiner Zukunft eine Struktur zu geben. Er studierte Theologie und Psychologie. Irgendwo in seinem Innersten gab es eine Sehnsucht nach etwas Höherem, er sah sich selbst in strengen, schwarzen Gewändern und empfand etwas, das innerem Frieden glich.

Drei Jahre blieb er noch bei ihnen. Dann packte er seine Sachen und ging fort. Seine Eltern hatten wieder begonnen, miteinander zu reden. Die erste Zeit schwiegen sie, saßen wie Marmorsäulen in ihren Fernsehsesseln und sagten kein Wort. Als wollten sie sich gegenseitig bestrafen, als wären sie auf eine irrationale Weise davon überzeugt, der andere sei schuld daran, dass Margareta von der Straße abgekommen war.

Sie hatte den Führerschein erst seit gut einer Woche gehabt, und es war das Auto ihrer Eltern gewesen, das sie an jenem Abend gefahren hatte, einen Saab, Baujahr 1972. Ohne dass es jemals gelang, die genaue Unfallursache zu ermitteln, kam sie in der Nähe von Bro von der Straße ab und fuhr direkt in einen Betonpfeiler.

Das Auto glich einem Schrotthaufen.

Ihr Zimmer wurde jahrelang nicht benutzt. Seine Mutter ging manchmal hinein und schloss die Tür. Wenn sie wieder herauskam, ging sie stets auf direktem Weg ins Schlafzimmer, zog sich aus und legte sich ins Bett.

Hans Peter litt darunter. Ganz allmählich und behutsam begann er, sie dazu zu überreden, ihm die Erlaubnis zu geben, hineinzugehen und aufzuräumen. Schließlich gab sie nach.

Er hatte das Zimmer ausgeräumt, Margaretas persönliche Sachen auf den Speicher getragen und ihr Bett und den kleinen, zierlichen Schreibtisch für sich beansprucht. Seine Eltern zeigten keine Reaktion, erwähnten es mit keinem Wort, nicht einmal, als ihnen die Leere aus dem frisch geputzten Zimmer entgegenstarnte. In der Tat, er war sehr gründlich gewesen, hatte die Wände mit Seifenlauge abgeschrubbt, war mit einem Wollmopp über die Decke gegangen, hatte sowohl die Fenster als auch den Fußboden geputzt.

Seine Mutter hatte immer von einem Esszimmer geträumt.

»Jetzt habt ihr eins«, hatte er gesagt. »Jetzt habe ich alles dafür vorbereitet.«

Und er hatte den IKEA-Katalog auf den Wohnzimmertisch geknallt und sie schließlich dazu bewegt, darin zu blättern und sich die Sachen anzuschauen. Sein Vater hatte ein wenig auf den Backen herumgekauert, die Zähne zusammengebissen und geschwiegen. Seine Mutter hatte geweint. Aber ganz allmählich hatten sie es akzeptiert. Er hatte sie dazu gebracht zu akzeptieren, zu begreifen, dass Margareta nie wieder zurückkommen würde und man ihr Andenken nicht befleckte, wenn man ihr Zimmer in etwas Praktischeres verwandelte als ein Museum.

Aber letztendlich aßen sie wohl nur, wenn er zu Hause war, in diesem Zimmer, um ihm einen Gefallen zu tun. Hans Peter glaubte nicht, dass sie jemals Gäste hatten. Sie hatten vorher keine gehabt, warum sollte sich das jetzt ändern? Nur weil sie ein Esszimmer bekommen hatten?

Es war, als hätten sie für mehr als die alltäglichen Arbeiten keine Kraft mehr. Sein Vater war ständig müde. Er hatte als Klempner gearbeitet, war aber schon seit vielen Jahren pensioniert. Sein Rücken war kaputt.

Seine Mutter war Realschullehrerin gewesen.

Hans Peter erinnerte sich, wie Margareta ihren Eltern einmal den Vorwurf gemacht hatte, sie würden sich isolieren. Sie war damals ungefähr dreizehn gewesen, hatte begonnen, ein wenig aufmüpfig zu werden. Ihr Vater hatte sie an den Oberarmen gepackt und gegen die Wand gedrückt.

»Wir leben auf unsere Art, und wenn das dem Fräulein nicht passt, kann es gerne ausziehen. Wir kommen ausgezeichnet zurecht, auch ohne dass eine Menge fremder Leute in unseren Angelegenheiten rumschnüffelt.«

Es war eine der seltenen Gelegenheiten gewesen, bei denen er aufbrausend reagiert hatte.

Er wollte fort und fand eine Wohnung in Håsselby Strand. Es war nicht weit zur U-Bahn, nicht weit ins Grüne, er mochte Spaziergänge, bewegte sich gern. Er studierte weiter, aber ohne dass dabei etwas Konkretes herauskam. Als er anfang, sich wegen der aufgelaufenen Studiendarlehen Sorgen zu machen, nahm er Gelegenheitsjobs an, trug Post aus, machte Umfragen für ein Meinungsforschungsinstitut. Dabei sprang zwar nicht besonders viel heraus, aber er kam auch mit wenig zurecht.

In der Bücherei von Åkermynatan, dem Einkaufszentrum von Håsselby Villastad, traf er Liv Santesson, eine frisch examinierte Bibliothekarin, die er nach einer Weile heiratete. Von Leidenschaft konnte keine Rede sein, weder von seiner noch von ihrer Seite. Sie mochten sich, das war alles.

Es wurde eine schlichte Hochzeit, Trauung im Rathaus mit anschließendem Essen im Restaurant Ulla Winbladh im Kreise der engsten Verwandten.

Ihr Bruder leitete ein Hotel in der Stadt. Hans Peter nahm dort die Stelle eines Nachtportiers an. Das war natürlich keine besonders gute Idee, nicht für jemanden, der gerade geheiratet hatte und von dem erwartet wurde, dass er seiner jungen Ehefrau den Hof machte, wie es sich für einen frisch verheirateten Mann gehört.

Kinder bekamen sie folgerichtig auch keine, und mit der Zeit stellten sie ihre sexuellen Aktivitäten gänzlich ein.

»Wir haben eine andere Art von Beziehung«, pflegte er zu denken, der festen Überzeugung, dass sie der gleichen Ansicht war. Das war sie nicht. An einem Samstagabend, ziemlich genau vier Jahre nach ihrer Hochzeit, teilte sie ihm mit, dass sie sich scheiden lassen wolle.

»Ich habe einen anderen Mann getroffen«, sagte sie, zupfte nervös an ihrem Ohrfläppchen und duckte sich ein wenig wie vor einem Schlag.

Er blieb vollkommen ruhig.

»Bernt und ich passen zusammen. Auf eine ganz andere Art als du und ich. Wenn wir ehrlich sind, haben wir eigentlich kaum gemeinsame Interessen außer der Literatur, und von Literatur allein kann man nicht leben.«

Trauer überkam ihn, leicht und flatternd, kam und verschwand dann wieder.

Sie berührte ihn, ihre kleine, verfrorene Hand legte sich um seinen Hals. Er schluckte, schluckte.

»Du bist ein feiner Kerl«, flüsterte sie. »Es ist nicht so, als würde mit dir was nicht stimmen ... Aber wir sehen uns ja fast nie und Bernt und ich, wir haben uns einfach ...«

Hans Peter nickte.

»Verzeih mir, sag, dass du mir verzeihst.«

Jetzt weinte sie, die Tränen liefen ihr die Wangen herab, blieben an der Kinnschuppe hängen, verloren den Halt und wurden vom Pullover aufgesaugt, ihre Nase war rot und glänzend.

»Da gibt es wohl im Grunde nichts zu verzeihen«, sagte er mit belegter Stimme.

Sie schluchzte auf.

»Dann bist du nicht wütend auf mich?«

»Eher enttäuscht, würde ich sagen, darüber, dass es nicht ging.«

»Vielleicht braucht man ja ein wenig mehr ... Feuer?«

»Ja, vielleicht.«

Bereits am nächsten Tag zog sie aus der Wohnung aus. Nahm nur das Notwendigste mit, fuhr zu Bernt nach Hause. Später in dieser Woche kehrte sie mit einem Transporter zurück, den sie an einer Tankstelle gemietet hatte. Das verblüffte ihn. Sie war nie gerne Auto gefahren.

Er half ihr hinunterzutragen, was ihr gehörte. Die meisten Möbel und Haushaltssachen durfte er behalten. Bernt hatte bereits ein komplett eingerichtetes Heim. Er wohnte in einem Reihenhaushaus auf dem Blomsterkungsväg.

»Darf ich dir wenigstens eine Tasse Kaffee oder etwas anderes anbieten?«, fragte er, als sie fertig waren. Eigentlich wollte er das gar nicht, eigentlich wollte er, dass sie sich auf den Weg machte, damit er allein sein konnte. Er hatte keine Ahnung, warum er das gesagt hatte, die Worte kamen einfach aus seinem Mund.

Sie zögerte kurz, nahm dann an.

Gemeinsam saßen sie auf dem Sofa, aber als sie den Arm um ihn legen wollte, entzog er sich ihr.

Sie schluckte.

»Dann bist du also doch scheißsauer auf mich?«

Es war das erste Mal, dass er sie fluchen hörte. Er war so überrascht, dass er in Gelächter ausbrach.

Ein paar Jahre später traf er die beiden in Åkermynatan, mit Einkaufstüten beladen. Sie hatten ein paar Kinder dabei, sie nannte ihre Namen, aber er vergaß sie sofort wieder.

Ihr neuer Mann war groß und kräftig gebaut, hatte einen Bauch, der sich deutlich abzeichnete. Er trug eine Jogginghose.

»Dickwanst«, dachte Hans Peter, aber ohne Aggression.

Liv war beim Friseur gewesen, ihr Haar jetzt lockig.

»Komm doch mal auf einen Drink vorbei«, schlug sie vor. Der Mann neben ihr nickte.

»Klar, mach das. Wir wohnen drüben in Backlura, nimm einfach den Bus, den 119er.«

»Ja«, sagte er unverbindlich.

Liv griff nach dem Ärmel seiner Jacke.

»Ich möchte nicht, dass wir uns ganz aus den Augen verlieren«, sagte sie.

Er sah zu den ungeduldigen Gesichtern der Kinder hinab. Das eine war ein Mädchen, es betrachtete ihn abweisend.

»Nein«, antwortete er. »Das werden wir schon nicht.«

Von Zeit zu Zeit machte seine Mutter ihm Vorwürfe. Sie hatte sich Enkelkinder gewünscht. Sie sprach es nie offen aus, aber es kam vor, dass sie auf ein Kind in einer Zeitung zeigte und einen traurigen Kommentar abgab. Oder das Fernsehen: Mit Vorliebe schaltete sie den Fernsehapparat immer dann ein, wenn es Zeit für die Kinderstunde war, Werwiewas, Wiesoweshalbwarum.

Das machte ihn rasend. Aber er ließ sich nie etwas anmerken.

Er hatte verschiedene Damenbekanntschaften, nahm die Frauen manchmal mit nach Hause und stellte sie seinen Eltern vor, nicht zuletzt, um seiner Mutter wenigstens die Andeutung einer Hoffnung zu geben.

Er wusste, dass seine Eltern enttäuscht von ihm waren, weder eine ordentliche Arbeit noch eine Familie hatte er.

Er konnte ihnen deswegen keinen Vorwurf machen, im Gegenteil.

Alles hätte sich anders entwickelt, wenn die Sache mit Margareta nicht passiert wäre. Das hatte ihn jeglichen Schwung verlieren lassen.

Am ersten Weihnachtstag begann es zu regnen, und das regnerische Wetter hielt mehr als eine Woche lang an. Seine Mutter tat ihr Bestes, um ihn zu verwöhnen. Sie deckte kleine Frühstückstabletts, und wenn er im Bett lag und gerade dabei war, aufzuwachen, hörte er ihr vorsichtiges Scharren an der Tür.

»Mein großer Junge«, murmelte sie und stellte das Tablett auf den Nachttisch.

Da bekam er Lust, zu ihr zu kriechen, zu weinen. Aber er hatte einen schlechten Geschmack im Mund und blieb unter der Decke liegen, regungslos.

Er blieb bis zum Tag vor Silvester. Länger hielt er es nicht aus. Ihre Atemzüge, ihre Art zu kauen, das Geräusch des Fernsehapparats, der so laut gestellt sein musste. Sie waren beide über siebzig. Einer von ihnen würde natürlich als Erster dran glauben müssen. Er wusste nicht, für wen es am schlimmsten sein würde, weiterzuleben, einsam.

Sie kannten sich, seit sie zwanzig waren.

Er sehnte sich nach seiner stillen, kühlen Wohnung. Er würde eine Flasche Wein leeren und ein Kreuzworträtsel lösen, seine Musik hören, Kraus und Frank Sinatra.

Seiner Mutter sagte er, dass er bei guten Freunden zu einer Silvesterparty eingeladen war.

Er war kaum zur Tür hereingekommen, als auch schon das Telefon klingelte.

Eine seiner Damenbekanntschaften.

Mist, dachte er. Nicht mehr.

»Wie geht es dir?« Ihre zarte Mädchenstimme.

»Gut, ich bin gerade nach Hause gekommen.«

»Bist du bei Kjell und Birgit gewesen?«

Sie hatte die beiden ein einziges Mal getroffen, tat aber so, als gehörte sie schon zur Familie.

»Ja.«

»Habe ich mir fast gedacht, ich habe versucht, dich anzurufen.«

»Aha ...«

»Hans Peter? Darf ich morgen zu dir kommen? Sollen wir zusammen Silvester feiern?«

Er hätte sagen können, dass er arbeiten musste, aber er brachte es nicht über sich.

Sie kam, und sie hatte sich schön gemacht. Ihm war nicht bewusst gewesen, dass sie so süß war, er begriff, dass sie sich Mühe gegeben hatte, seinetwegen, er bekam ein schlechtes Gewissen.

Sie waren sich bei gemeinsamen Freunden begegnet, danach hatten sie sich eine Zeit lang getroffen. Sporadisch, nichts Festes. Aber sie waren gemeinsam bei seinen Eltern in Stuvsta gewesen.

»Findest du mich aufdringlich?«, fragte sie ihn ohne Umschweife. »Eine Frau soll ja eigentlich nicht die Initiative ergreifen. Solche Initiativen, meine ich.«

»Ach, Unsinn!«

»Tja, jetzt bin ich jedenfalls hier.«

Sie hatte Lebensmittel mitgebracht, zwei Tüten voll, dazu Wein und Sekt.

Okay, dachte er. Sie will es so haben.

Etwas an ihr machte ihn geil, stärker als bei jeder anderen. Etwas in ihrer Art, den Kopf hängen zu lassen, schuldbewusst auszusehen.

Er erschreckte selbst ein wenig über seine Kraft.

Danach verließ sie sofort das Bett.

Er wusste, dass es für sie nicht schön gewesen war, es war zu schnell gegangen.

Er dachte, dass er ihr das sagen sollte, fand aber nicht die richtigen Worte.

Wir machen es noch mal, dachte er. Später.

Sie deckten gemeinsam den Tisch, und sie sagte nicht viel, aber als sie ein halbes Glas Wein getrunken hatte, begann sie zu weinen.

»Du ...«, sagte er besorgt. »Was ist los?«

Sie antwortete nicht, weinte nur noch mehr.

Er warf seine Gabel auf den Tisch.

»Ich bin ein großes Stück Scheiße!«, schrie er.

Sie drehte sich zur Seite und beruhigte sich.

»Mein kleines Dummerchen«, sagte er leise. »Warum wolltest du eigentlich zu mir kommen?«

»Ich hab dich doch gern, hab mich nach dir gesehnt, ich hab mich die ganzen beschissenen Weihnachtstage nach dir gesehnt.«

Er stand auf und ging um den Tisch herum, fasste sie an den Armen, zog sie hoch.

»Sollen wir weiteressen?«

Sie zog ein Taschentuch hervor. Sie nickte.

Nach dem Essen schlief sie auf dem Sofa ein, an seinen Arm gelehnt. Sie atmete schwer und geräuschvoll. Er saß unbequem, traute sich aber nicht, seine Stellung zu ändern, voller Angst, sie könne aufwachen und etwas von ihm fordern. Einsamkeit erfüllte ihn.

3. KAPITEL

Nathan hatte die grüne Militärhose getragen, sie war viel zu dick dort im Dschungel, aber das hatte er nicht gewusst, als er sie kaufte, er fand einfach, sie sei praktisch und billig. Preiswert hatte er gesagt, Justine erinnerte sich genau an dieses Wort. Niemand sah, als er fortging, um für einen Moment seine Ruhe zu haben, niemand außer ihr.

Wahrscheinlich schrie er, als der Pfeil ihn traf. Wahrscheinlich schrie er, vor allem aus Überraschung, vielleicht tat es aber auch ein wenig weh. Er fiel im gleichen Augenblick, und unter ihm waren die Stromschnellen und die Wasserfälle, sie schluckten jeden Laut und hatten so viel Kraft, dass alles, was sie mitrissen, zerschmettert wurde.

Manchmal meinte sie, diesen Schrei zu hören. Sie war jetzt daheim, wieder daheim in ihrem Haus, aber dennoch. Und sobald sie diesen Schrei hörte, sah sie auch den Körper, wie er sich im Fallen einmal um sich selbst drehte, sah seine Arme und seine Hände, die sie geliebt hatte.

Ihr Haus war schmal und hoch, auf fast schon holländische Art. Ursprünglich war es nur zweigeschossig gewesen, also hatte Papa das Dachgeschoss ausbauen lassen, um etwas mehr Platz zu schaffen. Aber dann kam es doch nie dazu, dass sie dort oben saßen, im Sommer war es oft zu heiß und im Winter zu kalt.

Ihr Vater hatte keine praktische Veranlagung. Er hatte Handwerker beauftragt, junge Männer in Latzhosen, sie waren die Treppen rauf- und runtergerannt und hatten ihre Lippen

lautlos zu eindeutigen Angeboten geformt, wenn sie im Nachthemd herausgekommen war.

Sie hatte krank im Bett gelegen, dagelegen und auf ihre Schritte und das Hämmern gelauscht, und ganz allmählich wurde ihr klar, dass sie kein kleines Mädchen mehr war.

In der hintersten Ecke des Kellers befand sich die Ölheizung. Der Tankwagenfahrer meckerte andauernd, wie schwierig es sei, an die Heizung heranzukommen, wenn er Öl liefern sollte, das Haus liege zu nah am Ufer, es sei praktisch unmöglich, Schläuche zu haben, die lang genug seien. Papa bestach ihn regelmäßig mit einer Flasche Whisky, eine Tradition, die Justine übernommen hatte. Natürlich war es nicht mehr der gleiche Lieferant. Ihrer war verknöchert und reizbar. Er sprach einen Dialekt, der es ihr sehr schwer machte, zu verstehen, was er sagte. Sie hatte das Gefühl zu schrumpfen, sobald sie das Motorengeräusch des großen Tanklastwagens hörte. Eine Zeit lang erwog sie, auf Öl zu verzichten, wusste aber nicht, wie sie sonst das Haus hätte heizen sollen. Es gab zwar einen offenen Kamin im zweiten Stock, aber sie ging davon aus, dass er nicht reichen würde. Die beißende Kälte setzte sich vom See herkommend in die Wände und in den Boden.

Außerdem war sie nur einmal im Jahr gezwungen, dem Tankwagenfahrer zu begegnen. Sie stellte die Whiskyflasche jeweils vor das Kellerfenster, verziert mit einem gekräuselten Papierband.

»Vielen Dank für das Öl«, schrieb sie auf einen kleinen Zettel, auf den sie die Flasche stellte. Der Zettel lag anschließend immer noch da, und die Tinte hatte begonnen, sich aufzulösen.

Im Keller stand auch jener altertümliche Waschzuber, den Flora unbedingt weiterbenutzen wollte. Zweimal im Monat machte sie dort unten große Wäsche, Tage, an denen sowohl Justine als auch ihr Vater schlechter Laune waren. Flora machte sich dann

hässlich, und es hatte den Anschein, als genieße sie es geradezu, sich in ein abstoßendes Waschweib zu verwandeln. Sie band sich ein Tuch um die Haare und trug jenen nach Staub stinkenden, gemusterten Kittel, an dem mehrere Knöpfe fehlten. Sie durchlief eine Art umgekehrter Aschenputtelverwandlung, und ihre Finger hinterließen brennende, feuchte Abdrücke auf Justines Wangen.

Der Flur war winzig, aber trotzdem mussten sie hier ihre Hüte und Mäntel aufbewahren. Überhaupt gab es nur wenig Kleiderschränke. Als Erwachsene hatte sie sich manchmal darüber gewundert, dass sich Papa, bei seinem Vermögen, dazu entschlossen hatte, in einem so kleinen Haus zu bleiben, selbst wenn es direkt am Mälarsee lag. Es hatte etwas mit ihrer Mutter zu tun, mit etwas Nostalgischem.

Justine hatte Floras Mäntel und den Blaufuchspelz weggeräumt, alles in große Plastiksäcke gestopft, Papas Lodenmantel, seine Mützen und Hüte hatte sie in einen anderen Sack gelegt. Sie war fest entschlossen gewesen, das Ganze zu Emmaus oder Humana zu bringen, aber in letzter Minute hatte sie es sich anders überlegt und die Sachen in den Keller getragen. Der Gedanke, irgendwo auf der Straße einer unbekannten Frau zu begegnen, die Floras Pelz trug, erfüllte sie mit großem Unbehagen. Es war, als würden die Augen ihrer Stiefmutter sie dann aus dem fremden Gesicht anschauen, sie zum Rückzug zwingen.

Gleich rechts vom Flur ging das blaue Zimmer ab, das sie als Esszimmer benutzt hatten. Alles war dort blau oder weiß, der dicke Teppichboden, die Samtvorhänge, das Fensterbrett mit den Usambaraveilchen und Browallia. Die Pflanzen hatten nicht überlebt. Sie hatte alle gut getränkt, bevor sie fuhr, und Tüten aus braunem Karton über sie gestülpt. Es hatte nichts genützt.

Der Vogel dagegen hatte keine Not gelitten. Sie ließ ihn auf dem Speicher hausen, dort konnte er sich nicht verletzen. Sie hatte ihm Schüsseln mit Körnern und Wasser und einen ganzen Korb mit geschälten Äpfeln hingestellt. Er hatte sich ein paar schöne Tage gemacht.

Sogar in der Farbgebung der Bilder dominierte Blau, Winterlandschaften, Segelboote und ein gewebter Wandbehang aus dünnen Seidenfetzen, der die ganze Schmalwand einnahm. Justines Mutter hatte ihn gewebt, lange bevor Justine geboren wurde. Er hatte immer dort gehangen, war wie ein Teil ihrer selbst.

An ihre Mutter erinnerte sie sich nur bruchstückhaft: Ein prasselnder Regenschauer, ein Stück Stoff, unter dem sie und die Mutter zusammengekauert saßen, durchnässte Strümpfe, die sich an ihren Zehen festsaugten.

Ein Duft von pelzigen Blumen, etwas Heißes mit Honig.

Widerwillig hatte ihr Vater erzählt.

Sie war beim Fensterputzen. Es war das Fenster zum Wasser hin, im ersten Stock, an einem Tag mit scharfen Konturen aus grellem Sonnenlicht und dem sirrenden Gesang der Meisen. Windstill war es, das Eis lag noch in der Bucht, hatte aber begonnen, brüchig zu werden, und vielleicht freute sie sich darüber, vielleicht trällerte sie vor sich hin im flutenden Sonnenlicht, vielleicht hatte sie daran gedacht, anschließend, sobald sie fertig war, hinauszugehen und sich eine Weile auf den Balkon zu setzen, das Gesicht gen Himmel gewandt. Sie hatte dieses typisch nordische Ritual des Genießens sehr schnell übernommen. Sie stammte aus Annecy, einer kleinen Stadt in Frankreich in der Nähe der Schweizer Grenze, und er hatte sie gegen den Willen ihrer Eltern von dort als seine Braut entführt.

Es war ein Donnerstag. Er war sieben Minuten nach vier heimgekommen. Da lag sie auf dem Boden neben dem Fenster,

die Arme ausgestreckt wie eine Gekreuzigte. Er sah sofort, dass nichts mehr zu machen war.

»Wie sieht man das?«, fragte Justine. Sie war in einer Phase, in der sie fast schon besessen war von dem Wunsch, so viel wie möglich über ihre Mutter zu erfahren.

Er konnte nicht antworten.

»Vielleicht hat sie doch noch gelebt. Wenn du sofort einen Arzt gerufen hättest, wäre sie vielleicht noch zu retten gewesen.«

»Mach mir bitte keine Vorwürfe«, sagte er, und es zuckte ein wenig um seine Mundwinkel. »Wenn du irgendwann selbst einmal einen Toten siehst, wirst du verstehen, was ich meine.«

Zuerst hatte er geglaubt, sie wäre von der Leiter gefallen und hätte sich etwas Lebenswichtiges gebrochen. Aber die Obduktion ergab, dass in ihrem Gehirn ganz einfach eine Ader geplatzt war, durch die ihr Leben verronnen war.

»Ein Aneurysma!«

Jedes Mal, wenn sie sich während Justines Kindheit darüber unterhielten, was geschehen war, sprach er das Wort langsam und überdeutlich aus.

Sie machte sich manchmal Sorgen, es könne erblich sein.

Sie fragte ihn nach sich selbst.

»Wo war ich denn, Papa, was habe ich gemacht?«

Er erinnerte sich nicht.

Sie war erst drei Jahre alt gewesen, als es geschah, drei Jahre und ein paar Monate. Wie reagiert eine Dreijährige darauf, wenn ihre Mutter von einer Leiter stürzt und stirbt?

Sie musste irgendwo im Haus gewesen sein, musste geschrien und geweint haben.

Auch wenn sie nicht verstanden hatte, was geschehen war, musste sie die vollkommene Verwandlung der Mutter entsetzt haben.

Ab und zu erwachte sie von einem Traum. Davon, dass ihr Stirnbein schmerzte wie nach langem und heftigem Weinen. Sie betrachtete sich dann im Spiegel und sah, dass die Augenlider geschwollen und die Augen glasig waren.

Fragmente einer Beisetzung, Fragmente aus Lehm und aus Blumen, die nie geduftet hatten. Ein Vater, der auf dem Eis stand und schrie.

Im Album sah sie Bilder der Frau, die ihre Mutter gewesen war. Das fremde Gesicht ließ sie eigenartig kalt. Dichtes, nach hinten gekämmtes Haar, an den Seiten gelockt, Justine war ihr nicht einmal ähnlich.

Es lag eine Distanz in den Augen dieser Frau, die schlecht mit ihren eigenen Vorstellungen von ihr in Einklang zu bringen war.

Eine steile und enge Treppe führte in die obere Etage. Hier oben hatte die Mutter gestanden und Fenster geputzt. Links lagen die Schlafzimmer, rechts öffnete sich der Flur zu einem Wohnzimmer mit Aussicht auf die Lambarinsel und über den Mälarsee. Bücherregale bedeckten die Wände, nur wenige Möbelstücke: eine Musikanlage, ein länglicher Glastisch und zwei Sessel. Sie gehörten Papa und Flora.

Justine waren mehrmals große Summen für das Haus geboten worden. Die Makler ließen nicht locker, stopften Prospekte in ihren Briefkasten, riefen sogar von Zeit zu Zeit an. Einer von ihnen war besonders aufdringlich. Er hieß Jakob Hellstrand.

»Sie könnten ein paar Millionen für den Kasten bekommen, Justine«, schwadronierte er und benutzte ihren Namen, als wären sie eng befreundet. »Ich habe einen Kunden, der das Haus umbauen will, er hat immer schon von dieser Lage geträumt.«

»Es tut mir Leid, aber ich glaube, daraus wird nichts.«

»Warum denn nicht? Denken Sie einmal darüber nach, was Sie für das Geld alles bekommen könnten. Eine alleinstehende Frau wie Sie, Justine, Sie sollten nicht hier draußen in Håsselby hocken und verstauben, kaufen Sie sich stattdessen eine Wohnung in der Stadt und fangen Sie endlich an, richtig zu leben.«

»Sie wissen wohl kaum, ob ich richtig lebe oder nicht. Vielleicht tue ich das ja schon längst?«

Er lachte in den Hörer hinein.

»Ja, da haben Sie natürlich Recht. Aber geben Sie zu, Justine, geben Sie zu, dass ein bisschen was dran ist an dem, was ich sage.«

Eigentlich hätte sie wütend werden sollen, wurde es aber nicht. Es kam nur selten vor, dass jemand ihren Namen aussprach.

»Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie sich entschieden haben, Justine. Sie haben doch meine Handynummer, oder?«

»Ja.«

»Es ist schwer für eine allein stehende Frau, sich um ein ganzes Haus zu kümmern, so ganz allein.«

»Ich rufe Sie an, wenn es so weit ist«, sagte sie. »Falls ich mich dazu entschließen sollte zu verkaufen.«

Sie hatte nicht die geringste Absicht zu verkaufen. Geld brauchte sie auch nicht. Ihr Vater hatte ihr bei seinem Tod genug vermacht. Sie konnte problemlos davon leben, bis ans Ende ihrer Tage.

Und Flora würde niemals mehr etwas für sich selbst fordern.

4. KAPITEL

Zu den Dingen, die am schwersten zu ertragen waren, gehörte der Geruch. Flora kannte ihn noch aus jenem weit zurückliegenden Sommer, als sie einen Nebenjob in einem Krankenhaus für psychisch kranke Frauen hatte. Es war ein ranziger Geruch aus Bohnerwachs, ungewaschenem Haar und Blumenwasser.

Diesen Geruch gab es nun in ihr selbst.

Im Gegensatz zu dem, was sie sich vorgestellt hatte, waren die Nächte allerdings gar nicht so schlimm. Nein, die Nächte gehörten ihr, nachts konnte sie damit rechnen, ihre Ruhe zu haben, niemand versuchte, sich mit ihr zu verständigen, es gab keine Aktivitäten, bei denen von ihr erwartet wurde, dass sie dabei war und mitmachte.

Meine Gedanken werde ich für mich behalten, meine Gedanken werdet ihr nie anrühren. Das bin ich, da drin, Flora Dalvik, ja, ich habe einen richtigen Namen, ich bin ein Individuum, den Menschen Flora Dalvik schütze ich mit meinem menschlichen Körper, wie gebrechlich und verkümmert er auch erscheinen mag. Er besteht jedenfalls immer noch aus einem Gehirn und aus Gedanken, aus Dingen, die Menschen haben, es ist der Leib eines lebendigen Menschen.

Die jungen Frauen, alle waren jung im Vergleich zu Flora, legten in ihren Bewegungen eine Ungeduld an den Tag, als könnten sie auf diese Weise den Arbeitstag beschleunigen und schneller vorbeigehen lassen. Damit sie zu ihren Spinden in den Umkleideräumen eilen konnten, ihre Arbeitskittel und Hosen ablegen, wieder Privatpersonen werden und nach Hause zu

ihrem eigenen Leben fahren konnten. Auch nachts gab es natürlich Pflegepersonal, aber sie störten selten, kamen manchmal herein, wie Schatten eher, und drehten sie um. Sie wusste in etwa, wann sie die Tür öffnen würden, sie war bereit.

Sie waren dazu übergegangen, etwas öfter zu kommen, seit ein junges Mädchen im Polhemsgård in Solna die Vernachlässigung alter Menschen angeprangert hatte. ABC hatte Großaufnahmen von wund gelegenen Stellen und schwarz gewordenen Zehen gezeigt, und das Mädchen, das Angestellte im Polhemsgård gewesen war, hatte eine Art Tapferkeitsmedaille bekommen. Es war viel über Zivilcourage geredet worden.

Für Flora hatte die Geschichte zur Folge, dass die Weißhosen sie jetzt täglich aus dem Bett hoben, sogar an den Wochenenden – ja, vor allem an ihnen, weil an den Wochenenden die meisten Besucher auftauchten –, sie aufrichteten und in einem Rollstuhl festschnallten. Sie kämmten ihr schütteres Haar und flochten es zu zwei Zöpfen. Sie hatte sich nie die Haare geflochten. Das war nicht ihr Stil.

Was war ihr Stil gewesen?

Sie begann mehr und mehr, es zu vergessen.

Sie war dreiunddreißig, als sie bei Sven Dalvik und seiner fast fünfjährigen Tochter einzog. Flora war eine seiner Arbeitskolleginnen, besser gesagt, sie war angestellt als Sekretärin, um Herrn Direktor Dalvik in allen Angelegenheiten zu assistieren, bei denen er Hilfe benötigte.

Chefsekretärin. Existierte dieser Beruf heutzutage überhaupt noch? Sie war stolz darauf gewesen, hatte zunächst einen kaufmännischen Realschulabschluss erworben und dann die Berlitz School besucht. Solche Ambitionen waren ungewöhnlich in ihrem Bekanntenkreis. Die meisten in ihrem Alter hatten relativ bald nach der Schule geheiratet und Kinder bekommen.

Und sie? Warum hatte sie keinen netten, jungen Mann abbekommen und im passenden Alter geheiratet? Darauf wusste sie keine rechte Antwort. Die Jahre waren vergangen, ohne dass »der Richtige« sich gezeigt hatte. Natürlich hatte sie Anträge bekommen, mehrere übrigens, besonders in der Zeit, in der sie regelmäßig die Tanzlokale der Stadt und von Häselsby Strand besuchte. Dorthin kamen junge Männer aus ganz Stockholm, und sie kannte natürlich die Büsche und Verstecke, sie hätte also sehr wohl jemand zu einem lauschigen Plätzchen locken können, wenn sie nur gewollt hätte, und wie ihre Freundinnen es taten.

Nein. Sie fand das banal. Außerdem machte sie sich Sorgen, die Kerle aus der Stadt könnten sich hinter ihrem Rücken viel sagende Blicke zuwerfen. Denken, sie wäre ein Landei wie jede andere auch. Das war sie nicht. Sie war anders.

Sie lag auf dem Rücken und starrte an die Decke. Die Frau im Nachbarbett lag im Sterben. Die Weißhosen hatten einen Schirm zwischen die Betten gestellt, aber das Geräusch des Todes ließ sich nicht abschirmen. Sie glaubten wohl, dass sie es nicht verstand.

Flora lauschte den mühsamen Atemzügen, sie kamen in immer größeren Abständen. Die Sterbende war eine alte Frau, und es war ihr schlecht gegangen, seit sie vor vierzehn Tagen aufgenommen worden war. Für sie war die Zeit gekommen, alles Irdische hinter sich zu lassen, sie war weit über neunzig.

Ihr Sohn befand sich irgendwo im Zimmer und wanderte umher, es fiel ihm schwer, still zu sitzen. Auch er war alt. Als er ins Zimmer kam, nickte er Flora zu, unsicher, ob sie sich seiner bewusst war oder nicht. Sie schaffte es auf ihrem Kissen zurückzunicken.

Er hatte mit den Weißkitteln wegen eines Einzelzimmers getuschelt und sie hatten erklärt und bedauert: Platzmangel und

Überbelegung. Dann senkten sie ihre Stimmen, und Flora - begriff, dass sie von ihr sprachen.

Der Sohn schien Schmerzen zu haben, sie hörte, wie er hinter dem Schirm jammerte. Jedes Mal, wenn er dies tat, wurden die Atemzüge seiner Mutter schneller, gleichsam zitternder, so als sehne sie sich nach jener Zeit zurück, als sie noch trösten konnte.

Sie hatten Flora heute Abend früh fertig gemacht. Man würde sie stören, die Weißhosen würden die ganze Nacht über rein- und rausrennen und in gedämpftem Ton sprechen, so als bekäme man dadurch nichts mit. Sie würden mit Taschenlampen leuchten, und der Duft von Kaffee würde aus dem Personalraum zu ihr herübersickern.

Es würde mit Sicherheit keine gute Nacht werden.

Sie dachte an Sven und fand es ungerecht. Sein Tod war so schnell gekommen. Sie wäre auch gerne auf die gleiche schmerzfreie, leichte Art gestorben, einfach alles hinter sich lassen und aussteigen. Stattdessen lag sie nun hier wie ein lebendiges Gepäckstück und wurde erniedrigt und gekränkt wie ein Kind.

Sie und Sven hatten von Anfang an Sympathie füreinander empfunden. Er bot ihr das Du an, was zu jener Zeit noch sehr ungewöhnlich war, ihre Zusammenarbeit jedoch zweifellos erleichterte.

Schon bald hatte sie seine Unbeholfenheit in gewissen Dingen durchschaut, tat aber ihr Bestes, damit er dies nicht merkte. Ein Firmenchef war er im Grunde nicht und Flora erkannte nach einer Weile, dass er das Familienunternehmen ohne große Begeisterung übernommen hatte. Er tat es, weil es von ihm erwartet wurde, seine gesamte Erziehung war darauf ausgerichtet gewesen. Sein Vater, Georg Dalvik, hatte die Firma

gegründet. Er war es, der die heute fast weltweit berühmte Halspastille Sandy erschaffen und vermarktet hatte, »außen rau wie Sand, löscht aber deiner Kehle Brand«.

Sven war nicht unbedingt der Mann, den sie als sehr junges Mädchen in ihren Träumen vor Augen gehabt hatte, aber er war lieb. Er glaubte an sie, wandte sich an sie, wenn die Dinge kompliziert wurden. Er fragte sie auch regelmäßig um Rat, wenn er Geschenke für seine französische Frau kaufen wollte. So gesehen hatte sie das Gefühl, sowohl ihn als auch seine Familie zu kennen, ohne jemals seine Frau oder das kleine Mädchen getroffen zu haben. Ein Foto von ihnen stand auf seinem Schreibtisch, eine dunkelhaarige Frau mit einem pummeligen und lachenden Kind auf dem Schoß. Das Kind reckte seine Arme nach hinten und schlang sie um den Nacken der Mutter.

Manchmal, wenn er im Ausland war, ging sie in sein Büro und betrachtete die Fotografie. Sie war im Freien aufgenommen worden, in Hässelby, wo er erst vor kurzem ein Haus gekauft hatte. Man konnte einen Dachgiebel erkennen. Flora wusste genau, wo das Haus lag.

Sven erzählte ihr oft von den Mühen des Gemüseanbaus. Er war auf dem Karlaväg, mitten in der Stadt aufgewachsen und hatte nur wenig Erfahrung mit Gartenarbeit, er zeigte ihr seine Handflächen. Einmal klagte er über die Himbeersträucher, sie schienen von einer seltsamen Krankheit befallen worden zu sein.

Flora bat ihn, sie zu beschreiben.

»Nun ja, es sind solche braunlila Flächen auf den Blättern und den Zweigen, die aufplatzen und dann grau gesprenkelt werden. Himbeeren wachsen auch keine, sie vertrocknen einfach. Ich finde es so traurig, wir wollten doch auf dem Balkon sitzen, meine Frau und ich, und frische Himbeeren mit Sahne essen.«

Sie wusste sofort, was los war.

»Rutenkrankheit«, sagte sie und es wurde ihr innerlich warm.
»Es ist eine Pilzkrankheit, und leider muss ich dir mitteilen, dass

es die schlimmste Krankheit ist, die einen Himbeerbestand befallen kann.«

Ihr Chef starrte sie an.

»Doch, es stimmt«, sagte sie voller Eifer. »Du musst alles wegschneiden und verbrennen, was angegriffen aussieht. Anschließend kannst du Kupferkalk und Kupfersulfat spritzen.«

»Zum Teufel, was du alles weißt!«

Er fluchte selten, jetzt tat er es.

»Du vergisst, dass meine Eltern eine Gärtnerei haben. Ich bin mit Kupfersulfat groß geworden.«

Er lachte und umarmte sie. Das war ungewöhnlich. Körperliche Berührungen waren zwischen ihnen fast nie vorgekommen.

Noch zweimal kam es dazu. Eines Abends arbeiteten sie länger, es wurde ziemlich spät. Flora setzte einen Tee auf und schmierte ein paar Butterbrote. Als sie das Tablett auf seinem Tisch abstellte, legte er ihr den Arm um die Taille, zog ihn aber unverzüglich wieder zurück. Sie begriff, dass er gedacht hatte, er wäre zu Hause. Er war müde. Er wurde rot.

Das zweite Mal passierte es auf einem von der Belegschaft auf einer Insel organisierten Krebsessen. Sie wurden betrunken, sowohl Sven als auch sie, keiner von ihnen war es gewohnt, Schnaps zu trinken. Sie saßen in dieser Nacht eine Weile zusammen auf einem Felsen und hielten einander an den Händen. Mehr war es nicht.

Als Svens Frau starb, war er sehr stark. Schon am nächsten Tag kehrte er in sein Büro zurück. Das Mädchen hatte er bei seinen Eltern gelassen. Er war verändert, aber nur äußerlich, schien an einem einzigen Tag mehrere Kilo an Gewicht verloren zu haben. Ansonsten war er wie immer. Ein bisschen still, ein bisschen traurig.

Flora stellte ihm einen Topf mit blauen Usambaraveilchen ans Fenster. Blau war die Farbe der Hoffnung und des Trostes. Sie wusste nicht, ob er es überhaupt merkte. Sie fragte, ob es etwas gebe, was sie tun könne. Da wandte er ihr das Gesicht zu, aber ohne sie zu sehen.

Nach der Beerdigung begann er, von seinem Kind zu sprechen. Das Mädchen hieß Justine. Sie war in einem schwierigen Alter, und dass sie ihre Mutter verloren hatte, machte die Sache nicht besser.

»Meine Eltern kommen nicht mit ihr zurecht«, sagte er, »sie haben sich nie besonders für Kinder interessiert. Außerdem ist mein Vater herzkrank.«

Flora hörte geduldig zu. Die ganze Zeit saß sie da und hörte zu und versuchte gerade dadurch zu trösten, versuchte, nicht aufdringlich zu wirken, nicht mit zu vielen Ratschlägen zu kommen.

Das erste Jahr löste er das Problem mit Haushaltshilfen, die sich um das Haus und das Kind kümmern sollten. Manchmal sprach er davon, das Haus zu verkaufen, aber seine Frau lag auf dem Friedhof von Hässelby begraben, und mehrmals in der Woche ging er dorthin.

»Glaubst du, sie würde wollen, dass ich es verkaufe?«, wollte er von ihr wissen. »Sie hat dieses Haus so sehr gemocht, ihr zuliebe haben wir es gekauft.«

Er hatte Probleme, seine Haushaltshilfen zu halten. Vielleicht war es zu einsam dort unten am Seeufer? Vielleicht fühlten sie sich isoliert?

Dass es an dem Mädchen liegen könnte, dieser Gedanke kam seinem armen, verstörten Gehirn nie.

5. KAPITEL

Die Bäume lösten sich aus dem Nebel, wurden schwarz, bekamen Kontur. Es war Morgen. Justine hatte die ganze Nacht in einem Sessel sitzend geschlafen, sie war durstig und zwischen den Schulterblättern völlig verspannt. Auf die gleiche Art wie dort, und doch wieder ganz anders. Dort: Sie konnte sich noch gut an die Erleichterung erinnern, die sie empfunden hatte, als sie endlich die Konturen erahnen konnte. Die kompakte tropische Dunkelheit hatte begonnen, sich zu bewegen, war auf dem Rückzug. Sie lag mit weit aufgerissenen Augen da und beobachtete, wie alles Schritt für Schritt wiederkehrte, die Stämme, die Blätter, wie sie in den Tag hineinwuchsen und Form annahmen. Erleichterung breitete sich in ihr aus, ihre Glieder entspannten sich. Sie hatte die ganze Nacht wach gelegen. Jetzt sank sie in einen kurzen Schlaf, während die anderen schon langsam begannen, sich in ihren Schlafsäcken zu räkeln.

Justine ging die Treppe hinab, hielt sich am Geländer fest wie eine müde und gealterte Frau. Ja, wie sich Flora zwischen den Etagen auf und ab geschleppt hatte, bevor sie ins Heim kam. Freiwillig wäre sie nie gegangen. Aber nach dem Anfall hatte sie keine Kraft mehr.

Unten lag die Küche im Dunkeln. Sie machte das Licht über dem Herd an und setzte einen Topf mit Wasser auf. Ihr Kleid war zerknittert, sie musste geschwitzt haben, während sie schlief. Sie hatte nicht gemerkt, dass die Nacht hereinbrach.

War es so, wenn man starb?

An die Wand gelehnt trank sie ihren Tee in langsamen Schlucken, spitzte ihre Ohren auf der Suche nach eventuellen

Geräuschen. Empfund eine plötzliche Sehnsucht, ein Bedürfnis nach Worten, nach etwas anderem als dieser Stille. Sie rief den Vogel. Er saß vermutlich auf seinem Ast und schlief, den Kopf nach hinten gedreht und den Schnabel in die grauen Federn gebohrt. Er kam nicht, antwortete auch nicht, saß irgendwo in der Stille und erinnerte sich an seinen Ursprung.

Das Haus war daraus gemauert: aus kühler und brütender Stille. Wie eine Isolierung. Sie saß in den Steinen, im Kellergemäuer, saß in den Wänden, nicht einmal der Sonnenglut eines Augusttages gelang es, das Helle, Lebendige hervorzulocken.

Dort, im Dschungel. Dort existierte keine Stille. Überall lebte, kroch, pfiß und rieselte es, das Rascheln aus Laubschichten, in denen der Prozess endlos weiterging, ein knabberndes, dampfendes Vermodern, Millionen kleiner, schlemmender Kiefer, die niemals satt zu bekommen waren, die Schreie und das Rauschen des Regens, das Heulen einer Säge.

Sie hatte Nathan gefragt.

»Stehen die hier draußen im Dschungel mit einer Kreissäge. Ist es das, was man die Bedrohung der Regenwälder nennt?«

Er antwortete nicht, zwang sie, sich zu wiederholen. Erst dann drehte er sich um, und seine Augen waren so verändert, wie sie es seit Kuala Lumpur waren, wo Martina zu ihrer Gruppe gestoßen war.

Es war ein Insekt. Ein Insekt, das dieses ziehende Geräusch auslösen konnte, das ihr durch Mark und Bein ging und sie frieren ließ, obwohl es heiß war.

Martina ... Sie war im Grunde auch nicht viel mehr als ein Insekt gewesen. So musste sie das sehen. Auf Insekten setzt man seinen Absatz und zermatscht sie. Insekten wie sie, Martina, haben es nicht besser verdient. So musste sie es sehen, genau so.

Sie selbst war wie das Haus, aus Stille gemacht und gemauert.

So als bräuchten die Worte Zeit, um Form anzunehmen, um ihren Weg in ihr und aus ihr heraus zu finden.

Es hatte dazu geführt, dass die Menschen die Geduld verloren.

Niemand hatte Lust, auf Worte zu warten.

Einige sahen es als ein Zeichen von Schüchternheit, andere als ein Zeichen von Überheblichkeit. Genau dieses Wort, überheblich, hatte ihre Lehrerin für sie gebraucht, schon nach wenigen Wochen Unterricht. An diesem Morgen, als sie daran dachte, wurde sie von Schwindel erfasst, sank in die Hocke, den Kopf zwischen die Knie gesenkt:

Flora stand auf dem Flickenteppich, mitten im beigen Feld, na ja, eher isabellfarben, dort stand jetzt Flora, und die schweren, braun geschminkten Augenlider wurden wie kleine Luken hochgezogen.

»Steh auf, Justine!«

Nein. Sie sank immer tiefer, in den Teppich hinab, hinein. Flora hatte Stiefel an, die feinen Stiefel mit den Pfennigabsätzen. Von hier aus sah sie deutlich diese Absätze, sah, wie ein kleines Blatt an einem von ihnen klebte, aufgespießt worden war. Floras Hand auf ihrem Scheitel, anfangs noch leicht wie zur Versöhnung. Dann die Finger, die sich krümmten, die Nägel, das Haar, wie ein Eisbrand in seinen Wurzeln, als sie hochgezogen wurde, aaaah ...

»Du kannst ja doch noch den Mund aufmachen!«

Wie ein Pendel, hin und her, die kurzen, zerbrechlichen Haare, wie sie rissen.

Flora stellte sie auf dem Fußboden ab, es war kalt, sie hatte in ihrem Bett gelegen, aber gehört, wie Flora zur Haustür hereinkam. Nur im Nachthemd war sie dann die Treppe hinuntergegangen.

»Weißt du, was deine Lehrerin mir heute Abend erzählt hat? Weißt du das? Deine Lehrerin sagt, du bist aufsässig. Aufsässig und überheblich hat sie dich genannt. Ich war gezwungen, ihr leider Recht zu geben, ihr zu sagen, Fräulein Messer, leider: Es stimmt.«

»Das ist nicht wahr, das ist nicht wahr, sie hasst mich.«

»Nimm nicht solche Worte in den Mund, Justine, niemand hasst dich. Man nennt es Erziehung, und es ist ihre Pflicht gemäß dem Schulgesetz, ihren Schülern Manieren beizubringen.«

Verzeih mir, verzeih, aber sag, wie ich sein soll, wie ich sie dazu bringen kann, mich zu mögen ...

»Wenn mir noch einmal Klagen von deiner Lehrerin zu Ohren kommen, werde ich Dinge mit dir machen, dass nicht einmal dein Vater dich noch wiedererkennt.«

Justine hielt sich die Ohren zu, die Augen traten ihr aus dem Kopf, ihr wurde hässlich und kalt am ganzen Körper, hässlich und siedend heiß. Sie senkte ihr Gesicht. Der gleiche Teppich, dieser?

Floras kleiner Stiefelfuß, ja, er war klein, sie hatte es Papa sagen hören, als sie nachts im Flur stand und die beiden dachten, sie würde schlafen. Drinnen konnte sie Flora erkennen, nackt und dünn wie ein Mädchen, mit ihren Stiefeln auf dem sauberen Laken.

Jetzt drückten die gewebten Ketten des Teppichs gegen ihre Schläfe, jede Erhöhung und Unebenheit, der Geruch von kalt gewordenem Essen. Sie presste leicht mit der Sohle, rieb mit dem Fuß über Justines Wange.

»Ich will, dass du es sagst, laut, dass du ein ekelhaftes und abstoßendes Kind bist, das niemand gern hat!«

Sie konnte es nicht.

»Dass du ein verwöhntes und böses und dreckiges Kind bist, das niemand in der ganzen Welt lieben kann, sag es!«

An mehr konnte sie sich nicht erinnern.

Es war weg.

Der Vogel kam, seine pfeifenden Schwingen. Sie kochte zwei Eier, gab dem Vogel das eine und nahm sich selbst das andere. Es war ein großes und gut gewachsenes Tier. Der Vogel schälte sein Ei mit dem Schnabel, verteilte Schale und Eikrümel in der ganzen Küche.

»Fritz?«, überlegte sie geistesabwesend. »Heißt du vielleicht so?«

Der Vogel schrie auf, schlug mit den Flügeln und flog ihr auf die Schulter. Sie steckte die Finger in seinen grau gefiederten Bauch und fühlte den Körper darunter wie einen warmen und lebendigen Broiler ganz tief unter den Federn.

»Ich sollte vielleicht einen Freund für dich anschaffen«, sagte sie leise. »Wir sind wohl beide etwas zu einsam, du und ich.«

Er schnappte nach ihrem Zeigefinger, nur ganz leicht, hob ihn hoch und stupste ihn wieder weg. Er war einen Tag, nachdem Flora es verlassen hatte, ins Haus gekommen. Justine hatte eine Anzeige in Dagens Nyheter gelesen: »Vogel zu verkaufen aufgrund veränderter Familienverhältnisse, lieb und handzäh.«

Veränderte Familienverhältnisse. Das galt auch für sie.

Ohne lange zu überlegen, griff sie zum Telefon. Der Vogel befand sich draußen in Saltsjöbad, und zuerst wollte das Auto nicht anspringen, aber nachdem sie eine Zeit lang mit »Startpilot« unter die Motorhaube gesprüht hatte, sprang er doch noch an. Es war ein alter Opel Rekord, und sie war immer ein wenig nervös, wenn sie ihn fahren sollte, er war ein wenig unzuverlässig.

An der Kreuzung bei Slussen verfuhr sie sich und kutschierte geraume Zeit planlos durch die Gegend, bis sie die Abfahrt

Richtung Nacka entdeckte. Mit großen Bleistiftstrichen hatte sie sich eine Karte gezeichnet. Sie lag neben ihr auf dem Vordersitz, und ihr war es zu verdanken, dass sie schließlich den richtigen Weg fand.

Das Haus sah gepflegt und freundlich aus wie alle Häuser hier. Sie parkte am Zaun und klingelte. Einen Augenblick später kam ein Mann zur Tür und öffnete ihr. Am Telefon hatte sie mit einer Frau gesprochen. Der Mann war in ihrem Alter, das Gesicht streng und verschlossen.

Scheidung, dachte sie.

Er wusste sofort, wer sie war, und bat sie, einzutreten. Im Haus herrschte Chaos. Halb gepackte Kartons standen im Flur verteilt, etwas entfernt sah sie den Boden des Wohnzimmers. Er war mit verstreuten Büchern übersät, so als habe jemand in einem Wutanfall alles aus den Regalen gerissen, was sich in ihnen befand. Aus der Küche drang der Geruch von etwas Angebranntem.

Dort in der Küche saß auch der Vogel, in einem hohen und verschnörkelten Bauer. Er döste, ignorierte sie völlig.

»Oh«, sagte sie. »Ich hatte gedacht, es wäre ein Papagei.«

»Wie sind Sie denn darauf gekommen?«

»Papageien sind als Haustiere in der Regel etwas weiter verbreitet.«

»Ja, mag sein. Und jetzt haben Sie kein Interesse mehr?«

»Doch, doch. Die Art spielt eigentlich keine Rolle.«

Der Mann zog eine Glaskanne mit tiefschwarzem Kaffee vom Herd. »Verdammter Mist, den habe ich in der Eile völlig vergessen.«

»O je ...«

Er warf ihr ein schiefes Grinsen zu. »Es ist alles ein bisschen viel im Moment.«

Sie sollte wohl etwas sagen, sich nach den Eigenheiten und Essgewohnheiten des Vogels erkundigen. Sie brachte es nicht fertig. Irgendetwas an diesem Vogel, an seiner struppigen, schwarzgrauen Gestalt brachte sie den Tränen nah. Als sähe sie sich selbst da drinnen, zusammengekauert, anderen zur Pflege überlassen.

Der Mann räusperte sich und zog einen Karton zur Seite. »Wir sind im Aufbruch begriffen«, sagte er.

»Ja ... Ich verstehe.«

»Ja, so ist das. Nach vielen gemeinsamen Jahren ist man eines Tages nicht mehr Mitglied einer Familie. Man hat das immer selbstverständlich gefunden. Sie! Finden Sie niemals etwas selbstverständlich. Tun Sie das bloß nicht!«

»Das tue ich auch nicht.«

»Das tun aber viele. Ich zum Beispiel, ich habe es getan. Bis jetzt.«

Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Der Mann schwieg eine Weile, dann sagte er: »Wie gesagt, hier haben Sie den Vogel. Er hat viele Jahre mit uns zusammengelebt ... Er ist ein Teil der Familie gewesen. Meine Frau fand ihn als Küken hier draußen im Garten. Er war wahrscheinlich aus dem Nest gefallen. Eine Katze hatte ihn gefangen, eine Katze, die ein Spielzeug haben wollte. Wissen Sie, was ich mit dieser Katze gemacht habe? Ich habe sie erschossen.«

»Sie haben die Katze erschossen ...?«

»Mit einem Luftgewehr. Sie war sofort tot.«

»Ist das denn erlaubt?«

»Das ist mir scheißegal. Es war in meinem Garten, und in meinem Garten mache ich, was ich will.«

»Und der Vogel ...?«

»Um den haben wir uns dann gekümmert und ihn aufgezogen. Aber jetzt sind wir, wie gesagt, unterwegs in verschiedene

Richtungen, meine liebe Frau und ich. Und der Vogel braucht ein Zuhause.«

»Er sieht ein wenig, wie soll ich sagen, mitgenommen aus ... Er ist doch gesund und so?«

»Ja, wissen Sie, Tiere bekommen mehr mit, als man glaubt. Er hat monatelang unsere Diskussionen mit angehört. Er trauert, er ahnt, dass die Stunde des Aufbruchs naht. Er hat meine Frau immer geliebt. Sie konnte es übrigens nicht ertragen, dabei zu sein, als Sie kamen.«

»Wird er sich bei mir wohl fühlen, was meinen Sie?«

»Ich denke schon. Er will bei jemandem sein, der ihn auch haben will. Das spürt er instinktiv, und diesem Menschen tut er auch nichts zu Leide.«

Seite an Seite betrachteten sie den Vogel, der mit einem glänzenden und starren Auge zurückglotzte. Der Mann schluckte, fuhr mit den Fingern über die Gitterstäbe.

»Einige Vogelarten leben in Paaren, sie sind einander treu bis in den Tod!«, platzte er heraus, und kleine Speicheltropfen glänzten auf seinem Kinn. »Die Aras in Brasilien zum Beispiel, bis in den Tod!«

Sie nickte vorsichtig.

»Na, was meinen Sie, wenn Sie ihn haben wollen, nehmen Sie ihn doch gleich mit. Ich halte das nicht länger aus ... Außerdem muss ich weiter ... packen.«

»Wie viel wollen Sie für ihn haben?«

»Nehmen Sie ihn einfach mit, er gehört Ihnen!«

»Aber in der Anzeige ...«

»Scheiß drauf. Scheiß drauf, was in der Anzeige stand. Ich will keine Öre haben. Nicht einmal für den Bauer.«

»Den Bauer ... den kann ich leider nicht mitnehmen.«

»Sie wollen den Bauer nicht?«

»Nein. Ich glaube nicht, dass ich ihn ins Auto bekomme.«

Er ging zum Fenster hinüber, starrte eine Weile hinaus. Als er sich wieder zu ihr umdrehte, hatte er rote Augen. Er holte Luft, nahm Anlauf.

»Dann werde ich ihn wohl wegwerfen müssen oder aber versuchen, ihn zu verkaufen. Oh Scheiße, ich halte das nicht aus, mich mit noch mehr beschissenen Anzeigen abzugeben. Und dem Vogel müssen wir die Flügel stutzen. Er kann aus einem Impuls heraus einfach abhauen, verstehen Sie, und dann wird er nicht mehr als ein paar Minuten unbeschadet überstehen, ehe sich die Elstern über ihn hermachen. Sie hacken ihn in kleine Stücke.«

Justine entfuhr ein kleiner Schrei.

»Nein ... Das können wir nicht tun!«

Hastig wickelte sie ihr Halstuch ab. Es war lang und dünn und mehrmals um ihren Hals geschlungen.

»Nicht die Flügel stutzen, nur das nicht ... Lassen Sie mich das so machen ... stattdessen ...«

Sie hakte die Tür des Bauers auf und streckte ihren Arm hinein, langsam und steif. Sie hatte ein wenig Angst, der Mann machte sie nervös, sie wäre lieber allein gewesen. Der Vogel öffnete seinen Schnabel, er war schwarz und ein wenig gebogen, er ließ ein Zischen hören.

»Komm«, flüsterte sie. »Klettere auf meinen Arm und setz dich.«

Der Mann bewegte sich hinter ihr.

»Sie verstehen etwas von Tieren, nicht wahr?«

»Ja«, murmelte sie, und in gewisser Weise stimmte es ja auch. Der Vogel machte einen zögernden Schritt in ihre Richtung und saß auf einmal auf ihrer Hand. Er war schwer und warm. Sie zog den Arm zurück. Der Vogel blieb sitzen.

Sie schob ihn auf den Küchentisch hinunter und wickelte dann das Halstuch um seinen Rumpf und seine Flügel. Er machte keine Anstalten zu fliehen.

Sie nahm ihn in den Arm wie ein Kind.

»Soooo«, flüsterte der Mann. »Sooo ...«

Er sang ein wenig vor sich hin, sumnte mit eintöniger Stimme, wandte daraufhin die Lippen in Richtung Decke und gab einen Laut von sich wie aus einem samischen Jojk. Justine lief der Schweiß den Rücken hinunter.

Sie ging zur Tür und versuchte, sich die Stiefel überzuziehen.

»Ich werde Ihnen helfen!« Der Mann fiel neben ihr auf die Knie, presste ihre Füße in die Schuhe und verknötete die Schnürsenkel mit festen Doppelknoten. Er war verstummt. Er öffnete die Tür und folgte ihr hinaus. Als sie dabei war, ins Auto zu steigen, beugte er sich über den Vogel und küsste ihn schmatzend auf den Schnabel, wandte sich dann bestürzt ihr zu.

»Er hackt sonst immer nach einem, wenn man das macht, hackt einem Löcher in die Kleider.«

»Tatsächlich ...«

Justine legte den Vogel neben sich auf den Vordersitz. Er sah aus, als würde er schlafen.

»Sehen Sie mal, das Tier sieht jetzt aus wie eine Kohlroulade«, sagte der Mann, und sie bemerkte, dass er den Vogel nun zu etwas Neutralem gemacht hatte.

Während sie den Wagen anließ, blieb seine Hand auf dem offenen Autofenster liegen. Es war eine schmale und eigenartig kindliche Hand.

»Ich fahre dann mal«, sagte sie und legte den ersten Gang ein. Die Knöchel des Mannes wurden weiß.

»Ja«, kam es von oben.

Als das Auto sich in Bewegung setzte, ließ er los und machte eine Bewegung, als wollte er sie wieder zurückwinken. Erst als

sie auf der Autobahn war, fiel ihr ein, dass sie vergessen hatte, nach dem Namen des Vogels zu fragen.

Sie ließ ihn in ihrem Zimmer wohnen. Aus dem Garten holte sie einen Baum herein, den sie in einen Weihnachtsbaumständer stellte, und mit Hilfe eines Hakens in der Wand festmachte. Der Baum wurde zum Schlafplatz des Vogels. Nach ein paar Stunden hatte er jedes einzelne Blatt von den Ästen abgeissen.

Er mochte es, in der Küche zu sein oder ihr Gesellschaft zu leisten, wenn sie dasaß und auf das Wasser hinausschaute. Überall fand sie seine eingetrockneten Spuren. Die erste Zeit achtete sie darauf, Zeitungen auszubreiten und alles wieder sauber zu machen. Mittlerweile geschah dies eher sporadisch, wenn ihr einfiel, dass das Haus ihr ganz allein gehörte und sie es pflegen musste, denn ihr Eigentum war es wert, gepflegt zu werden. Wie sie selbst.

Die Wurzeln umgestürzter Bäume. Etwas, worunter man als Kind kriechen konnte; sie konnten wieder zurückklappen, aber das passierte nie, und sie saß dort, bis zum Hals in der Erde.

Die Tiere: Kleintiere, schnüffelnde Tiere, Pelze mit wuscheligem Glanz. Oder die Rehe, die regungslos genau dort standen, wo der Wald in Felder überging, die Feuchtigkeit der Schnauzen, das Weiß in ihren Augen. Dort hinter der Wurzelwand war sie von ihnen umgeben, kauerte sich zusammen und war Schneewittchen, verlassen von dem Jäger. Sie dachte an ihn, und da schwoll es ein wenig an zwischen ihren Beinen, das Blut war jetzt zum ersten Mal aus ihr gekommen, aber sie war noch ein Kind. Und doch.

Und er führte sie in den Wald hinaus, und er hob sein Gewehr.zielte direkt auf ihre linke Brust. Sie saß bei der toten Hindin, als er ging, sie schaute in die Wunde hinab. Er hatte darin gewühlt und geschnitten, das Herz mitgenommen. Was war eine

Hindin? Sie wusste es nicht, aber der Körper war zerfleischt, und der Jäger trug nun das Herz zu jener Frau, die in Schneewittchens Zuhause wohnte.

Ich habe mit dem Mädchen getan, was du befohlen.

Für eine Sekunde zerbrechlich, griff dann nach dem Spiegel, sah ihr eigenes Bild.

Satisfaction.

Die Füchse kamen und die Mäuse. Und wie Flocken fielen die Federn der Eulen in das Wurzelloch hinab, in dem Schneewittchen saß. Wie warmer und schützender Schnee.

Tiere machten Flora krank, sie bekam eine Gänsehaut und ekelte sich. Die Katze schlich sich in die Diele, Flora jagte sie mit einem Besen wieder hinaus. Das Fell sträubte sich ihr, sie hob den Schwanz.

Als Papa abends gute Nacht sagte, erzählte sie ihm davon.

Er machte ein aufgelöstes Gesicht, strich ihr schwach über die Hand, lange, aber schwach.

Abend für Abend bat sie Papa um ein Tier, eine Katze oder einen Hund oder einen Vogel. Vielleicht hatte er gewollt, aber er war ein Spielball in Floras Hand.

»Etwa ein paar verlauste Mäuse mit ihren Dreckslöchern«, würde sie sagen und die geschminkten Porzellanaugen würden ihn anstarren, gnadenlos. »Bakterien und Gestank. Tiere sind Tiere, sie gehören nicht in menschliche Behausungen.«

Mit ihrem Blaufuchspelz war das etwas anderes. Er war tot. Sie bekam ihn an einem Wintertag. Er sollte sie besänftigen. Flora war jemand, der fast immer besänftigt werden musste.

6. KAPITEL

Berit Assarsson kam erst spät dazu, Mittagspause zu machen. Sie wusste nicht recht, wo sie essen sollte, ihr Hunger hatte sich mittlerweile schon wieder verflüchtigt, aber etwas musste sie auf jeden Fall zwischen die Zähne bekommen, wenn sie den Nachmittag überstehen wollte.

Sie redigierte gerade ein Buch über das Segeln. Sie verstand nicht besonders viel vom Segeln, aber da das Buch herauskommen sollte und sie den Auftrag bekommen hatte, sich darum zu kümmern, wollte sie sich möglichst keine Blöße geben.

Tor hatte ein Boot gehabt, als sie sich kennen lernten, und natürlich war es schön gewesen, zwischen den Schären hinauszugleiten und sich einen Ankerplatz für die Nacht in einer geschützten Bucht zu suchen. Aber alles andere! Er wurde so schnell gereizt, verlangte von ihr, die Übersicht über alle Leinen und Taue zu behalten, und in Krisensituationen vergaß er völlig, dass sie dazu nicht in der Lage war. Dann gab es Streit und unangenehme Szenen.

Sie verkauften das Boot und kauften sich stattdessen ein Wochenendhäuschen. Oder was man so Häuschen nennt. Es handelte sich um ein recht großes Haus, Anfang des Jahrhunderts gebaut und auf der Insel Vätö gelegen. Winterfest, so dass sie Weihnachten dort feiern konnten, was sie auch regelmäßig taten. Letztes Mal waren ihre beiden Söhne gekommen und hatten ihre Freundinnen mitgebracht.

Berit ging in die Markthalle am Hötorg. Es war kurz nach eins. Um diese Zeit war der größte Andrang schon vorbei. Sie bestellte einen Avocadoteller mit Krabben und einen großen Café au lait und setzte sich an einen der Tische in der Nähe der Blumenabteilung. Wie viele hübsche Tulpen es im Moment gab,

welch herrliche Farben! Wenn das Thermometer jetzt noch ein paar Grad unter Null fiel und es ein wenig Schnee gäbe, sähe alles schon viel heller und freundlicher aus.

Die Avocado war ein wenig hart. Sie erwog, mit ihrem Teller zum Tresen zurückzugehen und sich zu beschweren, blieb dann aber doch sitzen. Wie oft hatte sie schon in dieser Markthalle gegessen? Mindestens einmal die Woche in all den Jahren, die sie die Stelle im Verlag hatte. Sie versuchte, es im Kopf auszurechnen, sagen wir sechsendvierzig Wochen mal vierzehn, das macht, das macht, das macht ...

Moment, letztes Jahr, als sie fünfundvierzig wurde, war sie verweist. Tor hatte sie mit den Tickets zu einer Weltreise überrascht.

»Konntest du nicht warten, bis ich fünfzig werde!«, rief sie aus, fast bestürzt über seine plötzliche Großzügigkeit.

Er hatte sie umarmt, schnell und unbeholfen.

»Wer weiß, ob wir noch so lange leben.«

Sie reisten und blieben fast zwei Monate fort. Das machte acht Wochen und dementsprechend achtmal, die sie nicht hier in der Halle gegessen hatte. Sie wühlte in ihrer Handtasche nach ihrem Taschenrechner, konnte ihn aber nicht finden.

Stattdessen war sie gezwungen, einen Kugelschreiber hervorzuholen und es schriftlich auszurechnen, genau wie Fräulein Messer es ihnen damals vor sehr langer Zeit in der Schule beigebracht hatte.

Sie kam auf weit über sechshundert Mal.

Also, weit über sechshundert Mal hatte sie hier unten in diesem kleinen Restaurant unterhalb der Rolltreppe gegessen.

Das ist dein Leben, Berit!

Immer öfter hatte sie ihr Leben satt. Immer öfter überkam sie das Gefühl, dass ihr Leben seinen Zenit überschritten hatte, als

hätte es das bereits vor langer Zeit getan, und als wäre jetzt alles zu spät.

Alles, was denn alles?

Berit redete manchmal mit Annie darüber, die ihr Büro nebenan hatte. Sie hatten ungefähr gleichzeitig im Verlag angefangen, waren beide vorher länger mit den Kindern zu Hause gewesen, hatten beide Söhne.

Ja, alles ... Worauf man gewartet hatte, etwas, das noch kommen sollte.

Annie gab ihr Recht. Sie war vier Jahre jünger und gab ihr trotzdem Recht.

Ich frage mich, wann es aufgehört hat, dachte sie. Ich frage mich, wann man sich aus einem aktiven und jungen Menschen voller Erwartungen in eine roboterähnliche Maschine verwandelt hat.

Sie war wirklich noch nicht alt. Es kam vor, dass die Männer sie mit diesem besonderen Ausdruck im Blick betrachteten, aber in der Regel erst, wenn sie ihr vorgestellt worden waren. Ansonsten fiel sie kaum noch auf. Sie pflegte ihren Körper, pflegte ihr Gesicht, zeigte sich nie ungeschminkt, nicht einmal auf dem Land. Alle fünf Wochen ging sie zum Friseur, einem schwarzen und schönen Mann, der genau wusste, wie sie die Haare haben wollte.

Schade, dass er »andersrum« ist, fuhr es ihr plötzlich durch den Kopf, ich habe noch nie mit einem Neger gebumst. Sie wurde rot, als würde sie sich schämen.

Sie ließ den Blick über die Verkaufsstände schweifen. Fast immer traf sie irgendeinen Bekannten hier unten, so war es auch heute, da drüben glitt soeben Elisabet über den Boden der Markthalle, sie hatte eine ganz eigene Art, gleichsam vorwärts zu fließen, alles beiseite zu wischen, was sich ihr in den Weg stellte.

Jetzt entdeckte sie Berit, ihr Mund verzog sich zu einem Lächeln.

»Liebste, kleine Berit, sitzt du hier ganz solo? Darf ich mich einen Moment zu dir setzen und einen ... was trinkst du, café latte? Ich nehme auch so einen.«

»Eigentlich hatte ich gerade vor zu gehen. Aber setz dich ruhig, einen Moment kann ich ruhig noch bleiben.«

Elisabet war auch in der Verlagsbranche tätig, arbeitete aber in dem großen, weißen Haus am Sveaväg, dem Albert Bonniers Verlag.

»Wie geht es dir, Schätzchen, siehst du nicht ein bisschen blass aus?«

»Wirklich?«

»Ach was, das ist vielleicht nur das Licht hier. Ja, ganz bestimmt ist es das.«

»Um ehrlich zu sein, ich fühle mich ein wenig müde.«

»Tatsächlich? Wir haben doch über Weihnachten ein paar Wochen frei gehabt, oder hast du etwa Weihnachten gearbeitet?«

»Nein, das nicht. Aber ... nicht auf diese Art müde.«

»Ich weiß, was du meinst, es ist dieses ewige graue Wetter. Wenn es wenigstens etwas kälter würde, ich sehne mich nach Eis. Wir sind noch kein einziges Mal mit den Schlittschuhen unterwegs gewesen. Und dabei ist es Mitte Januar. Ob das wohl an El Niño liegt, was meinst du? Ist er es, der uns alles verdirbt, kommt der so hoch in den Norden?«

»Keine Ahnung.«

»So oder so, es ist ein Trauerspiel. Und, gibt es was Neues?«

»Nicht dass ich wüsste. Und bei euch, wie läuft es bei euch?«

»Bestens, viel zu tun.«

»Bei uns auch. The same procedure ... Alles wiederholt sich. Ich glaube, ich verliere allmählich die Lust.«

»Aber Kleines ... Habt ihr denn gar keinen Spaß?«

»Wie man's nimmt.«

Elisabet lehnte sich über den runden, weißen Eisentisch.

»Ist denn was dran an der Sache, dass ... Curt Lüding verkaufen will?«

Curt Lüding war Berits Chef. Er hatte den Verlag Mitte der siebziger Jahre gegründet, gehörte damals zu den jungen Oppositionellen, die auf die Barrikaden gingen. Zu jener Zeit hatte er Undergroundliteratur und gesellschaftskritische Romane verlegt. Damit hatte er inzwischen aufgehört. Die Zeiten hatten sich geändert.

»Dieses ständige Gerede«, sagte sie, verspürte aber doch ein Rumoren in der Magengegend.

»Du hast also nichts gehört?«

»Nein, du etwa ...«

»Ach, ich weiß nicht ... Nein, es ist bestimmt nichts dran.«

»Meinst du etwa, dass Bonniers kaufen will?«

»Ja.«

Berit pickte mit ihrer Gabel ein Maiskorn auf und stopfte es sich in den Mund.

»Solche Gerüchte sind irgendwie unangenehm«, sagte sie.

»Vielleicht geht es einem deshalb so schlecht. Man weiß, was man hat, oder so ähnlich. Ich werde mich dieses Wochenende den Teufel um den Job scheren, ich werde keinen einzigen Gedanken an ihn verschwenden! Stattdessen werde ich zusehen, dass ich viel draußen bin, einen langen Spaziergang machen, so werde ich den Samstag verbringen. Ich fahre raus nach Hässelby und sehe nach dem Grab, dann kann ich da draußen ein wenig

spazieren und nostalgisch werden. Ich bin schon seit Ewigkeiten nicht mehr da gewesen.«

Auf dem Rückweg schaute sie noch schnell in ein Geschäft für extravagante Unterwäsche herein, das auf der Drottninggata lag. Sie probierte ein paar BHs an und entschied sich für einen glänzenden, roten Bügel-BH und einen dazu passenden Slip. Das grelle Licht in der Umkleidekabine ließ ihre Hüften und ihren Bauch schlaff und blass aussehen.

Mein Rumpf, dachte sie. Wie in einem Obduktionsbericht.

Sechshundertneunzig Kronen.

Aber was tut man nicht alles für sein Glück!

Sie hatte Heißhunger auf Schokolade und ging schnell, schnell vorbei an dem Geschäft mit den belgischen Leckereien. Dort hatte sie vor Weihnachten eingekauft, kleine, erlesene, von Hand gefertigte Schokoladenschnecken für die Freundinnen ihrer Söhne. Sie waren dünn wie Bohnenstangen, ein bisschen Fett konnte ihnen nicht schaden.

Die beiden waren ihr fremd. Sie glichen einander, eckig, blond, mit platten Brüsten. Die ganze Zeit hingen sie an den Jungen, fummelten an ihnen herum und winselten wie zwei verwöhnte kleine Kinder. So hätte sie sich einmal bei Tor zu Hause benehmen sollen! Seine Mutter hätte sie hinausgeworfen.

Helle und Marika. Helle war Dänin, weiß der Himmel, wie sie in Stockholm gelandet war. Berit hatte versucht, sich mit ihnen zu unterhalten, etwas über ihre Familien zu erfahren. Sie waren kurz angebunden und verschwiegen oder vielleicht auch nur schüchtern. Den Jungen zuliebe bewahrte sie gute Miene.

Mittlerweile regnete es stark, sie spannte ihren Regenschirm auf und richtete ihn wie einen Schild gegen den Wind. Als sie an dem russischen Restaurant vorbeikam, musste sie die Straßenseite wechseln. Das ganze Lokal wurde abgerissen, ein

Bagger blockierte den Bürgersteig. Sie fragte sich, was jetzt wohl in das Haus kam. Sie war manchmal dort gewesen und hatte gegessen, deftige Eintöpfe und Pirogen. Es war gemütlich und warm gewesen, und wenn sie niedergeschlagen war, hatte sie dort gegessen und neue Kräfte gesammelt.

Der Aufzug zu den Büroräumen des Verlags war außer Betrieb. Sie ging die vier Stockwerke hoch, hinterließ mit ihrem Regenschirm eine nasse Spur, hängte ihren Mantel auf und ging zu ihrem Büro. Es war eigentümlich still überall, gab es etwa eine Besprechung, die sie vergessen hatte? Nein, Annie saß an ihrem Schreibtisch, sie ließ die Arme hängen und arbeitete nicht, saß einfach nur da mit einem ausdruckslosen und leblosen Ausdruck im Gesicht.

»Was ist los, Annie, ist etwas passiert?«

Annie gab ihr ein Zeichen:

»Komm rein!«

Dann stand sie auf und schloss die Tür.

»Jetzt, meine Liebe«, sagte sie dumpf. »Jetzt ist hier was im Gange!«

Berit lief ein Schauer über den Rücken.

»Was meinst du?«

»Curt läuft auf Hochtouren.«

»Aha. Inwiefern?«

»Er beruft eine Personalversammlung ein. Aber nicht heute, auch nicht morgen, sondern ausgerechnet am Montag.«

»Eine Personalversammlung?«

»Ja. Offensichtlich hat er uns etwas zu sagen.«

»Will er uns etwa entlassen?«

»Tja. Wer weiß!«

»Aber ...? Wo ist er jetzt?«

»Abgehauen zu einer Versammlung, den Rest des Tages nicht da, morgen auch nicht.«

»Oh, Annie ... Was sollen wir nur tun?«

»Tun! Wir können nichts anderes tun als warten. Den ganzen langen Freitag, das ganze lange Wochenende.«

»Warum musste er das denn heute schon erwähnen, konnte er nicht bis Montag warten?«

Annie zuckte mit den Schultern. Ihre Haare sahen ungepflegt aus, sie sollte etwas dagegen unternehmen.

»Wie sah er aus, wie hat er es gesagt?«

»Seine Birne sieht doch eigentlich immer aus wie ein Port-Salut-Käse!«

Berit nahm eine Büroklammer, die auf dem Schreibtisch lag, begann, sie zu verformen, an ihr zu ziehen, sie zu verbiegen.

»Ich habe Elisabet in der Mittagspause getroffen, du weißt schon, die Blonde, die bei Bonniers arbeitet.«

»Ach, die kleine Klatschtante.«

»Komm schon, sie ist in Ordnung. Aber sie stellte ein paar seltsame Fragen über Lüding, ob Curt vorhabe zu verkaufen.«

»Das hören wir ja nicht zum ersten Mal, ohne dass was daraus geworden wäre.«

»Stimmt. Aber was ist, wenn es jetzt so weit ist, warum sollte er denn sonst eine Personalversammlung einberufen?«

»Auch wieder wahr. Wir als Angestellte bei Bonniers?«

»Du vielleicht, du bist ja noch relativ jung. Aber ich werde dieses Jahr sechsundvierzig. Wer weiß, ob dieser vornehme Haufen eine sechsundvierzigjährige alte Schachtel übernehmen wird?«

Annie schwieg einen Moment.

»Aber wenn er verkauft, dann verkauft er uns doch im Grunde auch!«, platzte sie dann heraus. »Ich meine ... Wir gehören

doch sozusagen zur Verkaufsmasse. Ansonsten muss er uns doch irgendwie abfinden, irgendeine Form von Abfindung zahlen?«

»Ha! Hast du das in deinem Vertrag?«

»Nein.«

Die Büroklammer brach entzwei und piekste sie in den Daumen.

»Was meinen die anderen?«

»Das Gleiche wie wir, alle haben eine Scheißangst. Lotta bekam Bauchschmerzen und musste nach Hause fahren.«

Berit ging in die Küche und setzte eine Kanne Kaffee auf. Der Raum war schmutzig und unaufgeräumt wie immer, ungespülte Kaffeetassen und die leere Verpackung eines Fertiggerichts. Sie drückte den Pappkarton in den Papierkorb und fluchte.

»Ein beschissener Miststall ist das hier!«

»Es gibt Kaffee!«, rief sie anschließend einfach in den Flur hinaus, wütend, wie einen Befehl. Die anderen kamen, stumm und bekümmert.

Der Verlag hatte zwölf Angestellte, Curt Lüding eingerechnet. Sachbücher verkauften sich am besten. Vielleicht sollte man jetzt eher sagen, hatten sich am besten verkauft. Sie hatten eine belletristische Bestsellerautorin, Sonja Karlberg. Sie schrieb eine Art historischer Schinken, die in adligen Kreisen spielten, aber seltsamerweise vom Publikum angenommen wurden. Sie war eine zarte, zerbrechliche alte Dame, zumindest sah sie so aus. Annie, die ihre Lektorin war, bekam schon schlechte Laune, sobald Sonja Karlberg nur ihren Besuch ankündigte. Sie konnte wegen eines Satzfehlers rasend werden, einmal schmiss sie ein Buch direkt auf Annies Tastatur, so dass beides zu Bruch ging.

Schweigend setzten sie sich hin, schlürften aus ihren Kaffeetassen. Es begann zu dämmern, die Regentropfen

glitzerten auf den Fensterscheiben. Berit betrachtete die Töpfe mit Grünpflanzen am Fenster. Niemand hatte sie getränkt, sie ließen die Köpfe hängen. Ihr zog sich der Magen zusammen, sie liebte das hier trotz allem, die bedrückten Gesichter um den Tisch, die Schlamperei, die Stapel von Manuskripten, den Stress und die Druckfahnen, all das, was ein Teil ihrer Arbeit war.

Nach dem Abitur hatte sie Sprachen studiert. Sie hatte keine Ahnung, was sie eigentlich werden wollte, und es war mehr oder weniger ein Zufall, der sie in die Verlagswelt geführt hatte. Eine winzige Anzeige eines winzigen Verlags, der eine Korrekturleserin suchte. Der Verlag hieß Strena, es gab ihn schon lange nicht mehr. Aber ein paar Jahre lang las Berit gut gehende Thriller Korrektur, während sie heiratete und ihre Kinder aufzog.

Auf einem Verlagsfest kam sie mit Curt Lüding ins Gespräch. Der Zufall wollte es, dass er sich mit seinem Verlag gerade in einer expansiven Phase befand, und er stellte sie augenblicklich ein, ohne formale Qualifikationen zu fordern. Aber so war es vielen in der Branche ergangen, das begriff sie mit der Zeit. Ein wohlwollender Zufall hatte ihnen den Weg gewiesen.

Berits Mann Tor war Wirtschaftsprüfer. Die ersten Jahre wohnten sie zusammengepfercht in seinem kleinen Einzimmerappartement in der Thulegata. Es war eine sehr schwere Zeit. Als die Jungen zwei und drei Jahre alt waren, konnte die Familie endlich in ein eigenes Haus in Ängby ziehen.

Mittlerweile waren die Jungen ausgeflogen.

Aus dem Nest.

Von Zeit zu Zeit erfüllte es Berit mit Trauer, sie nicht mehr bei sich zu haben. Sie waren jetzt erwachsene Männer und verloren für sie, für immer.

Sie verließ den Verlag an diesem Tag schon um vier. Auf dem Heimweg kaufte sie zwei Scheiben Rinderfilet und eine Flasche schweren Rotwein. Tor war noch nicht heimgekommen, und sie deckte im Esszimmer, mit Kerzen und Stoffservietten.

»Er wird glauben, es gäbe etwas zu feiern«, dachte sie grimmig.

Als sie hörte, wie er in die Garage fuhr, gab sie Butter in die Bratpfanne und entkorkte den Wein.

Jetzt öffnete er die Haustür und hängte seinen Mantel auf, sie hörte das Plumpsen seiner Schuhe, als er sie aufschnürte und gegen die Wand schob. Er stand in der Küche, sah abgekämpft aus.

»Ich fand, wir sollten uns einmal etwas gönnen«, sagte sie.

»Aha. Warum?«

»Warum nicht?«

»Ist etwas Besonderes? Hat einer Geburtstag oder so?«

»Nicht dass ich wüsste, man wird doch wohl noch das Recht haben, sich an einem gewöhnlichen Donnerstagabend etwas zu gönnen, meinst du nicht?«

»Tja.«

Während des Abendessens schwiegen sie. Berit trank von dem Wein, der ihr sofort zu Kopf stieg und sie benebelte.

»Was ist los mit dir?«, fragte er.

»Was soll schon los sein mit mir?«

»Du hast doch was, das sehe ich.«

»Tor. Sag mir ehrlich, findest du mich begehrenswert?«

»Berit!«

»Nun sag doch. Bin ich das? Begehrst du mich, wirst du geil, wenn du mich ansiehst?«

Er schob seinen Teller zur Seite.

»Warum fängst du gerade jetzt davon an?«

»Ich fange nichts an. Ich stelle dir eine klare Frage und will eine klare Antwort. Ist das so verdammt schwierig?«

»Du bist doch meine Frau.«

»Eben deshalb.«

Sie stand auf und ging um den Tisch, stellte sich hinter ihn und nahm seinen Kopf. Er hatte eine kahle Stelle auf dem Scheitel bekommen, dort streichelte sie ihn, ließ dann die Hände abwärts gleiten, den Ärmeln seines Hemds folgen, zu seiner Mitte.

»Berit«, sagte er. »Wir essen gerade!«

Am Samstag nahm sie die U-Bahn nach Hässelby. Es war etwas Besonderes, U-Bahn an einem Tag zu fahren, der kein normaler Arbeitstag war. Ganz andere Fahrgäste, viele Kinder mit ihren Eltern, helle Wagen, andere Farben, andere Geräusche. Es fiel einem viel mehr auf, wie heruntergekommen und schmutzig alles aussah. Der Boden des Wagens war mit Dreck und einer ausgelaufenen Flüssigkeit beschmiert, mehrere Sitze waren schwarz bemalt worden.

In der Nacht war Schnee gefallen, Schnee, der liegen blieb. Sie stieg an der Endhaltestelle aus, und die Erinnerungen kehrten zu ihr zurück, die Erinnerungen an ihre Jugendzeit. Als sie zur Bushaltestelle ging, fiel ihr auf, dass man vor der U-Bahnhalle umgebaut und alles freundlicher gestaltet hatte. Der Lebensmittelladen war verschwunden, stattdessen befand sich dort jetzt ein Supermarkt mit schreiend roten Sonderangebotsschildern.

Sie hatte vorgehabt, zum Friedhof zu gehen, aber weil der Bus nun einmal dastand, fuhr sie die wenigen Haltestellen. Die Sonne glitzerte auf der Schneedecke, ließ ihre Augen tränen. Sie hätte eine Sonnenbrille mitnehmen sollen!

Der Friedhof sah idyllisch aus, fast ländlich mit seinen schneebeschwerten Grabsteinen und den Blaumeisen, die in den Ästen hingen. Rechter Hand der kleinen Kapelle lag ein Haufen schneebedeckter Kränze. Der Freitag war ein typischer Beerdigungstag. Beide Eltern waren an Freitagen beerdigt worden, zuerst die Mutter, zwei Jahre später ihr Vater.

Abgesehen von vereinzelt Autos, die oben auf dem Sandviksväg vorbeifuhren, war es hier still und friedvoll. Der Friedhof ist die Ruhestatt der Toten, so pflegte es am Eingang zu stehen, hier durfte man nicht stören und keinen Streit vom Zaun brechen. Davon hatten die Toten in ihrem Leben schon genug abbekommen. Nun hatten sie das Recht, in Ewigkeit zu ruhen.

Sie war allein. Sie sah sich um, in einem der Mietshäuser an der Fyrspannsgata war die junge Tochter eines Arztes von einem Psychopathen gefangen gehalten worden. Das mochte jetzt wohl ein Jahr her sein. Sie erinnerte sich plötzlich an eine Reihe von Details. An einem dieser Fenster hatte das junge Mädchen gestanden und hinausgeschaut, gehofft, jemand würde sie sehen und auf sie aufmerksam werden. Aber wer wird schon aufmerksam, wenn ein Mädchen an einem Fenster steht? Nicht einmal, wenn sie geschrien und um Hilfe gerufen hätte, wäre sie beachtet worden.

Wie war es diesem armen Mädchen seitdem ergangen? Den Zeitungsberichten zufolge war sie mit dem Leben davongekommen, aber was war mit ihrer Psyche? Die dürfte doch für immer Schaden genommen haben?

Berit fragte sich, welches Fenster es wohl war. In den Boulevardzeitungen hatte es bestimmt Bilder des Hauses gegeben, auf denen das Fenster eingezeichnet war. Bestimmt waren Schaulustige dorthin gepilgert, um zu gaffen. Um den Versuch zu machen, sich in die Lage eines Menschen zu versetzen, der in den Händen eines Verrückten ist.

Ein Gedanke schoss ihr durch den Kopf: ein Buch über dieses Mädchen zu machen. Sie zu überreden, eine Art Tagebuch über diese furchtbare Zeit als Eingesperrte zu schreiben. Sie wunderte sich, dass Melin & Gartner das noch nicht gemacht hatten, das war doch sonst ein Verlag, der immer auf Draht war. Verbrecher und ihre Opfer, suspekta Gestalten, das ließ sich verkaufen.

Jetzt stand sie also doch da und dachte schon wieder an ihren verdammten Job! Obwohl sie sich fest vorgenommen hatte, es nicht zu tun!

Suchend ging sie den geräumten und gestreuten kleinen Weg hinab. Hinten links lag es, das Familiengrab, das wohl kaum mehr als zwei Personen beherbergen würde. Familiengrab, so etwas hatte es früher einmal gegeben, als die Leute noch zu Hause blieben.

Das Grab war verschneit. Mit den Handschuhen fegte sie den Stein sauber und sprach die Namen der beiden Menschen aus, die ihre Eltern gewesen waren. Es versetzte ihr einen Stich, sie sollte wirklich etwas öfter herkommen.

Sie hatte Grablichter gekauft, für jeden der beiden eins.

»Eins für Mama und eins für Papa«, flüsterte sie, während sie versuchte, die beiden Döchte anzuzünden, was schwerer war, als sie gedacht hatte. Der kleinste Lufthauch ließ das Streichholz wieder erlöschen. Dabei war es so gut wie windstill.

»Ich denke auf jeden Fall an euch«, flüsterte sie. »Auch wenn es nicht immer danach aussieht, auch wenn ich nicht so oft herkomme. Ich denke manchmal an euch, das wisst ihr doch hoffentlich. Könnt ihr mich jetzt sehen, bewegt ihr euch jetzt über mir, unsichtbar, haltet ihr ein wachsames Auge auf mich? Gerade im Moment würde ich mir wünschen, dass ihr das tötet.«

Sie waren beide an Krebs gestorben. Ihr Vater war Kettenraucher gewesen, seine mühsamen Atemzüge standen ihr noch vor Augen, sein Kratzen am Hemdkragen, wenn er nicht genügend Luft bekam.

»Was immer du tust, Mädchen, fange nie mit dem Rauchen an«, hatte er ihr gesagt. Jedes Mal, wenn sie ins Krankenhaus kam, hatte er seine Worte wiederholt, »fange nie mit dem Rauchen an!«

Er wusste nicht, dass sie bereits angefangen hatte. Nicht einmal der Anblick der ausgemergelten Gestalt dort auf dem Bettlaken konnte sie dazu bewegen, wieder aufzuhören.

Ihre Mutter hatte Hautkrebs gehabt, die gleiche Krankheit, an der Tage Danielsson, der Kabarettist, irgendwann in den achtziger Jahren gestorben war.

Sie waren schon alt, als sie Berit bekamen, so alt, wie sie selbst heute war. Sie hätten ebenso gut an Altersschwäche sterben können. Ihre Mutter hatte ihr erzählt, dass sie glaubte, unfruchtbar zu sein. Aber als sie eine ganze Woche lang jeden Morgen das Frühstück wieder erbrach, musste sie einsehen, dass sie es nicht war.

Berit verließ das Grab mit den beiden Kerzenflammen, die in der Januarsonne kaum zu erkennen waren. Sie folgte dem Hässelby Strandväg und ging an dem Haus vorbei, in dem sie aufgewachsen war. Es hatte sich nicht verändert. Sie fragte sich, wer jetzt dort wohnte, aber es regte sich nichts, der Gang zur Haustür war weiß und nicht freigeschaufelt.

Hier war sie als Kind täglich gegangen, auf ihrem Weg zur Schule, die ein ganzes Stück entfernt lag. Es waren mehr Häuser geworden, ansonsten schien die Zeit hier seltsam stillzustehen. Sie hatte keinen Kontakt mehr zu ihren früheren Klassenkameraden, erinnerte sich kaum noch an ihre Namen.

Der Mälarsee lag ruhig da, es dampfte leicht von seiner Oberfläche. Sie sehnte sich nach Eis, danach, sich die Schlittschuhe anzuziehen und geradewegs auf den Horizont zuzulaufen. Fort von allem, was sie umgab, vom Alltag, den Menschen, fort von sich selbst. Plötzlich fror sie an den Händen und merkte, dass sie ihre Handschuhe am Grab vergessen hatte.

Sie stand vor einem schmalen und hohen Steinhaus. Sie erinnerte sich an den Anblick dieses Hauses, sie war ein Kind.

Justind verschwind, Justind verschwind!

Ein Chor aus hellen Stimmen, und sie war ein Teil dieses Chors, und ihre Stimme war eine von denen, die sangen.

Justein, herein, Justind verschwind, Justein herein und pisse fein.

Es rauschte ihr in den Ohren, ihr wurde schwindlig.

Eine Frau stand auf der Treppe. Sie hatte kurze, lockige Haare, trug eine geblünte Hose. Eine Frau stand auf der Treppe, und etwas an dieser Frau kam ihr bekannt vor. Berit hob den Arm.

»Justine?«, sagte sie zögernd. »Ist das denn die Möglichkeit? Bist du es wirklich, Justine?«

Da kam die Frau ihr entgegen, und ihre Augen waren grün und ihr Blick direkt.

»Berit Blomgren! Wie eigenartig! Ich habe gerade an dich gedacht.«

Die Worte hallten ihr entgegen.

»Hast du?«, flüsterte sie.

Die andere lachte.

»Ja!«, rief sie. »Stell dir vor, das habe ich getan.«

»Ich heiße jetzt allerdings Assarsson ...«

»Aha. Ja natürlich, du bist bestimmt verheiratet.«

»Genau.«

»Ich war gerade dabei, den alten Tretschlitten rauszuholen. Du weißt schon, so einen, der vorne eine Ladefläche hat und bei dem man sich hinten auf die Kufen stellen kann. Man hat ja nicht mehr so oft Gelegenheit, ihn zu benutzen. Aber jetzt scheint es tatsächlich Winter zu werden.«

»Wir hatten alle Tretschlitten, als wir klein waren. Ich bekam einen roten, den Papa selbst gestrichen hatte.«

»Ich hatte nur einen ganz gewöhnlichen, lackierten. Er steht da draußen im Schuppen. Aber möchtest du nicht auf einen Sprung reinkommen, du siehst aus, als würdest du frieren.«

»Ja ... warum nicht? Ich bin auf dem Friedhof gewesen. Ich muss meine Handschuhe dort vergessen haben.«

»Möchtest du ein bisschen Glühwein, ich habe von Weihnachten noch eine Flasche übrig.«

»Glühwein? Ja, das wäre jetzt genau das Richtige, das wärmt einen von innen.«

Die Sonne flutete über den Fußboden. Berit trank von ihrem Glühwein und spürte, wie die Wärme zurückkehrte. Justine saß, das Kinn in die Hände gestützt, vor ihr und sah sie an. Ihr Gesicht war rund und weiß, sie hatte heute weniger Sommersprossen als früher. Sie war von Sommersprossen übersät gewesen.

»Wie viele Jahre ist das jetzt her ...«, murmelte Berit, »seit wir uns das letzte Mal gesehen haben?«

»Das war 1969, als wir mit der Realschule fertig waren.«

»Ja ... Da muss es wohl gewesen sein.«

Sie dachte eine Weile nach.

»Mein Gott, das ist ja fast dreißig Jahre her!«

»Ja.«

»Hast du hier ... Du bist anscheinend hier geblieben, im Haus deiner Eltern?«

»Ja.«

»Hast du die ganze Zeit hier gewohnt?«

»Ja.«

»Sind sie tot ... Ja, ich erinnere mich, dass ich es in der Zeitung gelesen habe, als dein Vater gestorben ist. Da stand ziemlich viel über ihn drin.«

»Stimmt. Papa ist tot. Flora ist in einem Pflegeheim.«

»Flora, ja ... So hieß sie, deine Mama. Ich fand immer, dass es ein unheimlich schöner Name war. Sie war auch sehr schön, sie roch so gut.«

»Sie war nicht meine richtige Mama.«

»Nein, ich weiß.« Sie trank noch einen Schluck Glühwein, er war stark und würzig.

»Meine Eltern liegen hier auf dem Friedhof begraben. Sie waren schon ziemlich alt, du erinnerst dich vielleicht. Ich blieb nicht sehr lange hier. Ich wollte weg. Außerdem traf ich recht früh meinen Mann, Tor heißt er, er ist Wirtschaftsprüfer. Klingt ziemlich trocken, nicht wahr?«

Justine lächelte.

»Nimm noch etwas Glühwein, wir können die Flasche ruhig leer machen, Weihnachten ist ja eh vorbei.«

»Skål.«

»Skål. Auf unser Wiedersehen.«

»Aber, sag mal ... Warum hast du denn gerade heute an mich gedacht? Das kommt mir so komisch vor. Ausgerechnet an einem der ganz seltenen Tage, an denen ich einmal nach Hässelby komme, ja, da denkst du an mich, und dann treffen wir uns auch noch rein zufällig.«

»So zufällig war es nun auch wieder nicht, du bist immerhin hierher gekommen.«

»Stimmt ... Aber ich lief mehr herum und versuchte, ein wenig nostalgisch zu werden.«

»Die fernen Kindertage.«

»So ungefähr, ja.«

»Hast du Kinder, Berit?«

»Ja, zwei Jungs, einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahre alt. Sie sind von zu Hause ausgezogen, wir sind jetzt allein, Tor und ich. Jetzt haben wir endlich einmal Zeit füreinander, wie man so sagt. Und du?«

Justine schüttelte den Kopf.

Dann steckte sie die Finger in den Mund und pfiff kurz und durchdringend. Irgendwo hinter ihnen begann ein Rauschen, das Zimmer schien zu schrumpfen, es zischte und heulte, etwas Scharfes landete auf Berits Kopf, etwas, das sich in ihrem Haar verfang.

»Oh, mein Gott, was ist das!«

Sie schrie und fuhr hoch, so dass sie ihr volles Glas Glühwein über ihre Hose verschüttete.

7. KAPITEL

Im Wald lag ein Tier. Es sah aus wie ein Hund.

Erst sah sie nur den Kopf, der Rest waren Blätter und Moos. Sie sah nur den Kopf, bekam aber keine Angst, ungesehen lief sie zum Haus zurück.

Am Kellerfenster fand sie die Schüssel, in der Flora die Wäscheklammern aufbewahrte. Sie kippte die Klammern in der Ecke aus, füllte die Schüssel mit Wasser und lief zurück.

Das Tier trank. Ein Teil rann ins Moos, aber seine Kehle bewegte sich und schluckte, sie sah, dass das Tier durstig war, dass es lange nichts getrunken hatte.

War es ein Hund? Sie berührte den verfilzten Pelz. Da kräuselte sich die Schnauze, ein Fletschen gelber Zähne.

Das Tier trug kein Halsband.

Der Körper inmitten von Moos und Preiselbeerkraut war zart und rot.

»Du kannst nicht mit zu mir nach Hause«, sagte Justine. »Es wohnt eine Hexe in unserem Haus. Ich will nicht, dass ihr Blick dich trifft. Aber ich werde herkommen, ich werde dafür sorgen, dass du etwas zu essen und zu trinken bekommst, das verspreche ich dir.«

Es hatte ein kräftiges Genick, sie gab ihm einen Namen.

Sie sagte seinen Namen so laut sie sich traute, aber es bewegte seinen Körper nicht, und der Schwanz lag im Moos.

Am nächsten Tag nahm sie Fleisch mit. Ohne dass Flora etwas davon merkte, nahm sie ein Stück ihres Koteletts von ihrem Teller herunter und wickelte es in ein Taschentuch.

Das Tier lag da wie zuvor. Sie konnte seine Augen nicht länger sehen. Als sie den Fleischbissen an seine Schnauze hielt, fuhr die Zunge ein wenig heraus. Aber es aß nicht.

Dann sah sie es nie wieder.

Papa kam am Abend zu ihr.

»Wollen wir dein Abendgebet sprechen?«

»MüdebinichgehzurRuh, schließebeideÄugleinzu,
VaterlassdieAugendein, übermeinemBettesein,
HabichUnrechtheutgetan, sieheslieberGottnichtan,
DeineGnadundJesuBlut, machenallenSchadengut,
allediemirsindverwand, GottlassruhnindeinerHand.«

Er beugte sich zu ihr herab, küsste sie unter dem Ohr.

»Und an wen denken wir beide jetzt? Nur wir zwei?«

»An Mama«, flüsterte sie.

Sein Gesicht war lang und traurig.

»Ich muss dir leider noch sagen, dass ich morgen nicht da bin, wenn du wach wirst.«

Sie war mit einem Satz aus dem Bett.

»Doch!«, schrie sie.

»Justine ...«

Er flehte, was sie sehr wütend machte.

»Du sollst aber hier sein!«

»Ich muss in die Schweiz reisen.«

Er senkte die Stimme.

»Du weißt doch, in die Nähe von da, woher deine Mama kam.«

»Dann will ich mitkommen.«

»Mein liebes Kind, das geht leider nicht, das verstehst du doch. Ich reise geschäftlich dahin, und du musst in die Schule. Ich habe meine Arbeit, du hast deine Schule, wir alle haben unsere täglichen Pflichten.«

Sie schlug seine Hände, schlug seine dummen Beine. Er legte sie ins Bett und ging nach draußen. Am Morgen war er abgereist.

Sie dachte an das Tier. Das Tier könnte ihre tägliche Pflicht sein.

Aber Flora holte sie von der Schule ab. Damit hatte sie nicht gerechnet.

Flora trug ihr schwarzes Kleid und die Perlenkette. An ihrem Handgelenk baumelte eine Handtasche an einer Messingkette.

»Wir fahren nach Vällingby«, sagte sie. »Wir gehen in eine Konditorei.«

Sie begannen, den Hügel hinabzugehen.

»Guck doch mal etwas fröhlicher, Kindchen! Wenigstens einmal!«

Flora hielt sie an der Hand, trippelte mit kurzen Schritten, so wie Tanten trippeln, wenn sie schön sein wollen.

Flora war schön.

»Erzähl doch mal, was ihr heute in der Schule gemacht habt«, sagte sie.

»Ich weiß nicht.«

»Natürlich weißt du das.«

»Wir haben gelesen, glaube ich, und gerechnet.«

Ihre Hand fest um Justines Finger.

»Gelesen und gerechnet, glaube ich!«

Justine musste mal Pipi. Sie wollte ihre Hand zurückziehen, aber Flora würde es nicht gefallen, wenn sie das tat. Flora war jetzt ihre Mama, und sie war ihr Kind.

In Vällingby ging Flora in Geschäfte. Justine durfte ihre Tasche halten, während sie hinter verschiedenen Vorhängen verschwand.

Ein nackter Arm, der auftauchte.

»Fräulein, das hier ist viel zu groß. Wollen Sie bitte so freundlich sein und mir stattdessen eins in Größe 34 bringen.«

Das Stolzieren der Verkäuferinnen, wie sie ihr um den Bart gingen und Sachen herbeitrugen. Sie kam in neuen Kleidern heraus, schritt durch die Boutique und präsentierte sich.

»Und, Justine, was meinst du? Soll ich es nehmen? Glaubst du, es würde Papa gefallen, mich hierin zu sehen?«

Erst jetzt schien sie von ihnen wahrgenommen zu werden. Sie setzten ein freundliches Gesicht auf – ist sie nicht fein, deine Mama!

In der Konditorei durfte sie endlich Pipi machen.

Als sie zurückkam, hatte Flora bereits bestellt, Limonade und einen Bienenstich.

Sie selbst aß nichts, trank nur Kaffee aus einer sehr kleinen Tasse.

Auf den Tischen lagen karierte Tischdecken. Der Raum war sehr verraucht. Am Nebentisch saß ein Kind in Justines Alter zusammen mit einer älteren Frau, die gerade ihr Taschentuch mit Speichel befeuchtete und dem Kind den Mund abwischte.

»Oma!«, sagte das Mädchen, aber ohne sich zu wehren.

Sie biss in ein Teilchen, und als niemand hinguckte, streckte sie Justine die Zunge raus, die voller Teigklümpchen war.

Floras roter Nagel.

»Jetzt iss schon, Justine! Iss!«

An einem anderen Tisch, ein Mann mit einer Zeitung. Er schaute in ihre Richtung. Er lächelte Justine an und blinzelte ihr zu, sein Haar wie ein glänzend schwarzer Kuchen.

Als Flora eine Zigarette aus der Packung schüttelte, war er unverzüglich zur Stelle und hielt ein Feuerzeug bereit.

Sie beugte gnädig den Nacken.

»Iss, Justine!«, wiederholte sie. »Du musst aufessen, ich warne dich, lass bloß nichts übrig, ich kaufe doch keine Teilchen, nur damit du die Hälfte liegen lässt.«

»Kinder sind schon lustig«, sagte der Mann.

Flora stieß Rauch aus. Ihre Lippen hinterließen rote Spuren auf der Zigarette.

»Manchmal sind sie gar nicht lustig!«, sagte sie.

Justine aß in kleinen, kleinen Bissen. Die obere Schicht hatte sie zuerst gegessen. Der Rest lag auf dem Teller wie ein fettiger und sahniger Brei.

Sie dachte an das Tier. Sie würde heute nicht zu ihm gehen können.

Der Mann hatte inzwischen seinen Stuhl ein wenig in Richtung ihres Tisches gezogen. Das Mädchen und seine Oma waren gegangen.

»Kannst du singen?«, fragte der Mann und lächelte Justine wieder an. Seine Lippen waren trocken und schmal. Sein Schlips saß mit Hilfe eines dunkelgrünen Steins, dessen Farbe sich veränderte, sobald der Mann sich bewegte.

Sie starrte ihren Löffel an. Der ganze Stiel war klebrig.

»Alle Mädchen können singen«, fuhr der Mann fort.

Flora begann zu kichern, sie klang wie ein Kind, babykleine, weiße Zähne.

»Wenn du singst, bekommst du eine Krone«, sagte der Mann und legte seine Hand auf den Tisch, kurze schwarze Haare, die Nägel breit und flach. Er trommelte einen Moment lang mit den Fingerspitzen.

»Kleine!«

Floras Eisenklammer um ihren Kiefer, ihre Haut, die zusammengepresst wurde.

»Jetzt zeig dem Onkel doch mal, dass du wirklich singen kannst!«

Sie wand sich aus ihrem Griff.

»Wie heißt sie?«

»Justine.«

»Komischer Name.«

»Französisch.«

»Dann versteht sie vielleicht gar nicht, was wir ihr sagen?«

»Sie hat die Fähigkeit, einfach abzuschalten. Aber sie versteht natürlich alles. Und wenn sie nicht augenblicklich aufisst, dann weiß sie, was sie erwartet, wenn wir nach Hause kommen.«

»Und was erwartet sie dann, junge Frau?«

»Sie bekommt eine Tracht Prügel.«

»Von Ihnen?«

»Von mir, ja!«

»Dann sind Sie also eine ganz Strenge, junge Frau?«

»Das bin ich, ja!«

»Sind Sie vielleicht auch von da?«

»Wie bitte?«

»Sind Sie selbst auch Französin?«

Flora kicherte wieder. Sie sagte einen Namen, es klang wie Bertil. Inzwischen hatte der Mann seinen Stuhl zwischen Floras und Justines geklemmt. Er saß jetzt so nah, dass Justine sein

Rasierwasser riechen konnte. Es war stark, stärker als Parfüm, ihre Nase begann zu jucken und zu laufen.

»Schüstinn«, sagte er.

Sie wagte nicht, ihn anzusehen, schaute stattdessen auf ihren Teller hinab, das geflochtene Blattmuster, den Teig.

»Isst du jetzt bald mal!«

Floras Porzellanaugen, ihre Wimpern waren lang und in mehreren Schichten geschminkt. Jeden Morgen stand Flora im Badezimmer und bestrich sie mit Hilfe einer kurzen und kräftigen Bürste mit Farbe.

»Ich ... kann nicht mehr!«

Die Worte kamen in Form eines Schreis, das hatte sie nicht gewollt, sie hatte flüstern wollen, aber der Schrei hatte sich einen Weg in ihr gebahnt und war aus ihr herausgeplatzt. Tränen brannten auf ihrer Hand, ihr Mund verharrte noch im Schrei, der in lauthalses Weinen überging.

Flora schlug sie. Mitten in der Konditorei gab Flora ihr eine Ohrfeige. Das Weinen hörte auf, wurde schlagartig abgeschnitten.

»Justine neigt zur Hysterie«, sagte Flora, und ihre Lippen waren rot und hatten auch auf der Kaffeetasse ihre Spuren hinterlassen.

»Ihre französischen Nerven?«, sagte der Mann, einen Akzent nachahmend.

Floras kurzes, neuerliches Lachen, dumpf und gurrend.

Auf dem Heimweg nahmen sie ein Taxi, der Rücksitz war voller Tüten. Der Taxifahrer machte Scherze über die Tüten, haben Sie vorgehabt, ganz Vällingby leer zu kaufen, meine Dame? Flora ging auf seine Scherze ein. Der Duft des Manns war ihnen bis in das Auto hinein gefolgt.

Daheim packte sie alle Kleider aus und hängte sie im Schlafzimmer auf Bügel. Es waren zwei Kleider, eine Bluse und ein Rock. Ihre Bewegungen waren ruckartig. Sie zerrte eins der Kleider wieder herunter und warf es auf das Bett.

»Warum habe ich das bloß gekauft! In diesem Licht sieht man doch, dass es überhaupt nicht zu meinem Teint passt. Jetzt kann ich mich überhaupt nicht mehr darüber freuen. Das ist deine Schuld, Justine, wegen dir habe ich jetzt schlechte Laune. Du bist verzogen und verwöhnt.«

Und sie packte Justine an den Handgelenken und wirbelte sie herum, immer wieder herum, in einem immer rasenderen Tempo. Vollkommen gestreckt war ihr Körper, das Hirn fuhr ihr in die Füße, die Übelkeit war wie eine Welle. Ihre Beine schlugen hart gegen das Kopfende des Betts, Flora verlor die Balance und fiel hin. Justine lag an der Wand, die Knie ganz dicht an der Wandleiste.

Flora brachte sie in den Keller. Sie ließ Wasser in den Waschzuber ein, Justine saß auf der Bank, in Unterhose und Unterhemd.

»Weißt du, wie man die Wäsche sauber bekommt? Hast du mich beim Waschen gesehen? Hast du gesehen, dass ich die Wäsche koche, damit sie richtig sauber wird. Aber erst lasse ich sie einweichen.«

Und ihre kalten Fingerspitzen hoben Justine über den Rand. Sie saß jetzt im Waschzuber, das Wasser bis zum Bauch. Sie schlang die Arme um ihre Beine, drückte sie gegen den Nabel.

Flora war gegangen. Sie war die Kellertreppe hochgestöckelt und Justine hatte gehört, wie sie den Schlüssel zweimal umdrehte. Als Justine vorsichtig ihre Stellung änderte, platschte das Wasser gegen die verbeulten Seiten des Waschzubers.

Das Wasser war jetzt kalt. Aber wenn Flora nun zurückkam und Feuer machte? Welche Temperatur konnte sie aushalten?

Würde sie wie die Hechte werden, die mit weißen Augen auf der Servierplatte lagen? Würde ihr Fleisch die gleiche Farbe annehmen und so lose werden, dass man es vom Skelett abheben konnte?

Das würde Flora nicht tun, sie würde es nicht wagen.

Einmal, als Papa verweist war, hatte Flora sie bis spät nachts im Keller gelassen. Sie war in ihrem Morgenrock heruntergekommen, hatte mit der Streichholzschachtel gewedelt, sie aber schließlich weggelegt. Dann hatte sie das Wasser abgelassen und Justine auf ihren Schoß genommen. Die Füße waren aufgequollen und runzelig gewesen, die Zehennägel fühlten sich an, als würden sie sich lösen.

Flora war mit einem Handtuch und Justines Schlafanzug gekommen. Sie hatte Justine im Keller abgetrocknet und ihr den Schlafanzug angezogen. Dann hatte sie Justine die ganzen Treppen hochgetragen und bei sich ins Bett gelegt, die Decke über sie beide gezogen. Floras Arm hatte auf Justines Brustkorb gelegen, und Justine hatte Floras knöchiges Becken die ganze Nacht an ihrem Rücken gespürt.

Wenn sie ganz still saß, hatte sie das Gefühl, Stimmen zu hören. Sie dachte, dass Papa nach Hause gekommen war und jetzt sehr wütend werden würde. Dann verstummten die Stimmen.

Sie konnte zwar aus dem Zuber klettern, aber nicht auf den Fußboden kommen. Dazu musste sie erst noch etwas wachsen. Sie sah, wie eine Spinne über die Wand lief. Sie hatte Angst vor Spinnen, und sie starrte die Spinne an, bis sie die Richtung wechselte und in ihrem Schlupfloch verschwand. Ihr Schienbein, das gegen das Bett geschlagen war, als Flora sie herumschleuderte, tat ihr weh. Flora behauptete, dass es Menschen, die zu Hysterie neigten, gut tat, ordentlich herumgeschleudert zu werden. Einmal packte sie Justine an den

Fußgelenken und wirbelte sie herum, bis ihr schwarz vor Augen wurde.

»Das haben die Ärzte früher mit allen gemacht, die krank im Kopf waren. Das Blut wird ins Gehirn geschleudert, damit mehr Sauerstoff hineingelangt. Es hilft auch, sich zu erbrechen, dann kommt die Verrücktheit heraus. Ich würde dich noch viel länger herumwirbeln, wenn ich könnte. Du bist so schwer geworden.«

Papa kam von seiner Reise zurück. Er schenkte ihr ein Instrument, glänzend wie Gold und mit Quasten versehen.

»Wenn du groß bist, kannst du ein ganzes Orchester gründen.«

Sie sollte sich mit dem Instrument draußen aufhalten, ganz hinten im Garten. Sie blies hinein, und es kamen Töne. Ihr Vater kam herunter und hörte zu. Er rief Flora, und sie standen unter dem Apfelbaum und hörten, wie sie in das goldene Horn blies.

»Das ist weiß Gott nicht leicht, sie ist offensichtlich begabt. Hörst du? Ich werde dafür sorgen, dass sie Unterricht bekommt.«

»Mädchen spielen doch nicht Trompete!«

»Das ist ein Horn, Flora, ein altes Posthorn aus Luzern.«

Weder ihm noch Flora gelang es, dem Horn Töne zu entlocken. Justine setzte nochmals an, ihre Lippen wurden taub.

Papa gelang es, einen Haken über ihrem Bett festzuschrauben. So etwas konnte er nicht gut, er wurde stets gereizt, wenn er Schrauben anbringen und Nägel einschlagen musste. Aber jetzt hing das Horn an seinem roten Seidenband an der Wand.

Die Sache mit dem Unterricht vergaß er wieder. Justine erinnerte ihn von Zeit zu Zeit daran, oh, sagte er jedes Mal, das habe ich ja völlig vergessen. Sie stand meistens unten am Ufer und blies das Horn. Sie sah sich selbst in Jacke und kurzem Faltenrock bei einer Parade. Die Straßen der Stadt waren

abgesperrt. Justine ging voran, die anderen Musiker folgten ihr wie Ratten.

8. KAPITEL

Wenn er nachts im Hotel gearbeitet hatte, schlief Hans Peter in der Regel vormittags bis halb elf. War nicht viel los, gelang es ihm manchmal auch, während der Nacht auf einer Pritsche hinter dem Vorhang der Portiersloge ein wenig zu schlummern. Er dachte oft, dass er so viel hatte. Viel Zeit.

Seine Zeit verbrachte er damit, Sport zu treiben und zu lesen. Auf der Rückseite einer amerikanischen Literaturzeitschrift hatte er eine Liste der wichtigsten klassischen Werke der Weltliteratur gefunden, was ihn auf die Idee gebracht hatte, all diese Bücher zu lesen. Alles war dort vertreten, von der Ilias und der Odyssee bis hin zu Karl Marx' »Das Kapital«. Das meiste konnte man nicht kaufen – nicht einmal antiquarisch – so dass er gezwungen war, die Stadtbücherei am Sveaväg zu besuchen, um dort nach den Büchern zu suchen. Gezwungen war wirklich das richtige Wort. Die Atmosphäre in dem großen, runden Lesesaal war oft eigenartig beklemmend, er konnte nicht begreifen, warum. Menschen, die sich täglich mit Büchern befassten, die täglich lesehungrigen Ausleihern begegneten, sollten sie nicht etwas positiver eingestellt sein, es gab doch auch nette Dinge? Jedes Mal, wenn er sein Buch und seinen Ausweis zur Registrierung abgab, war er verunsichert, so als bereite er den Frauen an der Ausleihe schon durch seine bloße Anwesenheit Probleme. Sie waren sogar unfreundlicher als das Personal in jenem Kaufhaus in Bukarest, das er einmal in den Achtzigern besucht hatte, vor Ceaucescus Sturz.

Auch als er noch ein Junge war, hatte es Probleme beim Ausleihen gegeben. Er schaffte ganze Stapel Bücher herbei, aber die Bibliothekarin erklärte ihm, dass man jedes Mal höchstens drei Stück ausleihen dürfe. Und dann hielt sie die Bücher vor ihm hoch, Buch für Buch, willst du das lieber hier lassen, willst

du das lieber hier lassen? Schließlich war er so verwirrt, dass er jahrelang nicht mehr hinging. Seine Mutter hatte die drei Bücher für ihn zurückgegeben.

Im Moment las er »Don Juan« von Lord Byron in C.V. A. Strandbergs Übersetzung. Es war ein dickes und seltsam humoristisches Buch in Versen, er hatte es in einem Antiquariat gefunden. 1919 war es in Fritzes Buchverlag herausgegeben worden. Einem Ex libris auf dem Vorsatzblatt ließ sich entnehmen, dass es einmal einem Mann namens Axel Hedman gehört hatte.

Solche Informationen konnten Hans Peters Neugierde wecken. Er begann unverzüglich mit Nachforschungen, und nach einer umfassenden Suche gelang es ihm herauszufinden, dass Axel Hedman ein alter Lateinlehrer war, der wenige Jahre, nachdem das Buch erschienen war, wegen Totschlags an seiner Haushälterin verurteilt worden war.

Sie ist bestimmt mehr als nur seine Haushälterin gewesen, dachte Hans Peter. Die Frau war noch recht jung gewesen, wie er in einer Zeitung aus jener Zeit, die ein Foto der Toten veröffentlicht hatte, sehen konnte. Sie hatte volle, geschwungene Lippen und sah auf eine schwer beschreibbare Art sinnlich aus. Lehrer Hedman verteidigte sich, die Frau habe ihn ausgenutzt und versucht, seine Ersparnisse zu stehlen. Offensichtlich hatte das Gericht dem keine Bedeutung beigemessen.

Vielleicht hatte Lehrer Hedman in seiner Zelle auf Långholmen gegessen und in ebendiesem Buch gelesen? Hans Peter selbst saß jetzt an der Rezeption, das Buch aufgeschlagen unter einer Zeitung, die er darüber legte, sobald jemand kam und seine Hilfe benötigte.

Was nicht besonders oft der Fall war. Im Grunde hätte man jedem Gast einen Schlüssel für die Hoteltür geben und dann sich selber überlassen können. Das hätte gereicht. Aber Ulf, der

Besitzer des Hotels, wollte das nicht. Er wollte, dass sein Betrieb Klasse hatte. Und Klasse könne man ohne einen Nachtportier nicht haben, behauptete er.

Das Hotel hieß »Drei Rosen« und lag im Stadtzentrum, mitten auf der Drottninggata. Es verfügte über zehn Doppelzimmer und ebenso viele Einzelzimmer. Die Ausstattung war einfach, Waschbecken auf den Zimmern, Toilette und Dusche auf dem Flur. Viele Gäste waren Stammgäste, und in einem der Zimmer schien ein fünfzigjähriger Mann für immer eingezogen zu sein.

»Das geht schon in Ordnung«, sagte Ulf. »Er zahlt und benimmt sich. Er will zentral wohnen, sich aber nicht um eine ganze Wohnung kümmern müssen.«

Manchmal kamen Paare mittleren Alters, die offensichtlich nicht miteinander verheiratet waren. Hans Peter hatte gelernt, die Zeichen richtig zu deuten. Sie bezahlten im Voraus, und gegen Mitternacht verließen sie oft gemeinsam das Hotel. Sie hatten dann eine andere Haltung, ihre Augen glänzten mehr, sie sprachen mit sanften Stimmen.

»Wir machen nur einen kleinen Spaziergang«, sagte der Mann dann oft, wenn er den Schlüssel auf den Tresen legte.

Aber sie kehrten nicht mehr zurück. Jedenfalls nicht in dieser Nacht.

Ulf besaß mehrere Hotels. In regelmäßigen Abständen lud er Hans Peter ein, er meinte wohl, eine gewisse Verantwortung für ihn zu haben, weil sie einmal verschwägert gewesen waren.

»Ihr Bücherwürmer«, sagte er und meinte damit auch seine Schwester, die Bibliothekarin.

Er selbst hielt nicht viel vom Lesen.

»Erfundene Geschichten, was bringt das? Menschen, die sich irgendein Typ zusammengereimt hat ... Ist es nicht wichtiger, sich um die bereits existierenden zu kümmern?«

»Das eine schließt das andere doch nicht aus, oder?«

»Das genau ist die Frage. Hättest du nicht mehr davon, wenn du ausgingst und ein neues kleines Frauchen fändest, mit dem du dich zusammentun könntest?«

Manchmal besuchte er Hans Peter zu Hause und staunte über die ganzen Bücherregale, strich über die Buchrücken und wollte wissen, wie viele es waren.

»Hast du die alle gelesen?«

»Das fragst du mich jedes Mal.«

»Wie viele sind es? Wie viele hundert Bücher sind es?«

»Hundert? Es sind weit über tausend.«

Sie waren sehr verschieden, verstanden sich aber gut. Auch Ulf war geschieden, und einige Zeit nach Hans Peters Scheidung machten sie gemeinsam eine Reise nach London, wo sie von einem Pub zum nächsten zogen und sich über das Leben ausließen.

Er hatte einen guten Job bekommen. Ulf war ein guter Chef. Es war nicht unbedingt hoch angesehen, als Nachtportier zu arbeiten. Aber das Wichtigste musste doch wohl sein, wie er selbst es empfand.

Ende Januar wurde es kalt. Es schneite viel, und Hans Peter unternahm lange Spaziergänge, sobald er kurz vor Mittag erwacht war. Von Zeit zu Zeit dachte er daran, sich einen Hund zuzulegen, einen Boxer vielleicht oder eine andere gutmütige Rasse. Sein Problem war, dass er den Hund nicht mit zur Arbeit nehmen konnte. Manche Menschen waren allergisch, das Hotel würde Gäste verlieren.

Er dachte an den Hund, um den er sich einmal gekümmert hatte. Zu der Zeit war er noch ein kleiner Junge gewesen. Sie hatten mit der Familie ein Haus in einer Ferienhaussiedlung auf Gotland gemietet. Neben ihnen wohnte ein älteres Paar mit einem kleinen und dicken Dackel. Er glich einer Wurst, und in

den ersten Tagen hatte Hans Peter Angst vor ihm. Die Frau brachte ihm bei, seinen Handteller mit einem Stück Sandkuchen darauf auszustrecken und daraufhin »sitz« zu sagen. Dann knickte der Hund die Hinterbeine ein und saß.

Er sah den langen Bauch und die kleinen, hellen Zitzen. Der Hund rührte den Sandkuchen erst an, wenn Hans Peter ihm das erlaubte. »Bitte schön«, sollte man sagen. Dann neigte der Hund den Kopf ein wenig und schnappte sich den Kuchen irgendwie von der Seite.

Er hatte vergessen, wie der Hund hieß, erinnerte sich aber noch daran, dass die Frau ihn mit dem Hund an der Leine gehen ließ. Bis zum Bauch sank er im losen Sand ein, grunzte und wollte getragen werden. Margareta war auch dabei, sie war damals noch klein, zwei oder drei Jahre alt. Sie fasste den Hund mit ihren kleinen, festen Händen an, und er kläffte los, tat ihr aber nie etwas. Es schien, als habe er verstanden, dass Margareta nur ein Welpe war.

Er saß auf seinem Stuhl an der Rezeption, und der Schnee stob wie Rauch durch die Straßen draußen, es war dunkel, und die Geschäfte hatten geschlossen. Hätte er heute einen Hund, könnte er Bella heißen und würde jetzt zu Hause in seinem Bett liegen und auf ihn warten, es für ihn wärmen. Er hatte immer eiskalte Füße, wenn er die ganze Nacht im Hotel gesessen hatte. Aber konnte man einen Hund so lange allein lassen? Ja. Das müsste eigentlich gehen. Hundebesitzer brauchten doch nicht mitten in der Nacht aufzustehen, um sich mit ihren vierbeinigen Freunden zu beschäftigen oder mit ihnen vor die Tür zu gehen.

Aber stimmte das auch? Was war, wenn Bella ihn vermisste? Wenn sie ihre Schnauze in Richtung Decke hob und jaulte? Nacht für Nacht. Wohin würde das führen? Ihm würde vielleicht sogar die Wohnung gekündigt werden, mit der er so zufrieden war.

Die Rezeption war nicht sonderlich groß, aber gemütlich eingerichtet, mit einer Sitzgruppe aus Rattan und geblühten Kissen direkt vor seinem Tresen. Auf der gläsernen Tischplatte lagen ein paar Nummern von »Essen & Trinken«, einer christlichen Zeitung, die »Der Wachturm« hieß, ein paar zerlesene Nummern von »Das Beste«, »Dagens Nyheter« und »Svenska Dagbladet«. Rechts davon stand auf einem Podest ein Aquarium mit zwei Arten von Fischen, schwarzen und durchsichtigen. Hans Peter glaubte, dass man die schwarzen Black Mollies nannte. Die Putzfrau hatte ihm das einmal gesagt, aber sie sprach nur schlecht schwedisch, und es kam vor, dass er sie nicht richtig verstand.

Um das Aquarium kümmerte sich die Putzfrau. Sie fütterte die Fische und saugte einmal in der Woche Schmutz und Fäkalien mit einem Plastikschauch ab. Sie war Griechin und hieß Ariadne.

Natürlich, dachte Hans Peter, als er sie zum ersten Mal traf. Wie soll eine Griechin auch sonst heißen! Er hatte versucht, mit ihr über das Labyrinth von Knossos zu sprechen, aber sie hatte nur die Hände an den Mund gelegt und gelacht. Ihr Zahnfleisch war bemerkenswert.

Gelang es ihr nicht, einen Babysitter zu finden, nahm sie ihre Tochter mit ins Hotel. Die Tochter war blind. Sie lag dann auf der Pritsche hinter der Portiersloge. Hans Peter merkte sofort, wenn sie da gewesen war, das Kopfkissen roch dann nach ihr, und manchmal war der Kissenbezug nass und ein wenig klebrig. Das Mädchen lag oft auf der Pritsche und lutschte Weingummis mit Himbeergeschmack.

Neben dieser Pritsche befand sich eine Tür, die zu einer Kochnische führte. Äußerte jemand einen entsprechenden Wunsch, konnte Hans Peter dort nächtliche Sandwiches zubereiten, mit Krabben oder Cheddarkäse und grünen Oliven, die er in der Mitte durchschnitt und mit halben Zahnstochern befestigte. Zu seinen Arbeitsaufgaben gehörte es auch, nachts

um zwei eine Runde durch die Korridore zu machen und die Schuhe einzusammeln, die eventuell herausgestellt worden waren, damit sie geputzt wurden. Diesen Service aus früheren Zeiten hatte Ulf beibehalten wollen. Er legte Wert auf diese Art von Service, und Hans Peter hatte nichts dagegen, denn auf diese Weise bekam er ein wenig Abwechslung von seiner doch recht eintönigen Wache. Mit einem großen Korb unter dem Arm ging er rund und sammelte die Schuhe ein, markierte sie auf der Sohle mit Kreide, schrieb die Zimmernummer darauf. In seiner allerersten Nacht hatte er geglaubt, sich daran erinnern zu können, welche Schuhe zu den einzelnen Zimmern gehörten, was sich allerdings als schwerer herausstellte, als er gedacht hatte. Er musste raten. Zwei Paar Herrenschuhe landeten im falschen Zimmer, aber die Gäste hatten sich nicht darüber aufgeregt, sondern es eher als eine lustige Episode betrachtet, etwas, wovon sie später erzählen konnten, wenn sie wieder zu Hause waren.

Heute Nacht war das Hotel wie gewöhnlich ausgebucht. Hans Peter machte es sich auf seinem Stuhl bequem und legte die Zeitung zur Seite. Er war im Don Juan bis zum siebten Gesang gekommen und wollte gerade anfangen zu lesen, als sich die Hoteltür öffnete und ein Schwall von Schneeflocken hereingesogen wurde. Ein Mann stand an der Rezeption, er hatte nasse Haare, die ihm in Strähnen in die Stirn fielen.

»Kann ich irgendwie behilflich sein?«, fragte Hans Peter.

Der Mann schloss die Tür und stampfte den Schnee von den Schuhen.

Hans Peter fragte nochmals, womit er zu Diensten sein könne.

»Ich möchte einen Ihrer Gäste besuchen«, sagte der Mann, und als er sprach, hörte Hans Peter, dass er getrunken hatte.

»Aha, und wen ... bitte?«

»Agneta Lind.«

Hans Peter blätterte im Gästebuch. Der Name sagte ihm nichts, aber er hatte früher schon ähnliche Situationen erlebt, verheiratete Männer, die ihre untreuen Ehefrauen suchten.

»Bedauere, aber einen Gast dieses Namens haben wir leider nicht.«

»Machen Sie keine Witze. Ich weiß, dass sie hier ist.«

Hans Peter schüttelte den Kopf. Jetzt kam es darauf an, taktisch klug vorzugehen. Der Mann war groß und kräftig, trug einen offen stehenden, ein wenig abgewetzten Ulster, und um den Hals hing eine Goldkette mit einem Amulett.

»Sie hat sich unter einem falschen Namen eingetragen, so muss sie es gemacht haben.«

»Ja, so etwas lässt sich natürlich schwer sagen.«

»Sind Sie nicht verpflichtet, einen Ausweis zu verlangen?«

»Nein.«

Der Mann hatte sich aufgeplustert, trat jetzt aber ein paar Schritte zurück, sank auf das Sofa und verbarg sein Gesicht in seinem Arm. Es klang, als würde er weinen.

»Verdammt ... Wenn Sie wüssten, wie demütigend das ist.«

Situationen dieser Art waren ausgesprochen heikel. Was sollte er sagen? Was immer er tat, es konnte verkehrt sein. Er wartete ab.

Der Mann weinte ein wenig, wurde immer leiser. Als er den Arm senkte, war sein Gesicht eingefallen und nass.

»Wenn ich sie beschreibe ... Würden Sie sie dann wiedererkennen?«

»Bitte ... Wir können so etwas nicht machen, wir müssen die Privatsphäre unserer Gäste schützen.«

Der Mann hörte ihm gar nicht zu.

»Sie ist ... achtunddreißig, obwohl man das gar nicht glauben würde, alle finden, sie sehe jünger aus. Sie hat kurzes, gefärbtes

Haar, es ist rot, allerdings nicht überall ... und jetzt will dieses Schwein ...«

»Warum möchten Sie Kontakt zu ihr aufnehmen?«

»Sie ist meine Frau, verdammt noch mal. Sie ist hier mit ihrem Geliebten, ich verwette meinen Arsch darauf, dass sie hier ist, ich bin ihr auf die Schliche gekommen, ›Drei Rosen‹ stand in ihrem Kalender, besonders clever ist sie noch nie gewesen, ›Drei Rosen‹, ist das vielleicht nicht hier? Heißt dieses beschissene Hotel etwa nicht ›Drei Rosen‹?«

»Doch, das tut es. Aber es ist nicht so ein Hotel!«

»Wie meinen Sie das, so ein Hotel?«

»Na ja ... kein schlechtes Hotel.«

»Das spielt doch jetzt gar keine Rolle.«

»Nein aber ... Jedenfalls ist keine solche Person hier.«

»Und ihr Liebhaber ... Ich weiß, wer er ist, ich habe ihn gesehen, er trägt eine Brille und schicke Klamotten, irgend so ein dreckiger Rechtsanwalt, der jetzt da oben liegt und es ihr besorgt, ich bringe sie um, beide!«

Er sollte den Mann hinauswerfen oder Hilfe rufen. Das wäre das einzig Vernünftige.

Er sagte: »Möchten Sie eine Tasse Kaffee?«

Er machte dem Mann ein Brot mit Krabben und setzte eine große Kanne Kaffee auf. Misstrauisch biss der Mann in das Brot, ein paar Krabben fielen ihm auf den Schoß, er kaute geräuschvoll und sah sich mit schnellen Blicken um. Ich hoffe bloß, dass Ulf jetzt nicht auftaucht, dachte Hans Peter. Er wäre nicht gerade begeistert über mein Vorgehen. Fremde Menschen, die hereinplatzten und es sich im Hotelfoyer gemütlich machten, hinterließen keinen guten Eindruck.

Als der Mann eine Tasse Kaffee getrunken hatte, wurde er ruhiger. Hans Peter dachte, dass er bald gehen würde.

»Das hat gut geschmeckt!«, sagte der Mann und schluckte den letzten Bissen seines Brots. »Hier wird man ungewöhnlich freundlich empfangen, das muss ich schon sagen.«

»Danke.«

»Björn heiße ich. Björn Lind.«

Hans Peter wollte gar nicht wissen, wie der Mann hieß. Er wollte auch nicht, dass der Mann nähere Bekanntschaft mit ihm schloss. Aber gegen seinen Willen begann er zu reden. Es passierte ihm oft, dass er in Situationen hineingeriet, denen er leicht aus dem Weg hätte gehen können.

»Sind Sie schon lange verheiratet, Sie und Ihre Frau?«, hörte er sich fragen.

»Immerhin schon ein paar Jahre.«

»Aber bei Ihnen läuft es offensichtlich nicht mehr so gut?«

»Ich finde eigentlich schon.«

»Und sie?«

»Keine Ahnung. Ich habe noch nicht gehört, dass sie sich beklagt hätte.«

»Haben Sie darüber gesprochen, sich scheiden zu lassen?«

»Keine Spur. Aber ich weiß, dass sie andere hat, so etwas spürt man. Sie sagt, dass sie mit irgendeiner Freundin ins Kino will, aber in Wirklichkeit ...«

»Vielleicht ist sie wirklich im Kino?«

»Nie im Leben!«

»Was machen Sie beruflich?«

»Ich bin selbstständig. Ich betreibe einen Kurierdienst mit ein paar Wagen. Sie ist für mich gefahren, so haben wir uns kennen gelernt.«

Ein Fisch schwamm zur Oberfläche und schnappte nach Luft. Das taten sie manchmal, wenn sie noch mehr Sauerstoff brauchten. Er fragte sich, ob sie merkten, dass sie eingesperrt

waren. Auf jeden Fall konnten sie durch das Wasser und das Glas hinausschauen. Wenn Ariadne näher kam, schwammen sie alle zur Oberfläche, sie wussten, dass sie ihnen das Futter brachte, die Fische erkannten sie.

»Wenn Ihre Frau sich mit anderen Männer trifft, gibt es dafür vielleicht einen Grund«, sagte er vorsichtig.

»Was denn für einen Grund?«

»Was weiß ich. Aber sie ist offenbar nicht unbedingt zufrieden damit, wie Sie zusammenleben. Jedenfalls habe ich den Eindruck.«

»Im Leben ist man nun mal nicht immer auf Rosen gebettet, oder?«

»Nein, das ist wahr.«

»Aber das ist man vielleicht im ›Drei Rosen‹, ha, ha?«

Hans Peter lachte.

»Und Sie?«, sagte der Mann. »Sind Sie verheiratet?«

»Gewesen.«

»Da sehen Sie, wie schnell das geht.«

»Stimmt.« Hans Peter seufzte.

»Ist sie abgehauen? Oder etwa Sie?«

»Regelrecht abgehauen ist eigentlich keiner von uns. Wir hatten uns wohl ... irgendwie auseinander gelebt.«

»Aber Agneta und ich, wir ...«

»Können Sie miteinander reden? So lange man das noch kann ...«

»Wie man's nimmt.«

Der Mann verstummte. Er nahm sich eine der Zeitungen und begann, in ihr zu blättern, vor allem, um etwas zu haben, womit er seine Hände beschäftigen konnte. Jemand ging in der ersten Etage über den Flur. Und wenn es wirklich eine Agneta Lind unter den Gästen gab? Und sie jetzt mit ihrem Geliebten im

Schlepptau herunterkam? Hans Peter versuchte, sich zu erinnern, wer sich an diesem Abend ins Gästebuch eingetragen hatte, wie hatten die Leute ausgesehen, war eine Frau mit kurzen, roten Haaren dabei? Er glaubte eigentlich nicht.

»Wissen Sie was«, sagte Björn Lind und stand schwerfällig auf. Er schien jetzt vollkommen nüchtern zu sein. »Ich verziehe mich. Ich möchte Ihnen ganz herzlich danken. Ich weiß zwar nicht recht wofür, aber jedenfalls vielen Dank. Wenn schon für sonst nichts, dann wenigstens für den Kaffee.«

Er konnte nicht mehr lesen. Verstand kein Wort mehr von dem, was er las. Er spülte die Tasse und den Teller, wusch die Kaffeekanne aus. Er fühlte sich etwas niedergeschlagen, ohne dass er eigentlich verstand, warum. Er wünschte, die Nacht würde schnell vergehen, damit er nach Hause gehen und sich hinlegen konnte. Seine Glieder schmerzten, als wäre er auf dem besten Weg, krank zu werden.

9. KAPITEL

Nach langer Zeit hatte das Mädchen wieder begonnen, sie zu besuchen. Sie war verändert. Etwas kam ihr fremd vor an ihr, etwas an ihrer Haltung. Als hätten sich die Wirbel in ihrem Rückgrat wieder gestreckt, als wäre sie in sich gegangen und hätte die kleine Justine wiedergefunden, so wie sie früher einmal gewesen war. Und Justine hielt sie nun wie einen Schild vor sich, wenn sie den Raum betrat.

Ja, schon dieser Moment, allein schon ihre Art zu gehen war anders, glich nicht diesem vorsichtigen Schleichen, das sich Angehörige kranker Menschen angewöhnen. Stattdessen hieß es jetzt, die Tür auf und hereinspaziert. Mit einem unangenehmen Quietschen zog sie dann immer einen Stuhl an das Bett heran und saß vollkommen regungslos da, hoch gewachsen und kühl. Saß da und starrte sie mit dem gleichen verschlagenen Blick an, wie sie es schon einmal vor langer Zeit getan hatte.

Eine schleichende Angst überkam Flora in ihrem Bett dann immer. Die Decke lag ihr dann schwer auf der Brust. Bei diesen Gelegenheiten war es ihr, als könnte sie ihren Körper wieder mit aller Sensibilität bis in die letzte Zelle hinein spüren wie vor dem Anfall. Sie versuchte, die Augen zu schließen und so zu tun, als schlafe sie, aber immer wieder musste sie die Augen einen Spalt weit öffnen, um zu kontrollieren, ob das Mädchen noch da saß, um zu sehen, ob ihre Stellung sich verändert hatte. Es wurde eine Art Zwang.

Sie ertappte sich dabei, auf die Schritte des Mädchens zu lauschen, sogar in den Nächten. Wenn sie diesen verdammten Weißhosen doch nur klar machen könnte, dass sie keinen Besuch mehr wünschte, von niemandem. Nicht einmal von ihren nächsten Angehörigen.

Die erste Zeit war Flora nicht bei Bewusstsein gewesen und hatte nicht gewusst, ob sie Besuch bekam oder nicht. Als sie dann langsam das Bewusstsein wiedererlangte, stand das Mädchen an ihrem Bett, und sie hörte ihre dünne Stimme, ihre flehende Stimme:

»Kannst du mich sehen, Flora? Kannst du mich hören?«

Ihr Zunge fühlte sich an wie ein Stück vertrockneter Rinde.

Das Zimmer war hell, eine Krankenschwester kam herein.

»Versteht sie, was ich sage?«

Der Blick der Krankenschwester, ehe sie gemeinsam hinausgingen. Flora versuchte, die Hand zu heben, um die Decke zur Seite zu schlagen. Sie wollte aufstehen, sie musste einen Spiegel finden, um zu sehen, was mit ihr geschehen war. Man hatte ihr Beruhigungsmittel gegeben, sie hatte vergessen, wie sie hierher gekommen war.

Aber sie konnte ihre Hand nicht heben.

Sie nicht einmal bewegen.

Anfangs hatte man sie noch einer ganzen Reihe von Tests und Blutuntersuchungen unterzogen. Täglich hatten sie Flora fortgerollt, zu Behandlungsräumen und Röntgenapparaten. Sie hatten Nadeln in ihre Arme gestochen, Instrumente über ihre Fußsohlen gezogen und Fragen gestellt, fühlen Sie wirklich überhaupt nichts, Frau Dalvik, auch nicht den geringsten Druck?

Nach einer Weile hatten sie aufgegeben.

Sie hatten Flora auf einer Bahre festgezurt, und zwei junge Sanitäter hatten sie hinausgerollt. Es war das erste Mal seit sehr langer Zeit, dass Flora an der frischen Luft war, und in diesem Moment begriff sie vollends, dass das Leben, was sie betraf, vorbei war. Als der Krankenwagen aus dem Wendehammer fuhr, fiel ihr Blick kurz auf das große Unfallkrankenhaus, und

sie erinnerte sich an Sirenen. Im Pflegeheim hatte man es nicht so eilig.

In den Nächten spürte sie manchmal eine Art Nähe, als ob Sven wieder bei ihr wäre. Er war dann so stark und jung, wie er ganz zu Anfang gewesen war. Sie wollte ihren Kopf mit der Decke verhüllen, er sollte sie nicht so sehen, so gealtert und erniedrigt. Geh, wollte sie ihm zurufen. Geh zurück zu deiner französischen Frau.

Diese Frau war in der Blüte ihrer Jahre gestorben. Sie hatte er auserwählt, sie hatte ihm ein Kind geschenkt. Flora konnte nie mehr sein als ein unvollkommener Ersatz, sosehr er dies auch verneinte.

Wenn er wenigstens damit einverstanden gewesen wäre, das Haus zu verkaufen. Dadurch hätte er den Beweis geliefert, dass er auch meinte, was er sagte. Dass er ein neues Leben anfangen wollte. Er weigerte sich. Vieles konnte sie bei ihm durchsetzen, aber das nicht, das Haus war ihm heilig, seine französische Ehefrau hatte es ausgesucht und dort diese Missgeburt von einem Kind hinterlassen, zur ständigen Erinnerung.

Ihre eigene Muttererde war unfruchtbar.

Jetzt war es wieder Morgen. Tellerklappern und Schritte auf dem Korridor, das Licht, die Vorhänge. Sie sah zum Fenster, schwarz und spiegelnd, noch brannten die Straßenlaternen.

Die klirrende Stimme einer Weißhose:

»Guten Morgen, Flora. Gut geschlafen?«

Wer hat dir das Recht gegeben, mich beim Namen zu nennen? Fort mit der Decke, Hände an den Hüften, am Becken. Das konnte sie noch, Wasser lassen.

War nicht gezwungen, ihre schlaffen Schenkel zu sehen und das Schwarze, das zu einem Grau ausgedünnt war.

Die Weißhose säuselte, sie war ein Kind mit blonden Locken.

»Jetzt ist es endlich Winter geworden, Flora. Herrlich, was! Diese Nacht hat es unheimlich viel geschneit, und es war kalt, fast elf Grad unter Null. Mein Freund hat mich zur Arbeit gebracht. Wir wären die Steigung fast nicht hochgekommen. Er hat allerdings auch nur Sommerreifen, ziemlich abgefahrene noch dazu.«

Ja, Schnee. Das dumpfe Scharren der Schneepflüge da draußen, es war den ganzen Morgen da gewesen.

»Jetzt komme ich gleich zu dir und wasche dich, und dann möchtest du sicher auch etwas Leckerer essen!«

Dieser zwitschernde, naive Optimismus. Als ob einem Menschen in ihrer Situation das Essen noch jemals schmecken würde.

Schnee ... Es lag Schnee, als er sie das erste Mal zu sich nach Hause mitnahm. Sie schlitterte den Hang am Haus hinunter und wäre fast gefallen. Da hielt er sie am Ärmel ihres Mantels, aber nicht fest, nicht, als wolle er sie besitzen.

Es gab eine Frau im Haus, eine Haushälterin. Sie hatte das Essen gekocht und in dem Zimmer gedeckt, das Flora später in ihr blaues Zimmer verwandeln sollte. Es zog kalt von der Haustür und von der Tür zum Keller. Irgendetwas stimmte nicht mit der Heizung, sie war ganz neu. Er war so rührend unpraktisch.

Flora bekam kalte Füße, denn sie hatte keine Pantoffeln mitgenommen. Sven holte ein Paar seiner Wollsocken, die viel zu groß waren, und sie fror weiter, bis sie ein Glas Wein getrunken hatte. Dann wurde ihr heiß, und sie lachte viel.

Die Haushälterin war mit dem Mädchen hereingekommen. Sie ähnelte ihrem Vater, die helle Haut und das Kinn.

»Das hier ist meine Tochter Justine«, sagte Sven und hob sie auf seinen Schoß. Sie umklammerte seinen Hals und weigerte sich, Flora die Hand zu geben. Sie hatte ihre Hand wieder zurückziehen müssen; hatte sich dadurch gedemütigt gefühlt.

Sie beendeten die Mahlzeit und saßen anschließend an einem kleineren Tisch, um Kaffee zu trinken. Das Kind klammerte sich an Sven, schaute kein einziges Mal auf. Schließlich trug er sie aus dem Zimmer.

»Du musst sie entschuldigen«, sagte er, als er zurückkam.

»Du weißt ja, was passiert ist. Sie ist in einem schwierigen Alter.«

Ein paar Wochen später lud Flora ihn zu sich nach Hause ein. Sie war erst vor kurzem in eine Zweizimmerwohnung am Odenplan gezogen, in der Nähe der Gustav-Vasa-Kirche, aber nach hinten hinaus. Sie fuhr an diesem Tag schon mittags nach Hause und konnte sich noch erinnern, was sie für ihn gekocht hatte. Überbackenes Rinderfilet mit in Butter geschwenkten Pfifferlingen, und zum Nachtschisch gab es frische Erdbeeren. Ihre Eltern hatten ihr geholfen, an Erdbeeren und Pfifferlinge zu kommen. Er war ganz offensichtlich beeindruckt.

An diesem Abend schliefen sie miteinander. Er war so lange allein gewesen, dass er fast sofort kam. Sie blieben im Bett liegen, und sie schloss die Hände um seine mageren Pobacken und fühlte eine Woge der Zärtlichkeit.

»Sven«, flüsterte sie.

Ja, sie flüsterte seinen Namen, und er war nicht länger ihr Chef, sondern ein Mann, der in ihr gewesen war, und sie nahm seine Finger und führte sie zwischen ihre Beine. Da schwoll und wuchs er wieder, und sie legte sich auf ihn und führte ihn auf eine Art ein, wie sie es nie zuvor mit jemand anderem getan hatte.

Er mochte sie. Ja, er liebte sie beinahe. Abend für Abend kam er zu ihr. Sie lag in seinen Armen, und sie erzählte ihm von Hässelby und von sich selbst.

»Du hast so einen schönen Namen«, sagte er. »Er ist so ... blumig.«

»Tja, nicht umsonst ist man die Tochter eines Gärtners.«

Er lachte und kitzelte sie mit seiner Zungenspitze rund um den Nabel. Sie drehte sich um, ihr Mund an seinem Knie.

Von dort unten erzählte sie.

»Meine Eltern haben die Gärtnerei seit dreißig Jahren. Sie haben sie von meinem Großvater übernommen. Es war wohl so gedacht, dass sie in der Familie bleiben sollte. Aber ... Nun, daraus wird wohl nichts. Wir sind vier Schwestern, alle haben Gärtnernamen, aber es nützt nichts, wir haben keine Lust, Blumen zu züchten. Ich bin die jüngste. Rosa ist die Älteste, dann kommen Viola und Reseda.«

»Reseda?«

»Ja, sie heißt wirklich so.«

»Und wenn sie nun Jungen bekommen hätten?«

»Tja, dann lägen wir zwei jetzt nicht hier.«

Sie glitt wieder zu ihm hinauf und folgte seinem Haaransatz mit dem Zeigefinger. Die Brille lag auf dem Tisch, seine Augenbrauen waren hell, fast unsichtbar.

»Ich meinte, welche Namen hätten sie bekommen?«

»Das habe ich schon verstanden. Wurzel und Stamm vielleicht? Aus Jesse Wurzel zart ... Obwohl sich Mama und Papa tatsächlich Jungen gewünscht haben. Keins von uns Mädchen kann sich vorstellen, die Gärtnerei zu übernehmen. Wir haben die Nase voll.«

»Durfet ihr oft helfen, als ihr klein wart?«

»Na ja, durften. Wir mussten.«

Ihr Vater hatte sie mit Bambusstöcken geschlagen, wenn sie ihm nicht gehorchten. Flora schlug er fast nie, aber auf Rosa, ihre älteste Schwester, hatte er es oft abgesehen. Auf sie, die es besser hätte wissen müssen. Rosa hatte keine Geduld. Sie hasste es, raue und aufgeplatzte Finger zu bekommen, sie hasste die Erde und ihren Geruch. Sie schlich sich immer vom Unkraut jäten davon und ging zum Strand, um zu schwimmen. Obwohl sie sich eigentlich hätte denken können, was sie erwartete, sobald sie zurückkam. Es war, als vergäße sie es sofort wieder.

Flora konnte sich noch an ihr Weinen erinnern, wenn der Vater sie in den Geräteschuppen schleppte. Nachher war ihr ganzer Rücken voller Streifen und geschwollen. Die Schwestern fächelten ihr dann mit Rhabarberblättern Luft zu und kühlten ihren Rücken mit Wasser. Allen vier Mädchen war es später gut ergangen. Rosa hatte einen Schiffsreeder geheiratet und war nach Göteborg gezogen. Viola hatte eine Stelle in dem vornehmen Kaufhaus NK bekommen, und Reseda wurde Rektorin einer Mädchenschule. Keine von ihnen lebte noch, keine außer ihr, Flora.

Haferschleim. Was sollte sie sonst auch hinunterbekommen. Wer sollte die Zeit haben, bei ihr zu sitzen und zu warten, bis sie etwas hinuntergeschluckt hatte, das erst gekaut werden musste. Der schleimige, salzige Geschmack verursachte ihr Übelkeit. Ihr war schlecht, aber sie riss sich zusammen und schluckte.

Die Weißhose redete mit einer älteren Kollegin.

»Stell dir vor, wir würden ihnen wasserdichtes Zeug anziehen und sie dann hier draußen auf Snowboardbretter setzen oder auf Schlitten. Wir könnten sie durch ganz Råcksta ziehen, es würde ihnen gefallen, meinst du nicht?«

»Uns würde es aber nicht gefallen.«

»Ach, Ing-Marie, sei nicht so streng. Man muss sich ein Stück Kindlichkeit bewahren.«

»Ja, ganz genau. Bewahr du nur ein Stück in dir! Zeig es bloß nicht uns anderen!«

Die Jüngere wischte Flora den Mund ab.

»Flora, würde dir das keinen Spaß machen? Du bist doch bestimmt auch Schlitten gefahren, als du noch klein warst? Das hat doch bestimmt Spaß gemacht, das hast du doch nicht vergessen, oder? Du, Ing-Marie, man kann sie tatsächlich wieder dazu bringen, aufzuleben, indem man ihnen hilft, sich an Dinge aus der Vergangenheit zu erinnern. Ich habe was darüber gelesen, es stimmt.«

Jetzt hätte sie gerne gehustet, jetzt hätte sie gewollt, dass ihr der Brei in die falsche Röhre geriet und der Husten und der Schleim dieses Frühstück im Grünen beendeten. Aber daraus wurde nichts. Sie schluckte ganz artig und tüchtig.

Einen Tag vor Mittsommer fragte Sven, ob sie sich vorstellen könne, wieder nach Hässelby zu ziehen, aber diesmal in sein Haus, um die Mutter seiner Tochter und seine Frau zu werden. In dieser Reihenfolge sagte er es. Mutter seiner Tochter und seine Frau.

Es war ein lauer und schöner Abend gewesen. Sie hatten in einem Restaurant gegessen. Jetzt gingen sie die St.-Eriksgata entlang, und der Wind fuhr ihr warm über Hals und Arme. Sie empfand eine solche Freude, sie blieb mitten auf dem Bürgersteig stehen und schloss ihn in ihre Arme.

Dann dachte sie an das Kind.

»Sie wird sich daran gewöhnen«, sagte Sven. »Jetzt kommt endlich Kontinuität in ihr Leben. Lass ihr nur etwas Zeit, sie wird dich ebenso sehr lieben wie ich.«

Kurz darauf heirateten sie. Flora hatte immer von einer großen kirchlichen Hochzeit geträumt, sah aber ein, dass dies anstößig wirken konnte, so kurz nach dem Tod seiner französischen Frau. Also heirateten sie ganz schlicht. Dafür gelang es ihr, durchzusetzen, dass sie eine Hochzeitsreise nach London machten, wo sie immer schon hingewollt hatte.

Das Hotel lag in einer kleinen Straße in der Nähe der Oxford Street, sie hatte vergessen, wie es hieß. Er führte sie ins Theater aus, er war viele Male in London gewesen, und eine der Filialen des Sandy-Konzerns hatte ihren Sitz in der Stadt. Sie besuchten die Filiale gemeinsam und wurden durch die ganze hypermoderne Anlage geführt. Flora durfte ihr Englisch erproben, alles war noch da, hatte nur dagelegen und darauf gewartet, Verwendung zu finden. Sie merkte, dass sie Eindruck auf ihn machte.

Sie war gerade dabei, sich umzuziehen, sie wollten in die Royal Albert Hall, alles wollte sie sehen und erleben, alles, was sie gehört und wovon sie gelesen hatte.

Es war später Nachmittag, ihr dritter Tag. Da klopfte es an der Tür.

Ein Mann stand davor. Ein Telegramm war von Svens Eltern gekommen. Es war dringend. Es ging um das Mädchen. Es war krank.

Frühmorgens fuhren sie nach Hause. Sven wollte schon am Abend fahren, aber sie konnten keinen Flug mehr bekommen. Während der ganzen Heimreise war er schweigsam und zerstreut, sie sah ihm an, dass er litt, sich Vorwürfe machte, das Mädchen allein gelassen zu haben, dass er den Verlust ihrer Mutter aufs Neue durchlitt.

Justine ging es natürlich gut. Sie hatte nur einen fiebrigen Infekt gehabt. Aber die Temperatur war auf über vierzig Grad

gestiegen, so dass Svens Mutter es für angebracht gehalten hatte, ihn zu rufen.

Aber war es bei Kindern nicht oft so, dass sie hohes Fieber bekamen? War das nicht ganz normal?

Sie hörte auf, in der Firma zu arbeiten. Nachts lag sie neben Sven im Bett, lag da und lauschte seinem leisen Schnarchen und versuchte zu vergessen, dass das Kind auf der anderen Seite der Wand lag. Sie würde ein eigenes Kind bekommen, es würde in ihr wachsen und sie zur Mutter machen, zu einer richtigen.

Er sollte nie bereuen, dass er sie zu sich genommen hatte. Sie würde seine schöne, repräsentative Ehefrau sein, die feine Essen für seine Geschäftsfreunde gab. Sie würde mit ihnen auf Englisch Konversation betreiben, und sie würden staunen: What a beautiful and talented young wife you have got, Mr Dalvik.

Das Mädchen und sie. Sie waren allein im Haus. Sven war zur Arbeit gefahren. Justine hatte den Frühstückstisch verlassen, ohne einen einzigen Bissen gegessen zu haben.

»Sie muss doch was essen«, flüsterte Flora. »Du siehst doch, wie mager und unterernährt sie ist. Kinder müssen gut essen, damit sie wachsen.«

»Das kommt schon noch. Lass ihr etwas Zeit, hab ein wenig Geduld.«

Sie stand am Küchenfenster und sah, wie er in sein Auto stieg. Er hob die Hand und winkte, warf ihr eine Kusshand zu. Das immer währende, klassische Bild.

Sie bekam Lust, ihn zurückzurufen, nimm mich mit, ich will mitkommen, will mit dir zusammen sein, nicht mit dem Kind. Sie war im Haus. Sie spülte das Frühstücksgeschirr und ging dann in die obere Etage, um die Betten zu machen. Das

Mädchen lag in Svens Bett. Sie hatte sich in seine Decke eingerollt, den Kopf ins Kissen gedrückt.

Flora setzte sich neben sie.

»Justine«, sagte sie langsam. »Du und ich, wir müssen Freunde werden. Ich will deine Freundin sein, willst du nicht auch meine sein?«

Das Kind antwortete nicht. Ihr fiel ein, dass sie das Mädchen nur äußerst selten sprechen hörte.

Sie legte ihre Hand auf die Decke. Der dünne Körper fuhr zusammen.

»Ich bin hergekommen, um deine Mama zu sein«, sagte Flora, und jetzt erhob sie die Stimme. »Du wirst jetzt damit aufhören, mich zu ignorieren. Ich bitte dich lieb, dass du und ich Freunde werden. Dann sollst du mich ansehen und mir antworten.«

Das Mädchen fuhr aus dem Bettzeug, glitt an Flora vorbei auf den Fußboden wie ein schlüpfrißes und giftiges Tier. Sie stand im Türrahmen und machte ein schnippisches Gesicht.

»Du bist nicht meine Mama, du bist eine verdammte Hure.«

Sie war nicht wütend geworden. Sie war ins Badezimmer gegangen und hatte sich eingeschlossen, hatte vor dem Spiegel gestanden und geweint. Das Kind hatte sie zum Weinen gebracht, Svens Kind. Aber das würde er nie erfahren.

»Wach auf, es ist Tag, jetzt wird nicht mehr geschlafen. Du wirst zur Abwechslung einmal im Sessel sitzen, ist das nicht eine gute Idee?«

Die Weißhosen. Auf dem orangegelben Stuhl sitzend sah sie, wie sie ihr Bett machten und darunter den Boden mit dem Aufnehmer putzten. Dort sammelte sich der Staub immer in kleinen Bäuschen.

Dann sah sie das andere Bett und entdeckte, dass es leer war. Ja. Die Frau war gestorben. Aber war es diese Nacht passiert oder in einer anderen Nacht, die Menschen starben immer nachts.

Sie hatten ihr einen rosa Kittel mit großen, weißen Knöpfen angezogen. Rosa hatte ihr früher einmal gestanden. Sie hatte sich die langen Wimpern geschminkt, und das rosa Abendkleid hatte geknistert, als sie es sich über den Kopf zog. Das Knistern von Blumen, das Knistern von Tönen, er tanzt wie ein junger Gott, mein Mann. Und sie schreitet durch die Spiegelsäle, Treppen hinab, die so breit sind wie Avenuen.

»Das hier ist Märta, deine neue Zimmergenossin.«

Ein faltiges Altfrauengesicht, misstrauisch.

»Ich hoffe, ihr werdet euch verstehen.«

»Wenn nur eine von beiden sprechen kann, wird es hoffentlich auch keinen Streit geben!«

Jetzt saßen sie sich am Tisch gegenüber.

Wie viele Zimmergenossinnen hatte man ihr schon vorgestellt? Sollte sie etwa alle überleben, das war nicht richtig!

Sie kaufte dem Mädchen eine Puppe. Es war eine schöne Puppe, so eine, wie Flora sie sich gewünscht hatte, als sie noch klein war. Sie hatte richtiges Haar mit einer Schleife darin und konnte die Augen schließen. Man verpackte sie ihr in einem Karton.

Als Sven am nächsten Tag gefahren war, ging sie in das Zimmer des Mädchens hinauf und legte das Paket auf ihr Bett. Justine saß zusammengekauert in der Fensternische, ihre Haare waren ungewaschen, ihr Mund schmal geworden.

»Du sollst doch nicht so am Fenster sitzen, du könntest runterfallen!«

Justine schaute weg.

»Geh dich jetzt waschen, dann wollen wir sehen, was du anziehen kannst. Wenn du dann fertig bist, darfst du das Paket aufmachen.«

Das Mädchen ging mit steifen Schritten davon. Als sie ins Badezimmer gekommen war, schloss sie ab und weigerte sich, die Tür zu öffnen.

Flora tat, als verlasse sie das Haus. Sie kauerte sich hinter eine Kommode und muckte sich nicht.

Es war ein Stellungskrieg, der reinste Stellungskrieg. Die Kleine war da drinnen, lud ihre Kanonen, sie selbst lag im Schützengraben.

Was geschah dann?

Die Hitze von der Haut des Kindes, ihre Hände, die schlugen und schlugen, nackt verkroch sie sich in den Ecken.

»Du wirst tun, was ich dir sage, du kleines Biest, bist du ein Mensch oder ein Tier, ich werde dich umbringen, wenn du mir nicht gehorchst, wenn du mich weiter erniedrigst und nicht beachtest, hör zu, schau nicht weg, von jetzt an werden hier andere Saiten aufgezogen. Von jetzt an will ich nicht länger versuchen, deine Mutter zu sein.«

»Was hast du mit ihr gemacht«, fragte Sven, aber in seiner Stimme lag kein Tadel, nur stummes Erstaunen. Das Mädchen zwischen ihnen, mit sauberen Haaren, rosig.

10. KAPITEL

Curt Lüding bat sie am Montagmorgen um neun zur Besprechung. Er hatte seine Assistentin Jenny losgeschickt, um einen Hefezopf zu besorgen, der jetzt mitten auf dem Tisch des Konferenzraums stand, klebrig und in viel zu dicke Scheiben geschnitten.

»Bitte, bedient euch!«, nötigte er sie.

Seine langen, gepflegten Finger drehten nervös an einem Kugelschreiber, auf dem »Der Norrbottenkurier« stand, wie Berit auffiel. Ja, warum auch nicht? Er stammte ja irgendwo aus dem Norden.

Niemand aß von dem Hefezopf, auch Curt Lüding nicht.

Er saß am Kopfende des Tisches und führte den Plastikbecher mit Kaffee zum Mund, ein aufs andere Mal, vorsichtige, kleine Schlucke. Er fragte nicht, wie das Wochenende gewesen war, Plaudereien dieser Art fielen an diesem Montagmorgen aus. Er trug den dunklen Anzug, den er seit Anfang des Winters trug, früher hatte er meist Pullover und Manchesterhosen getragen. Etwas ist mit ihm geschehen, dachte Berit. Er ist dabei, so ... untadelig zu werden.

Sie warteten. Annie starrte in ihre Kaffeetasse. Lotta räusperte sich und hustelte, als wäre sie dabei, sich zu erkälten. Lilian gab ein schwaches, kaum hörbares Summen von sich, was sie immer tat, wenn sie wütend wurde oder sich Sorgen machte. Statt etwas zu sagen, lief sie summend durch die Gegend.

Draußen fuhr ein Krankenwagen mit gellender Sirene vorbei.

Das Telefon klingelte.

»Ist der Anrufbeantworter nicht eingeschaltet?«, fragte Curt Lüding.

»Doch, doch«, antwortete Jenny.

»Gut. Dann fangen wir am besten an. Ja, wie ihr euch denken könnt, gibt es einen Grund dafür, dass ich euch an einem Montagmorgen hergebeten habe. Wie ihr wisst, war ich einer von denen, die diesen Verlag in grauer Vorzeit einmal gegründet haben, und dann, als die anderen nicht mehr mitmachen wollten, war ich es auch, der Kapital in den Verlag steckte und ihn übernahm. Nun gut, ihr kennt die Geschichte. Und dann sind die Jahre vergangen. Es ist nicht immer ganz leicht gewesen, damit will ich nicht hinter dem Berg halten. Aber ihr alle habt gute Arbeit geleistet, ohne euch wäre es nicht gegangen. Viele von euch sind schon sehr lange dabei, du, Berit, zum Beispiel, und auch Margit ... Ich glaube zu wissen, dass euch dieser Verlag fast genauso viel bedeutet wie mir.«

Er verstummte und sah aus dem Fenster.

Draußen lag immer noch Schnee. Das Thermometer zeigte fünf, sechs Grad unter Null, und zum ersten Mal in diesem Winter hatte Berit ihren Pelz tragen können.

Komm endlich zur Sache, dachte sie. Zur Sache, du verdammter Heuchler!

Berit sehnte sich nach einer Zigarette. Sie versuchte, sich das Rauchen abzugewöhnen und probierte es seit ein paar Wochen mit Nikotinkaugummi. Es war nicht unbedingt der beste Zeitpunkt, um aufzuhören.

»Wie ihr wisst«, fuhr ihr Chef fort, »wie ihr wisst, bin ich oben im Norden, in Norrbotten, geboren und dort auch aufgewachsen, in einem kleinen Dorf, das Sangis heißt. Mein Vater war dort Waldarbeiter, meine Mutter Gemeindeschwester. Dort bin ich zwischen diesen Unmengen von Tannen aufgewachsen. Ja, ihr kennt mich ja alle so lange, dass ihr schon einmal gehört habt, wenn ich den wüsten Dialekt meiner Heimat spreche, sobald ich mich nicht mehr bremsen kann. Nicht zuletzt auf unseren Festen ...«

Ja, das stimmte. Vor ein paar Jahren hatte er noch Spaß an Betriebsfesten gehabt, war er immer eine der treibenden Kräfte gewesen, hatte ihnen in seinem Haus auf dem Lande beigebracht, norrländische Spezialitäten wie Mandelkartoffeln und gegorenen Strömling zu essen und ihnen etwas vorgesungen, wehmütige Lieder aus dem Norden. Seine Frau Maud war zu jener Zeit auch noch dabei gewesen, eine fröhliche und üppige Frau, auch sie aus dem Norden.

Nach der Scheidung hatte er sich verändert. Maud verliebte sich in einen anderen und verließ ihn, zog ins Ausland mit ihrem Neuen, nach Maastricht, es ging irgendwie um das Europaparlament. Von diesem Schlag hatte sich Curt Lüding nie wirklich erholt.

»Und jetzt, meine Freunde, komme ich dazu, worum es heute eigentlich geht. Es geht um Folgendes: Haltet euch fest, denn es stehen große Veränderungen bevor. Ich habe vor, den Verlagssitz in den Norden, nach Luleå, zu verlegen.«

Er verstummte und sah sie an, einen nach dem anderen. Ein Auge zuckte ein wenig.

»Ihr seid überrascht? Das kann ich mir vorstellen.«

In einiger Entfernung konnte man hören, wie jemand im Haus bohrte. Andauernd wurde irgendetwas repariert und umgebaut. Fast jeden Monat bekamen sie Mitteilungen vom Vermieter: »Wir bitten um Verständnis, aber in der und der Woche ...«

»Warum gerade Luleå, fragt ihr euch bestimmt. Tja, das kann ich erklären. Es ist im Moment ausgesprochen vorteilhaft, einen Verlag von dort aus zu betreiben, der Provinziallandtag hat Gelder bereitgestellt, die schreien förmlich nach einem guten und renommierten Verlag da oben. Das ganze Gebiet der Nordkalotte mit seinen vielen spannenden Autoren liegt da und wartet auf uns.«

Er nippte an seinem Kaffee, mit glänzenden Augen, lächelte kurz, hatte sich entspannt.

Er spinnt, dachte Berit. Sie biss sich auf die Zunge, ohne es zu merken, das Gebiet der Nordkalotte!

»Und was ist mit uns?«, fragte jemand, es war Annie, sie war aufgestanden, und das Haar fiel ihr ins Gesicht. »Hast du dir darüber Gedanken gemacht, was aus uns werden soll?«

Curt Lüding legte seinen Stift auf den Tisch und stubste ihn mit den Fingern an. Er begann sich zu drehen, fiel dann klappernd auf die Erde.

»Ich möchte es einmal so ausdrücken«, sagte er und lächelte immer noch. »Jede Organisation muss von Zeit zu Zeit wieder auf Trab gebracht werden, damit ein Höchstmaß an Effektivität erreicht wird. Das kann wehtun, dessen bin ich mir bewusst.«

»Curt, das ist keine Antwort auf meine Frage!«, sagte Annie gellend. Ihr ganzer Hals war mit roten Flecken übersät.

»Genau«, rief Berit. »Was wird aus uns?«

»Aber ... Ihr könnt natürlich herzlich gerne mitkommen, ihr alle. Ich rechne damit, den Umzug während des Sommers über die Bühne zu bringen. Dann geht es von August an wieder mit voller Kraft weiter. Und, meine Freunde, Luleå ist eine unheimlich schöne Stadt. Darauf gebe ich euch mein Wort.«

»Er spinnt. Er ist schlicht und ergreifend verrückt geworden!«

Berit und Annie saßen in dem Sushirestaurant auf der Upplandsgata, das Sushi schmeckte an diesem Tag anders, so als wäre es nicht richtig frisch. Sollte das stimmen, würden sie wohl gegen Abend Bauchschmerzen bekommen. Aber was machte das schon!

»Die Nordkalotte! Wer, zum Teufel, interessiert sich denn schon für die Nordkalotte!«

»Nein«, sagte Annie. »Es ist schlimmer, als wir uns das jemals ausmalen konnten. Bei Bonniers zu arbeiten hätte man sich ja noch vorstellen können. Aber da oben! In der Lappenhölle! Das

spukt ihm bestimmt schon lange im Kopf herum, diesem Schwein. Und nichts hat er gesagt, nicht einmal eine Andeutung gemacht.«

»Er ist so seltsam und spinnert geworden. Er ist verdammt noch mal ein ganz anderer Mensch geworden. Wenn doch nur Maud bei ihm geblieben wäre. Sie hätte das niemals zugelassen. Warum musste ihr auch dieser EU-Typ über den Weg laufen!«

»Was wirst du tun, Berit. Gehst du mit?«

»Man ist ja nicht allein, das ist doch das Problem. Tor würde im Traum nicht daran denken, Stockholm zu verlassen.«

»Und wenn du allein wärst, was dann?«

»Nein! Hier ist mein Zuhause, hier bin ich geboren, hier habe ich meine Wurzeln.«

»Ja, zum Teufel, da oben ist doch das ganze Jahr über Winter, Anfang September fängt es an zu schneien, habe ich gehört, und der Schnee bleibt dann liegen bis Mittsommer. Das könnte ich nicht ertragen. Und die Dunkelheit! Und die Mücken!«

»Dieses Schwein rechnet auch gar nicht damit, dass wir mitkommen. Darauf gehe ich jede Wette ein. Er hat doch gar keine Chance, da oben so viele Angestellte zu halten. Die eine oder andere geht vielleicht mit, Jenny vielleicht und Ann-Sofi, die ist doch von da oben, redet sie nicht auch so?«

»Die Frage ist nur, was macht man dann?«

»Du! Dir wird man bestimmt bald einen anderen Job anbieten, du hast einen guten Ruf, die Leute wissen doch, dass du die Lektorin der alten Karlberg bist, das allein reicht schon!«

»O Gott, ja. Die bin ich dann vielleicht endlich los. So hat doch alles sein Gutes.«

Es war ein seltsames Wochenende gewesen. Im Hinterkopf immer die Sorge, worüber Curt Lüding mit ihnen sprechen

wollte. Aber diese Sorge war durch den Besuch in Hässelby betäubt und gedämpft worden.

Es stimmte, was Justine zu Berit gesagt hatte, dass es Berit zum Haus der ehemaligen Klassenkameradin regelrecht gezogen hatte. Sie wollte nachsehen, ob sich etwas verändert hatte, hatte entsetzliche Angst gehabt, Justine zu begegnen, aber dennoch insgeheim gehofft, dass sie dort auf ihrer Treppe stehen würde, dreißig Jahre älter und stark. Dass sie dort in ihrer geblühten, weiten Hose stehen und zu ihr sagen würde: Komm herein.

Und dann tat sie es!

Berit hatte alles, was geschehen war, verdrängt, während ihres ganzen erwachsenen Lebens hatte sie es beiseite geschoben, aber als sie sich dann dem Haus näherte, schlug es über ihr zusammen, sie hätte sich am liebsten in den Schnee geworfen und gerufen: Verzeih mir, Justine, wir waren damals doch nur Kinder, verzeih mir!

Sie saßen bei Justine in der oberen Etage und tranken Glühwein, sie sahen, wie der Himmel seine Farbe veränderte und rot und funkelnd wurde, als brenne es auf der anderen Seite des Mälarsees. Es war ein kalter und majestätischer Wintertag, und vielleicht erzählte sie zu viel, vielleicht gab sie mehr von sich preis, als sich eigentlich gehörte. Sie war es nicht mehr gewohnt, sich auf diese Weise mit jemandem zu unterhalten.

Justine. Justine hatte sie irgendwie schon immer gekannt.

Aber keine von ihnen erwähnte die Kindheit.

Der große Vogel hatte sie fast zu Tode erschreckt. Berit hatte keine Angst vor Vögeln, die Jungen hatten Wellensittiche gehabt, als sie noch klein waren, und sie hatte die Vögel gemocht, obwohl sie einen fürchterlichen Dreck machten. Aber dieses enorme Wesen, das plötzlich einfach auftauchte, es erschreckte sie, schlug seine Klauen in ihr Haar und verhedderte sich in ihnen.

»Ruhig, ganz ruhig«, sagte Justine beschwörend, »setz dich einfach wieder hin und bleib still sitzen.«

Sie wurde ein wenig hysterisch.

Justine hatte sie schließlich an den Schultern packen und wieder auf den Stuhl drücken müssen.

»So bekommt er doch Angst, verstehst du, wenn du schreist und so ein Theater machst.«

Langsam hatte sie Berits Kopf von den scharfen, schwarzen Klauen befreit. Berit zitterte vor Angst, sie sah den kräftigen Schnabel und brach in Tränen aus.

Es war nicht Berit Assarssons Art zu weinen.

»Er ist nur ein bisschen neugierig ...«

»Ich habe solche Angst bekommen! Warum hast du denn so einen im Haus?«

Nach einer Weile beruhigte sie sich wieder, ging auf den Balkon hinaus und rauchte. Als sie wieder reinkam, saß der Vogel oben auf dem Bücherregal.

»Spielst du Ase, oder was soll das? Ist der da Hugin oder Munin?«

»Ase? Ach so. Das ist aber gar kein Rabe.«

»Er sieht jedenfalls aus wie einer.«

»Raben sind viel größer.«

Justine hatte den Glühwein wieder erhitzt, ihre Tasse aufgefüllt.

»Wie ist es mit deinen Kleidern, haben sie etwas abbekommen?«

»Das macht nichts«, flüsterte sie.

Ich mache mich lächerlich, aber das ist mir scheißegal.

Sie ging ins Badezimmer hinunter und versuchte, das Schlimmste abzuwaschen. Als sie wieder hochkam, hatte Justine

Feuer im Kamin gemacht, du musst erst trocken werden, ehe du gehst, es ist kalt geworden, ein paar Grad unter Null.

Und sie hatte ihr über die Wange gestrichen und ihr auf den Stuhl geholfen, sie in eine Decke gewickelt und ihr noch etwas zu trinken gegeben.

»O Gott, Justine, davon werde ich bestimmt total besoffen!«

»Meinst du ...?«

»Und wenn schon.«

Sie hatten eine lange Zeit dort gesessen, und das Kaminfeuer hatte gewännt, und sie dachte, dass es schon lange her war, dass sie sich so entspannt gefühlt hatte – und das, obwohl Curt Lüding für Anfang nächster Woche eine Personal-Versammlung einberufen hatte. Sie war beinahe etwas schläfrig geworden und hatte sich danach gesehnt, dass ihr jemand die Fußsohlen massierte, und während sie noch da sitzt und sich danach sehnt, rutscht Justine auch schon auf den Boden hinunter und zieht ihr die Socken aus.

Ihre Hände waren schnell und warm, sie kneteten, drückten und pressten, oh, wie gut und lieb du bist, Justine, wie gut du das kannst, wo hast du das gelernt?

»Ich weiß nicht, ich habe es eigentlich gar nicht gelernt ...«

»Aber du kannst es wirklich ... Ooh, mein Gott, wie schön ...«

Die Waden hinauf knetete sie, massierte und zog.

»Du bist verspannt, Berit, woran liegt das, geht es dir nicht gut?«

»Doch, doch, mir geht es sehr gut, was du da machst, ist göttlich ...«

»Ich meine nicht jetzt. Ich meine sonst, dein Leben.«

Sie verzog das Gesicht, unterdrückte ein Weinen, schluchzte auf.

»Manchmal habe ich das Gefühl, als wäre alles vorbei«, sagte sie heiser. »Hast du das nicht auch an manchen Tagen?«

Ihre Hände massierten und drückten.

»Hier hast du eine Verhärtung, Berit, genau unter dem Fußballen.«

»Ich weiß. Ich habe das Gefühl, dass ich die ganze Zeit nur gebe und gebe und irgendwie ... nie etwas zurückbekomme. Die Jungen sind jetzt erwachsen, sie sind gar keine Jungen mehr, sie sind junge Männer, hübsch sind sie, unverschämt hübsch, ich kann es sehen, obwohl ich ihre Mama bin, sie haben ihren Wehrdienst abgeleistet und sind in Uniform auf Urlaub gekommen. Wenn ich sie sehe, bei den wenigen Gelegenheiten, zu denen ich sie noch sehe ... kann ich mir nicht mehr vorstellen, dass ich sie jemals ausgetragen habe, sie in mir gewesen sind und ich sie unter Schmerzen geboren habe, dass sie an meiner Brust getrunken haben, ich ihre Windeln gewechselt und gesehen habe, wie sie groß geworden sind ...

Wir können nicht mehr miteinander reden, Justine. Doch, wir könnten vielleicht schon, wenn wir nur etwas Zeit hätten, wenn ich allein mit ihnen auf einer einsamen Insel wäre, wo es nichts anderes gäbe, nichts Lebendigeres als ihre alte Mutter.«

»Und dein Mann ...?«

»Ich merke, dass ... ja ... seit nur noch er und ich übrig sind ... Es ist schwierig. Hättest du selber Kinder gehabt und wärst verheiratet gewesen, würdest du verstehen, was ich meine. Denn viele, viele Jahre dreht sich alles nur um die Kinder, man gibt sein Bestes, um alle Gefahren und Versuchungen von ihnen fern zu halten, alles im eigenen Leben zielt darauf ab, gute Eltern zu sein, für den Partner bleibt da kein Platz mehr ... Man hat einfach nicht die Kraft ... Man arbeitet ja den ganzen Tag ... und dann, eines Tages, ist das alles vorbei. Die Kinder sind flügge geworden und haben das Nest verlassen. Dann steht man

da, Mann und Frau starren sich an, und keiner weiß, wie man sich verhalten soll.«

»Könntet ihr nicht reisen und Dinge unternehmen, die euch Spaß machen?«

»Wir sind gereist. Er hat mir letztes Jahr eine Weltreise geschenkt.«

»Und?«

»Ich weiß nicht. Er war nicht mehr der Mann, mit dem ich mich einmal verlobt hatte, der mich begehrte und ein paar Mal am Tag mit mir schlafen wollte.«

»Na, hör mal ... Was erwartest du denn?«

»Jedenfalls nicht diese Entfremdung. Sie macht mir Angst, Justine, eine Scheißangst.«

Sie lag halb in ihrem Stuhl, war fast auf die Erde gerutscht. Sie hatte Schmerzen hinter den Augenhöhlen, vom Glühwein, von den Tränen.

»Hast du denn nie so ein Gefühl von Entfremdung, Justine, bist du zufrieden mit deinem Leben?«

»Ich bin dabei, es zu werden.«

»Bin dabei, was meinst du mit, bin dabei, du hast nicht das Geringste über dich selbst erzählt, hier rede nur ich mir den Mund fusselig.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen.«

»Gibt es doch, oder?«

»Ja, vielleicht. Was machst du eigentlich beruflich?«

»Ich arbeite in einem Verlag. Habe gearbeitet, muss ich wohl demnächst sagen. Er wird uns entlassen, da gehe ich jede Wette ein.«

»Steht das zur Debatte?«

»Die Zeiten sind hart, weißt du. Auf dem Arbeitsmarkt hat man doch keine Chance mehr, man ist zu alt.«

»Tja.«

»Ich bin fünfundvierzig, Justine, ja, das bist du natürlich auch. Ich kann nichts anderes, als mit Manuskripten zu arbeiten. Was soll ich nur tun, wenn ich das nicht mehr machen darf?«

»Kannst du keinen eigenen Verlag aufbauen. Bücher werden doch immer gebraucht?«

»Du bist verrückt. Was meinst du, wie schwer das ist!«

»Und dein Mann?«

»Ja, glaubst du denn, ich will ihm auf der Tasche liegen? Nein, Justine, die Freiheit ist das Wichtigste, was ein Mensch besitzt. Ja, du verstehst bestimmt, was ich meine, vielleicht hast du ja deshalb selber nie geheiratet.«

»Man braucht nicht verheiratet zu sein, um sich unfrei zu fühlen.«

»Nein ...«

Der Vogel krächzte kurz oben auf dem Regal und flog wie ein großes schwarzes Tuch herunter. Er landete auf dem Fußboden und hüpfte zu Justine. Berit schrie auf und zog ihre Füße zurück.

»Er liebt es, in die Zehen alter Klassenkameradinnen zu beißen«, sagte Justine.

Sie kitzelte ihn im Nacken, er plusterte sich auf und machte sich dick.

»Entschuldige ... Aber sie sind ein wenig eklig ...«

»Über Geschmack lässt sich streiten.«

»Er ist wie ein Kind für dich, nicht wahr?«

»Ja ... Er bedeutet mir wohl noch mehr.«

»Tiere enttäuschen einen nie. Stimmt das, Justine, so sagt man doch, oder? Stimmt es?«

»Das hängt wahrscheinlich davon ab, was man von den Tieren erwartet.«

»Ich erinnere mich an eine Sache ... die Jungen ... Sie sind fast gleich alt. Sie heißen Jörgen und Jens. Die Polizei rief uns an ... Wir mussten sie auf der Polizeiwache am Mariatorg abholen. Sie hatten so viel getrunken, dass sie es nicht mehr alleine nach Hause schafften. An so was kann man sterben, sie hatten eine Alkoholvergiftung. Am dreckigsten ging es Jens, er war noch so klein, er lag da wie ein Embryo, als ich kam, ich hätte am liebsten geschrien, Justine, mein kleines Kind. Warum kann man sie nicht immer bei sich haben?«

11. KAPITEL

Sie kaufte sich ein Auto, einen Volvo. Er war so neu, dass er keinen früheren Besitzer gehabt hatte, war aber dennoch nicht ohne Persönlichkeit. Rot und elegant stand er im Schaufenster des Autohauses, und Justine trat ein und öffnete die Fahrertür. Sogar der Geruch war neu. Er war warm, bequem und hatte eine automatische Schaltung. Sie hätte den Preis sicher noch herunterhandeln können, aber auf die Idee kam sie gar nicht.

Sie hob Geld ab und kehrte am nächsten Tag zurück.

Der Verkäufer sagte:

»Das ist ein Spitzengefährte, da steckt viel Power drin. Sie werden es nicht bereuen.«

»Ich weiß.«

»Der fährt schnell wie der Blitz. Wenn Sie damit im guten alten Deutschland auf der Autobahn fahren, werden Sie sogar schneller als ein Porsche sein.«

»Dort werde ich nicht fahren«, sagte sie. »Trotzdem danke für die Information.«

Es schneite. Kleine, leichte Flocken, sie wirbelten im Wind umher und erschwerten die Sicht. Die Winterreifen lagen im Kofferraum. Der Verkäufer hatte erklärt, er könne sie aufziehen lassen. Aber dann hätte sie noch einen Tag warten müssen.

»Aber Sie können sich auch mit den Reifen, die jetzt drauf sind, sicher fühlen. Das sind solide Allroundreifen, angepasst an das Klima hier im Norden.«

Im Kreisverkehr von Vällingby geriet sie ins Schleudern, bekam den Wagen aber mühelos wieder unter Kontrolle. Ein

lustiges und fremdartiges Wort kam ihr in den Sinn. Luftläufer. Ja, warum nicht.

Flora saß am Fenster in einem Sessel. Man hatte sie mit Hilfe von Kissen in eine aufrechte Position gebracht und mit einem Gurt an der Rückenlehne festgezurt.

Justine war die Treppen hinaufgelaufen. Jetzt stand sie im Zimmer, und die Schneeklumpen an ihren Stiefeln schmolzen.

»Gut, dass du auf bist«, sagte sie. »Ich möchte dich mitnehmen.«

Um die Lippen der Frau zuckte es, ein Faden aus dünnem Speichel.

Die Tür glitt auf, eine Krankenschwester mit einem Rollstuhl. Eine fremde Frau saß in dem Rollstuhl, ihre langen, geäderten Hände hantierten an etwas auf ihrem Schoß herum.

Die Krankenschwester sagte:

»Wie schön, Flora, du hast Besuch. Das ist aber schön, dass deine Tochter vorbeigekommen ist.«

»Ich habe mir ein neues Auto gekauft«, sagte Justine.

Das Radio war an, auf dem Korridor weinte jemand.

»Das würde ich auch gerne«, sagte die Krankenschwester.

»Warum tun Sie's nicht?«

»Hm. Glauben Sie, ich kann es mir leisten, ein Auto zu kaufen! Haben Sie eine Ahnung, was eine Krankenschwester verdient?«

»Dann nehmen Sie doch meinen alten. Er ist noch völlig in Ordnung, im Großen und Ganzen jedenfalls. Macht er Probleme, muss man ihn nur mit ›Startpilot‹ einsprühen. Dann läuft er wie ein Uhrwerk. Ich brauche ihn nicht mehr, es ist ein Opel Rekord, nehmen Sie ihn als Dauerleihgabe, wenn Sie möchten, und fahren Sie ihn, bis er den Geist aufgibt.«

Die Krankenschwester wurde rot.

»Aber das kann ich doch nicht ...«

»Ich fahre ihn sonst zum Schrottplatz.«

»Aber er funktioniert doch noch?«

»Sicher.«

»Das verstehe ich nicht ... Warum kaufen Sie sich dann einen neuen?«

»Man hat nur ein Leben. Wenn man's kann, dann kann man's halt.«

»Ja, so kann man es natürlich auch sehen.«

»Vielleicht hängt es auch damit zusammen, wie man sich selber sieht.«

»Wie bitte ...?«

»Schon gut, nichts.«

Justine machte eine Geste in Floras Richtung.

»Wie geht es ihr?«

»Ganz gut.«

»Ich wollte sie zu einer Probefahrt mitnehmen.«

»Aber ist das Wetter dazu nicht ein bisschen schlecht?«

»Na und?«

»Ja ... Warum eigentlich nicht? Wenn man's kann, dann kann man's. Waren das nicht Ihre Worte?«

»Ganz genau.«

»Es ist nur, weil ... Können Sie Flora vielleicht selber anziehen, was meinen Sie? Wir sind heute ein wenig unterbesetzt. Ich muss mich um Märta kümmern, sie ist übrigens Floras neue Zimmergenossin.«

Sie war dünn wie eine Ausschneidepuppe, Arme und Beine völlig unkontrolliert.

Würde man sie mehrmals hin und her schlenkern, gerieten sie bestimmt aus den Fugen.

Justine hatte sie aufs Bett getragen, sie wog kaum mehr als der Vogel. Jetzt zog sie ihr Socken an, eine Flanellhose, eine Strickjacke und die Jacke. Sie bekam ein Paar kariertes Stoffpantoffeln an die Füße, um den Kopf einen Schal.

Dann rief sie die Krankenschwester.

»Reicht es so, was meinen Sie?«

»Bestimmt. Es ist übrigens leichter, sie anzuziehen, wenn sie sitzen.«

Justine nahm ihre Stiefmutter in die Arme. Durch die Kleider hindurch spürte sie, wie der abgemagerte Körper zitterte. Sie bekam einen komischen Geschmack im Mund.

»Bringen Sie sie im Rollstuhl nach unten!«

»Das geht schon. Sie wiegt nicht mehr als ein Brief mit etwas höherem Porto.«

»Es macht sich aber besser mit Rollstuhl.«

Die Krankenschwester zog leicht an dem Knoten unter Floras Kinn.

»Flora«, lachte sie, »du siehst haargenau aus wie eine alte Hexe.«

Sie nahm den Aufzug nach unten, mit dem Rollstuhl an ihrer Seite. Zwei Frauen in weißer Kleidung stiegen mit ihr ein.

»Oh, es geht mal etwas raus, das ist aber eine Freude, nicht wahr?«

»Sie kann nicht sprechen«, sagte Justine.

Aus Floras Kehle drangen Geräusche, gurgelnde Laute und Geräusche.

Die Frauen redeten bereits über etwas anderes. Jetzt waren sie unten angekommen, und eine von ihnen half ihr dabei, den Rollstuhl aus dem Fahrstuhl zu bugsieren.

Sie stellte ihn in der Eingangshalle ab, während sie das Auto holte und direkt vor die gläsernen Eingangstüren fuhr. Sie schob ihre Hände unter Floras Körper und hob sie auf den Beifahrersitz. Dort schnallte sie Flora an. Floras Augen irrten hin und her, der Schal rutschte ihr in die Stirn.

»Es ist lange her, dass du draußen warst, nicht wahr? Bist du überhaupt schon einmal draußen gewesen, seit du ...?«

Sie gab Gas und geriet augenblicklich ins Schleudern.

»Hoppla! Das kann in der Tat ein wenig riskant werden. Wohin willst du fahren? Doch nicht nach Hause, da kennst du ja doch alles. Nein, wir machen stattdessen eine Spritztour auf der Autobahn. Ich will doch mal sehen, was er so hergibt.«

In der Kurve zur E 18, gleich hinter IKEA, geriet sie so sehr ins Schleudern, dass sich das Auto drehte und mit der Motorhaube in Gegenrichtung stehen blieb. Aus Flora drang ein hicksender, keuchender Laut. Ihre Hände lagen wie verdorrtes Laub in ihrem Schoß. Justine berührte sie, sie waren eiskalt. Sie drückte ein paar Knöpfe, bekam die Heizung an. Dann wendete sie das Auto und fuhr auf die Autobahn.

Sie machte das Radio an, stellte den gleichen Sender ein wie im Pflegeheim, Megapol. Sie erkannte die Melodie, ein Stück aus der Zeit mit Nathan, es traf sie wie ein Schlag in die Magengrube. Sie stellte lauter, er war jetzt bei ihr, saß auf dem Rücksitz und beugte sich zu ihr vor, seine Hände hielten ihre Brüste. Und alles war wie damals, bevor sie das Flugzeug bestiegen, er war gut zu ihr und zärtlich.

Nein. Jetzt war es Flora ... Justine zog den Wagen auf die linke Spur und schrie. So als müsse sie das Motorengeräusch übertönen. So als hätten der Schnee und der Wind sie

geschwächt. »Ich fahre ihn zum ersten Mal. Ich meine, richtig. Ich wollte, dass du dabei bist.«

Das Gaspedal weiter runtertreten, diese lausigen Kleinwagen, sie war jetzt auf der Autobahn, warum nicht, sie betätigte die Lichthupe, aber sie blieben wie Bremsklötze vor ihr. Da zog sie mit einem Ruck nach rechts, überholte sie stattdessen dort. Trat das Gas noch etwas weiter runter, spürte, wie das Auto reagierte.

»Mein Luftläufer!«, rief sie.

Man nannte es Turbo, hatte der Verkäufer ihr erklärt. Er hatte mit einer ganz besonderen Stimme gesprochen, die offensichtlich für Frauen reserviert war. Sie sah, dass er verheiratet war, sah, wie er sich im ehelichen Bett über seine Frau wälzte, ihr seinen Turbo hineinstieß.

»Power!«, sagte er und öffnete die Motorhaube. Alles darunter war neu und rein. Er strich über den Motor, seine Hand war rosig und glatt.

Als er ihr den Schlüssel übergab, packte er ihr Handgelenk und hielt sie fest.

»Hier haben Sie meine Visitenkarte«, sagte er. »Sollten Sie mich irgendwie brauchen, rufen Sie einfach an.«

Die Frau neben ihr hatte den Kopf gesenkt, so als schlafe sie. Ein schwacher Geruch entströmte ihren Poren, verschmolz mit dem Geruch von neuem Material.

»Wie viel fährt er, was meinst du?«, rief Justine.

Der Tacho vibrierte jetzt bei einhundertachtzig, zitterte. Es war Vormittag, recht viel Verkehr. Abfahrtsschilder, Schutzwälle. Sie fuhr weiterhin auf der linken Spur, jetzt war keiner mehr vor ihr. Aber hinter ihr. Die Polizei? Nein. Ein weißer Mercedes, gefahren von einem einsamen Mann. Er war dicht hinter ihr, hing ihr am Heck. Sie gab noch mehr Gas, im Rückspiegel fiel ihr sein runder Mund auf.

Er war zäh. Schob sich nach rechts, in der Absicht, sie dort zu überholen.

Oh, nein. Den Luftläufer überholte man nicht so mir nichts dir nichts.

Sie fuhr schneller, er drohte ihr mit dem Finger, dann sah sie, wie sein Auto ausbrach und von der Straße abkam, geradewegs in den Wildsperrzaun fuhr.

Ihr Griff um das Lenkrad entspannte sich.

Sie schwenkte auf die rechte Fahrbahn und blieb dort, bis sie nach Enköping kamen. Dort bog sie zu einer OK-Tankstelle ab, parkte. Hörte hinter sich Nathans helles Lachen: Lieblingsmädchen, Amazone.

Ich könnte mir deinetwegen die Brust abschneiden, weißt du das.

Sie griff nach Floras Kopf, hob ihn hoch. Strich ihr mit dem Ärmel über die Wange. Die seichten Höhlen der Augen, jetzt waren sie völlig überschwemmt.

»Hab keine Angst«, sagte sie heiser. »Das ist nur der Fahrtwind.«

Als sie losließ, fiel der Kopf wieder auf die Jacke herab.

»Möchtest du etwas? Einen Kaffee oder lieber etwas anderes? Wir sind immerhin auf einer Art Ausflug. Du kannst ja mal überlegen, Flora. Ich gehe in der Zwischenzeit auf Toilette.«

Sobald sie die Tankstelle betrat, begannen ihre Beine zu zittern.

Nein! Das durfte Nathan niemals sehen!

Sie fand die Toilette, ging hinein und schloss ab. Jemand hatte die Wände beschmiert, etwas über Gewalt geschrieben.

Sie nahm eine Kopfschmerztablette, trank Wasser direkt aus dem Kran, blieb eine Weile stehen und beruhigte sich.

Im Spiegel sah sie ihre Augen, das Gesicht steif und straff. Sie sah sich ähnlich und dann auch wieder nicht.

»You Bastard«, sagte sie und sah, wie die Frau im Spiegel anfang zu lachen.

12. KAPITEL

Berit ließ Wasser ein und nahm ein ausgedehntes, warmes Bad. Sie fror innerlich. Sie lag in der Badewanne und dachte, dass all die kleinen Knochenteile in ihrem Körper durch und durch vereist waren.

Sie hatten zu Abend gegessen, Tor und sie, jeder eine Tiefkühlpizza. Sie hatte keinen Hunger, aß nur ein bisschen von der Mitte. Er schaute auf ihren Teller, als sie den Tisch abräumte, sagte aber nichts.

Sie selber sagte:

»Ein Hund wäre jetzt nicht schlecht, meinst du nicht?«

Er zuckte mit den Schultern.

Dann zog er sich in das kleine Zimmer im zweiten Stock zurück, das er als sein Büro bezeichnete und das vor langer Zeit einmal das Spielzimmer der Jungen gewesen war. Eine Autorennbahn hatte sich von Wand zu Wand erstreckt, und die Jungen und ihre Spielkameraden hatten dort gesessen und mit Legosteinen gebaut. Eine richtige kleine Stadt hatten sie gemacht. Heute war das alles in Kartons verpackt und stand in der Garage oder im Keller, sie erinnerte sich nicht mehr. Eines Tages würde man die Sachen vermutlich wieder rausholen, wenn die Enkelkinder kamen.

Tor hatte sich das Zimmer eingerichtet, und sie hatte nichts dagegen gehabt. Immer gab es irgendwelche Papiere, die er bearbeiten, und Telefongespräche, die er führen musste. Sie waren zu IKEA rausgefahren und hatten den Schreibtisch Kavaljer gekauft, den Drehstuhl Kristofer und den Computertisch Jerker. Sie verbrachten ein Osterfest damit, die Wände mit weißer Farbe zu streichen und Gipsplatten an die Decke zu nageln. Berit fand einen Stoffrest, der genau für eine

Gardinenbahn reichte. Dann war es fertig, das kleine heimische Büro.

Nach dem Abendessen zog er sich immer dorthin zurück. Gleichzeitig entzog er sich so allen Diskussionen. Von Problemen wollte er lieber nichts hören, das hatte sie in all den Jahren, die sie einander kannten, gelernt. Alles sollte leicht und locker laufen. Funktionierte das nicht, verzerrte sich sein Gesicht, und er sprach von einer beginnenden Migräne.

Berits Mutter behauptete, sie habe es ihm angesehen, lange bevor sie ihn richtig kennen gelernt habe.

»Ich will dir keinen Kummer bereiten, meine Kleine, aber du musst darauf gefasst sein, der stärkere Partner in eurer Ehe zu sein.«

»Aber Mama ... Wie kannst du nur so etwas sagen?«

»Eine Mutter sieht so etwas«, hatte sie etwas kryptisch geantwortet.

Eine Mutter sieht so etwas. Berit war doch auch Mutter, was sah sie selber bei Jörgen und Jens und ihren Freundinnen? Wer war bei ihnen der schwächere Part?

Im Großen und Ganzen hatte Berits Mutter jedenfalls Recht behalten, zum Beispiel als die Jungen geboren wurden ... Tor war mit ihr ins Krankenhaus gefahren, hatte es aber nicht über sich gebracht, dort zu bleiben und zu warten. Der Krankenhausgeruch fraß sich in seine Schleimhäute, ließ ihn erblassen, ihm wurde übel. Alleine hatte sie dort liegen und sich durch die langen und qualvollen Stunden kämpfen müssen, und dann, als es vorbei war, konnte die Hebamme ihn nicht zu Hause erreichen.

Später hatte er erklärt, er sei die ganze Nacht herumgeirrt und habe an sie gedacht, deutlich und intensiv habe er ihr Bild heraufbeschworen, um ihr Kraft zu geben, das müsse sie doch gespürt haben. Oder etwa nicht?

Und später, als die beiden die Masern bekamen und die ganzen anderen Kinderkrankheiten – Jörgen hatte im Übrigen ständig etwas an den Ohren – wer durfte dann alles ausbaden? Sicherlich war Berit in den ersten Jahren mit ihnen zu Hause gewesen, aber sie hätte durchaus ein wenig Entlastung gebrauchen können. Aber nein. Er schob sogar noch Krankheiten vor und wäre wohl in dieser Zeit am liebsten in ein Hotel gezogen, wenn es nicht allzu erbärmlich ausgesehen hätte.

»Männer, die wirklich zählen«, pflegte ihre Mama zu sagen und bekam dabei einen ganz besonderen Gesichtsausdruck.

Berits Vater baute Gurken an.

Sie stieg aus der Badewanne und trocknete sich sorgfältig ab. Es war neun Uhr. Sie konnte genauso gut direkt den Schlafanzug anziehen und sich hinlegen. Ihr war jetzt etwas wärmer geworden, und es würde das Beste sein, sich hinzulegen, ehe die Kälte zurückkehrte.

»Tor, ich gehe schon einmal ins Bett«, rief sie. »Du bleibst doch bestimmt noch etwas auf, oder?«

»Ja, der Abend hat ja gerade erst begonnen!«

Er stand in der Tür, sie hüllte sich in das Badelaken, scheu.

»Du wirst doch nicht etwa krank?«

»Natürlich nicht«, fuhr sie auf. »Ich bin nur müde. Es ist ein total beschissener Tag gewesen.«

Da überraschte er sie damit, dass er das Badezimmer betrat und sanft und vorsichtig ihr Handtuch löste. Er sah sie an, nahm seine Brille ab.

»Was ist denn?«, fragte sie gereizt.

»Wenn ich so darüber nachdenke, könnte ich eigentlich auch ins Bett gehen.«

Wollte er jetzt etwa mit ihr schlafen? Das konnte sie nicht. Ihr schoss durch den Kopf, dass sie sich nicht mehr daran erinnerte, wann sie zuletzt miteinander geschlafen hatten.

Sie lag auf dem Rücken und wartete, während er die Runde durchs Haus machte und überall das Licht löschte. Die Spülmaschine begann zu laufen, ach genau, sie war randvoll. Sie hatte ihren Trikotschlafanzug angezogen und die dicken, grauen Strümpfe. Dann kam er, und sie schloss die Augen und tat, als schlafe sie schon.

Er legte sich erst auf seine Seite, aber nach einer Weile schlug er ihre Decke zur Seite und rückte herüber.

»Tor ... Ich will nicht.«

»Ich doch auch nicht«, sagte er.

Er klang verletzt, jetzt würde sie ein wenig schön Wetter machen müssen, um zu versuchen, ihn wieder zu besänftigen.

»Entschuldige«, flüsterte sie und drehte sich zu ihm um.

Nach einer Weile sagte sie: »Tor?«

»Ja.«

»Könntest du dir vorstellen, nach Luleå zu ziehen?«

Er kicherte trocken.

»Doch, im Ernst. Könntest du?«

»Ausgerechnet nach Luleå? Nein, beim besten Willen nicht.«

»Dann muss ich eben alleine umziehen, das heißt, falls ich auch in Zukunft arbeiten möchte. Curt will den ganzen Verlag dahin verlegen.«

Sein Arm fuhr aus dem Bettzeug, scharrte die Wand entlang und suchte, fand die Lampe. Er saß im Bett und schaute sie an, ohne sie richtig zu sehen, weil seine Brille auf der Kommode lag.

»Nach Luleå?«, sagte er, und in diesem Moment hatte sie ihn so satt, dass sie sich beherrschen musste, um nicht laut zu schreien.

»Ja! Nach Luleå! Er wird massenhaft Subventionen bekommen, er stammt von dort. Aus der Lappenhöhle.«

»Berit ...«

»So sieht es aus! Scheiße!«

»Wann hast du es erfahren?«

»Er hat es uns am Montag gesagt. Aber du bist ja nicht zu Hause gewesen. Deshalb konnte ich es dir noch nicht erzählen.«

»Werdet ihr entlassen?«

»Aber nein. Das ist noch das Raffinierteste an der Sache, denn natürlich haben nur ein oder zwei von uns die Möglichkeit, mitzukommen. Da will doch keiner freiwillig hin.«

»Aber braucht er euch denn nicht?«

»Brauchen! Er wird sich bestimmt verkleinern. Und im Übrigen gibt es natürlich jede Menge Leute aus dem Norrland, die er anstellen kann. Wenn nötig. Falls er doch vorhaben sollte zu expandieren.«

»Ihr müsst mit der Gewerkschaft sprechen, Berit. Damit kommt er nicht durch, nicht ohne Mitbestimmung und Abfindung, für so etwas gibt es Bestimmungen.«

Sie schnaubte und setzte die Füße auf den Boden.

»Gewerkschaft! Glaubst du wirklich, einer von uns ist in der Gewerkschaft! Das ist nicht üblich in dieser Branche, verstehst du.«

Er sagte:

»Wir gehen runter und reden darüber. Wir gehen runter und genehmigen uns einen Kognak.«

Er zündete ein Feuer an und breitete eine Decke über sie, reichte ihr den Kognakschwenker.

»Das ist ja vielleicht ein Ding«, sagte er schließlich. »Luleå!«

»Ich werde arbeitslos, Tor. Im Alter von fünfundvierzig, fast sechsundvierzig Jahren.«

»Dann wirst du wohl wieder Hausfrau werden müssen.«

»Nie im Leben!«

»Dann bräuchte man zumindest keine Tiefkühlpizzen mehr essen ...«

»Wie meinst du das, stimmte mit der Pizza vielleicht was nicht?«

»Das brauchst du mich nicht zu fragen.«

»Ich hatte keinen richtigen Hunger«, sagte sie und nippte an ihrem Kognak. »Vielleicht kannst du das verstehen unter diesen Umständen.«

»Berit«, sagte er sanft. »Du darfst jetzt nicht die Flinte ins Korn werfen. Du bist immer noch jung. Du musst dich jetzt schon nach etwas anderem umsehen. Es wird schon klappen.«

»Weißt du eigentlich, wie hoch die Arbeitslosigkeit in diesem Land ist? Bekommst du das überhaupt mit? Heute erst habe ich von einem jungen Mann gelesen, fünfundzwanzig Jahre alt, der arbeitslos ist, seit er die Technische Hochschule abgeschlossen hat. Ein gut ausgebildeter, hoch qualifizierter Mann, der sich auf massenhaft Stellen beworben hat, er hatte einen ganzen Ordner voller Ablehnungen ... oder wie heißt das noch, Absagen. Mehr als vierzig Absagen von verschiedenen Stellen, auf die er sich im ganzen Land beworben hat. Sogar in Luleå, mein Lieber.«

»Hör zu, mach jetzt nicht aus einer Mücke einen Elefanten, nicht bevor du dich vergewissert hast, dass es wirklich so schlecht steht, wie du befürchtest.«

Sie leerten ihre Gläser und gingen wieder hinauf in ihr Schlafzimmer. Es gab nichts mehr zu sagen.

Er legte sich auf seine Seite, strich ihr kurz über die Wange »Da ist noch etwas«, flüsterte sie. »Eine Sache, die mir wirklich furchtbare Angst macht.«

Er murmelte leise etwas, hatte sich schon in Schlafstellung begeben.

»Weißt du, als ich am Samstag in Hässelby war, als ich so spät nach Hause kam. Diese frühere Klassenkameradin, von der ich dir erzählt habe ... die mit dem französischen Namen ...«

Was war mit ihr gewesen, warum war es gekommen, wie es kam? Was machte ein Kind zu einem Opfer?

Und was war mit mir los? Woher kam diese Grausamkeit?

Kinder müssen gleich sein, aber da war die Sache mit ihrer Mutter, das trennte sie von uns. Sie hatte keine richtige Mutter. Ihre Mutter war auf irgendeine mystische Art und Weise in ihrem Haus gestorben, als Justine noch klein war. Dann hatte ihr Vater wieder geheiratet, seine Sekretärin, es wurde natürlich geredet, wir müssen es von den Erwachsenen aufgeschnappt haben, beim Kaffeekränzchen im Wohnzimmer. Es war in der Grundschule, in der ersten Klasse, wir gingen damals in dieses Backsteinhaus ... Justine saß neben mir, ich hatte neben Jill sitzen wollen, aber es gab irgendein Missverständnis. Unsere Lehrerin sagte, ja, so ist es gut, Mädchen, so bleibt ihr sitzen. Justine war hässlich und dünn wie ein Fisch. Aber das waren wir wahrscheinlich alle ...? Sie hing wie eine Klette an mir. Nur weil wir zufällig nebeneinander saßen, dachte sie, dass wir auch die besten Freundinnen sein würden. Ich glaube, dass ich ihr sofort klarzumachen versuchte, dass daraus nichts würde, aber sie war irgendwie schwer von Begriff, sie kapierte es nicht, jeder normale Mensch hätte es kapiert, sie nicht. In den Pausen klammerte sie sich an Jill und mich, was sollen wir jetzt spielen, darf ich mitmachen. Wir waren gezwungen, sie zu schlagen, um sie wieder loszuwerden. Geld hatte sie, ihr Vater war ja reich, sie schlich hinüber zum Geschäft und kaufte in der Frühstückspause Süßigkeiten, unglaubliche Mengen von Süßigkeiten. Sie versteckte sie für uns an verschiedenen Stellen,

und wir krochen herum und wühlten danach. Ich erinnere mich, dass mich auch das wütend machte. Fräulein Messer kam ihr später auf die Schliche, es war natürlich verboten, den Schulhof zu verlassen, verboten, Süßigkeiten dabei zu haben, ich glaube, sie musste nach der Schule in der Klasse bleiben, die verknöcherte Alte wagte es bestimmt nicht, sie anzurühren, sie musste wohl einfach nur da sitzen und sich schämen.

Mit der Zeit machte sie uns wahnsinnig, sie war selbst schuld, wir waren nur Kinder, wir wussten es nicht besser ...

Sie versuchte, mich zu kaufen. Und wer kaufen muss, ist immer unterlegen.

»Komm mit zu mir nach Hause nach der Schule, Berit, ich habe eine ganze Kiste voller Sandy-Pastillen.«

»Und was ist mit Jill?«

»Na gut, dann eben auch Jill.«

Es war dieses Haus, es lag unten am See, und sie hatten einen Badesteg, der geradewegs hinausführte, und ein großes, schönes Boot. Ihrem Papa gehörte der ganze Sandy-Konzern.

»Flora ist nicht zu Hause«, sagte sie.

»Flora ... Ist das deine Mama?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Deine Mama ist tot, ne?«

»Ja.«

»Liegt sie auf dem Friedhof?«

»Ja.«

»Sie war Ausländerin, ne?«

»Sie kam aus Frankreich. Und wenn ich groß bin, ziehe ich auch dahin.«

»Konnte sie gar kein Schwedisch, deine Mama?«

»Doch.«

»Kannst du Französisch?«

»Papa bringt es mir bei. Wenn er Zeit hat. Aber im Moment hat er zu viel zu tun. Mit den Fabriken.«

Als wir uns dem Haus näherten, sagte sie, wir sollten leise sein. »Für den Fall, dass Flora noch nicht weggefahren ist.«

Was sie auch nicht war. Wir lagen hinter einem großen Steinblock und sahen, wie sie auf die Treppe hinaustrat. Sie war anders als unsere Mütter. Meine Mutter war alt, das wurde mir klar, als ich Flora sah. Sie war fast ebenso schmal wie wir. Sie war geschminkt wie ein Filmstar. Sie hatte Probleme, mit ihren hohen Absätzen über den Schotter zu gehen, sie sanken ein. Ein Wagen wartete oben an der Straße auf sie. Wir sahen, wie sie sich auf den Rücksitz setzte, der Fahrer hielt ihr die Tür auf und schloss sie wieder.

Sie bemerkte uns nicht.

»Sie fährt einkaufen«, sagte Justine. »Sie liebt es, einkaufen zu gehen.«

Sie trug den Schlüssel an einer Kette um ihren Hals. Sie musste sich auf die Zehenspitzen stellen, um aufzuschließen. Es war ein bisschen unheimlich, sich bei Justine zu Hause hereinzuschleichen, so als tue man etwas Verbotenes, als tue selbst sie etwas, was man nicht tun durfte.

Ihr Zimmer lag im ersten Stock. Es ähnelte meinem. Bett, Schreibtisch, Bücher, ein paar Puppen und Stofftiere. Sie kniete sich hin und zog eine Kiste unter dem Bett hervor.

»Tadaa!«, sagte sie und zerrte den Deckel herunter. Mit einer Geste, als würde sie zaubern.

Die ganze Kiste war voller Pastillenschachteln.

»Bedient euch«, sagte sie.

Wir nahmen jeder vier, Jill und ich, mehr konnten wir nicht tragen.

»Jetzt gehen wir aber, oder?«, sagte Jill.

Justine sprang auf und stellte sich in die Türöffnung.

»Wollt ihr sehen, wo meine Mama gestorben ist?«

Wir sahen einander an.

»Ja«, sagte ich.

»Dann kommt mit!«

Es war an dem großen Fenster im ersten Stock.

»Hier auf dem Fußboden lag meine Mama und starb.«

»Woran ist sie gestorben?«

»Da war etwas im Gehirn, was kaputtgegangen ist.«

»War deine Mama etwa verrückt?«, fragte Jill und kicherte.

»Nein ...«

»Du bist doch verrückt, vielleicht hast du das von ihr«, sagte Jill.

»Das bin ich überhaupt nicht!«

Ich schielte zu dem glänzenden, braunen Fußboden hinüber und versuchte mir vorzustellen, wie die Frau, die Justines richtige Mama gewesen war, dort gelegen und ein wenig geröchelt hatte, ehe sie ihren letzten Atemzug tat.

»Hast du geweint?«, fragte ich.

»Wieso geweint?«

»Als deine Mama hier auf dem Fußboden lag und gestorben ist.«

»Bestimmt.«

Sie lief vor uns die Treppe hinunter.

»Wollt ihr noch etwas sehen?«

»Nein.«

»Doch, bitte. Wollt ihr? Wollt ihr noch etwas sehen?«

»Was denn?«

»Im Keller.«

»Wie, im Keller?«

Sie hatte schon die Tür zum Keller geöffnet und begann, die Treppe hinunterzugehen.

Jill sah mich an.

»Nun mach schon.«

An dem Keller war nichts Besonderes. Die große Ölheizung, eine Wäschschnur, auf der Laken zum Trocknen hingen. Am Fenster eine Mangel und ein Haufen mit viereckigen Steinen, auf denen leere Blumentöpfe standen.

»Was ist mit dem Keller?«, fragte ich.

Sie tat geheimnisvoll. Die Spange in ihrem Haar hatte sich gelöst und hing nur noch an ein paar Haaren. Sie öffnete die Tür zu einem kleineren Raum.

»Da!«, sagte sie und zeigte hinein.

Ein Waschzuber stand in dem Raum, so einer, in dem man Wäsche kocht. Sonst nichts.

»Was ist denn damit? So einen haben meine Oma und mein Opa.«

»Flora setzt mich da manchmal rein.«

»Was?«

»Wenn sie wütend auf mich ist.«

»Sie setzt dich da rein?«

»Ja.«

»Warum tut sie das?«

»Sie schüttet Wasser rein und sagt, dass sie meinen Trotz wegkochen wird.«

Ein Schauer lief mir über den Rücken, nicht aus Angst oder Mitgefühl, es war etwas anderes, es war ein schönes Gefühl.

Ich habe in den letzten Tagen oft daran gedacht. Kindern scheint jedes Einfühlungsvermögen zu fehlen. Aber gilt das für alle Kinder? Oder war da was mit mir ... mit meinem Zuhause? Ich hatte anständige, liebe Eltern, die mich gut behandelten.

Vielleicht verwöhnten sie mich etwas, sie waren ja schon ziemlich alt, als ich zur Welt kam. Ich war ihr einziges Kind, es gab keine Geschwister, an denen man sich reiben konnte. Es ist klar, dass man da etwas verwöhnt wird.

Aber hatte man nicht das Recht, sich seine Freunde selber auszusuchen? Sie hätte sich doch an andere hängen können, nicht die ganze Zeit nur an mich. Sie hatte Sandyschachteln in der Schultasche, wir durften zwischen Menthol und Honig wählen, konnten wir uns nicht entscheiden, bekamen wir beide. Mein Gott. Wie sehr wir sie loswerden wollten.

Ich glaube, dass ich es war, die den Vorschlag machte, zum Friedhof zu gehen. Es war ziemlich weit dorthin, den ganzen Sandviksväg hinunter, wenn man den direkten Weg nahm und nicht die Seitenstraßen entlanglief.

Sie klebte an unseren Fersen. Jill und ich unterhielten uns und beachteten sie gar nicht, aber ich wusste, dass sie mitkommen würde, genau darauf hatte ich gezählt.

Es muss irgendwann im September oder Oktober gewesen sein, denn die Blätter waren noch grün, während die Luft schon etwas kühl war. Wir trugen Jacken und lange Hosen und außerdem noch unsere Schultaschen, die wir immer bei uns hatten. Wir waren noch ziemlich stolz auf sie und darauf, in die Schule zu gehen.

Die Pastillenschachteln reichten den ganzen Weg bis zum Friedhof.

»Was wollen wir jetzt machen?«, fragte Justine.

»Wir werden deine Mama besuchen.«

Mit etwas Mühe gelang es uns, das schwere Eisentor aufzubekommen, aber dann hatten wir keine Ahnung, wie wir es wieder schließen sollten. Wir ließen es offen. Justine wusste genau, wo das Grab lag. Sie führte uns zunächst ein Stück geradeaus, dann nach rechts. Der Stein war hoch und weiß, und es stand ein Name darauf, an den ich mich nicht mehr erinnere.

»Ich frage mich, wie sie jetzt aussieht.«, sagte ich. »Es sind bestimmt nur noch Haut und Knochen übrig. Und eine Masse Haare. Ich habe gehört, die Haare der Toten wachsen im Sarg weiter. Die Haare und die Nägel.«

Wir hielten unsere Handflächen gegen die Sonne und meinten, die Skeletthände in ihnen erkennen zu können. Jill gab einen Schrei von sich, der uns durch Mark und Bein ging. Sie konnte einem manchmal wirklich auf die Nerven gehen.

»Ich will kein Skelett sein!«, schrie sie. »Ich will nicht, dass meine Nägel weiterwachsen!«

»Das will niemand«, sagte ich.

Justine sagte:

»Man muss ein Skelett in sich haben, sonst stürzt ja alles zusammen.«

Wir entfernten uns in Richtung des weißen Gebäudes, das ein Stückchen weiter weg lag. Gleich dahinter harkte ein älterer Mann.

»Das ist das Haus der Toten«, sagte ich. »Da drinnen liegen die Leichen, die beerdigt werden sollen, sie liegen da und warten darauf, dass sie an der Reihe sind.«

Der Mann hörte auf zu harken und rief uns etwas zu. Wir taten, als hätten wir nichts gehört, und versteckten uns hinter einer Hecke. Dort hockten wir und beobachteten, wie er Ausschau nach uns hielt. Nach einer ganzen Weile hängte er die Harke auf und ging. Er verschwand durch das Tor und schloss es sorgfältig hinter sich. Jetzt waren wir allein auf dem Friedhof.

Eine Tonne stand neben dem Haus der Toten. So eine Tonne, in der man Regenwasser auffängt. Es war recht viel Wasser in der Tonne, wie ich sah, als ich hineinschaute, und die Innenseiten waren glitschig von Algen.

»Sollen wir Fisch spielen?«, sagte ich, denn ich merkte, Jill würde sonst bald sagen, dass sie nach Hause wollte.

»Wie meinst du das, Fisch spielen?«, fragte Justine.

»Aquarium«, sagte ich. »Die Tonne soll unser Aquarium sein.«

Jill sagte:

»Wir dürfen hier eigentlich nicht spielen.«

»Der Mann ist doch nicht mehr da.«

Es war vollkommen still, der Wind fuhr durch das Birkenlaub, doch Vögel waren nicht zu hören. Sie waren wohl in wärmere Länder gezogen. An all das erinnere ich mich unheimlich deutlich. Es ist seltsam. Ich war doch erst sieben Jahre alt.

»Justine soll der Fisch sein«, sagte ich, und ich sah, dass sie erst protestieren wollte, sich dann aber etwas duckte, als müsse sie erst einen Anlauf nehmen, um sich zu trauen, Ja zu sagen.

»Muss ich mich ausziehen?«, fragte sie.

»Was meinst du, Jill? Muss sie sich ausziehen?«

Jill biss die Zähne zusammen und nickte. Dann begann sie zu kichern. Es war typisch für sie, plötzlich in einen Lachanfall auszubrechen. Ich kicherte auch. Wir befahlen ihr, sich auszuziehen, und sie tat es. Sie hätte es doch auch lassen können, jeder Mensch hat doch seinen freien Willen. Aber in gewisser Weise schien sie es auch zu mögen. Vielleicht mochte sie es auch, wenn Flora sie in den Waschzuber setzte? Sonst hätte sie uns das doch nicht so stolz erzählt.

In ihrer Unterhose waren Pipispuren, das sah ich, als sie die Hose auf die Seite legte. Sie bekam eine Gänsehaut. Alleine schaffte sie es nicht, in die Tonne zu klettern. Wir mussten ihr helfen. Es platschte, als sie hineinglitt. Sie schrie auf, das Wasser schlug kalt gegen ihren nackten Bauch.

»Jetzt bist du unser Fisch«, sagte ich.

Sie plantschte ein wenig, als spiele sie, wir würden schwimmen.

»Wir werden dich füttern, was fressen Fische?«

»Die fressen bestimmt ... Würmer.«

Da geschah etwas mit Justine, sie stand kerzengerade in der Tonne, und ihre Augen waren weit aufgerissen.

»Keine Würmer! Verspricht es! So ein Fisch bin ich nicht, ich fresse nur Blätter.«

»Sei still!«, sagte ich. »Fische können nicht sprechen.«

Wir rupften ein paar Blätter von den Sträuchern und schütteten sie über Justines Kopf in die Tonne. Sie beruhigte sich wieder. Ihre Haare waren nass geworden, und sie hatte begonnen, mit den Zähnen zu klappern.

Ich weiß nicht, wer ich war, ich weiß nicht, was mit mir los war, ich war nur ein Kind, ich war erst sieben Jahre alt. Ich sah den Schlauch, der an der Hauswand hing, ich rollte ihn etwas ab und drehte am Wasserhahn.

»Du sollst noch mehr Wasser in dein Aquarium bekommen«, sagte ich zu Justine, und sie begann, auf und ab zu springen und zu protestieren.

Ich habe später darüber nachgedacht. Ich wollte wirklich sehen, wie das Wasser ihr bis zum Kinn, ja, bis zu Nase und Mund reichte. Ich weiß, dass ich dachte, sie könnte ertrinken, aber es war, als ginge mich das nichts an. Oder als wäre es einfach interessant zu sehen, wie so etwas vonstatten geht. Wenn Menschen ertranken. Ich führte den Schlauch über den Rand der Tonne und begann zu spritzen.

Anfangs schrie sie etwas und schlug um sich, dann wurde sie still und stand einfach nur da. Ich konnte nicht aufhören, ihren Kopf mit Wasser zu bespritzen. Es lief ihr Gesicht herunter und in die Mundwinkel. Später habe ich daran gedacht, dass es sehr kalt gewesen sein muss. Das Wasser reichte ihr bis zum Kinn.

Jill sagte:

»Jetzt musst du das Wasser abdrehen!«

Es war, als könnte ich das nicht.

Sie sagte es noch einmal:

»Dreh ab, Berit, dreh ab!«

Als ich nicht reagierte, ging sie selbst hin und drehte ab. Justine fror so sehr, dass sie am ganzen Leib zitterte.

Ich ging ein bisschen zur Seite, dachte nach. Dann nahm ich einen Stock, der auf der Erde lag.

Ich hielt ihn ein wenig über die Tonne.

»Schau her, ich angede!«

Jill lief los und holte sich auch einen Stock.

»Bei wem beißt einer an!«, rief ich. »Jetzt werden wir sehen, bei wem einer anbeißt!«

Ich hatte mir wahrscheinlich vorgestellt, dass sie nach einem der Stöcke greifen und wir sie dann rausziehen würden. Sie würde sich dann wieder anziehen dürfen. Aber sie tat es nicht. Sie stand in der Tonne und schmollte. Ich schlug sie mit meinem Stock, direkt aufs Ohr. Jill sah mich an, dann machte sie es mir nach.

Wenn sie wenigstens geweint hätte.

Dann erinnere ich mich nur noch, dass wir Schritte auf dem Kiesweg hörten und Jill und ich unsere Stöcke wegwarfen und davonrannten. Gütiger Himmel, wie wir liefen, an jenem Hügel vorbei, auf dem heute die Gedenkstätte liegt, durch das Tor hinaus, rechts in den Wald, dort warfen wir uns schließlich ins Unterholz. Ich kann mich nicht entsinnen, dass wir auch nur einen einzigen Gedanken an Justine verschwendet hätten, wie es ihr ergangen war, ob wir ihr wehgetan hatten. Wir machten uns einzig und allein Sorgen, sie könnte petzen und wir könnten bestraft werden.

Sie konnte nicht schlafen. Auf dem selbstleuchtenden Zifferblatt sah sie, dass es halb eins war. Tor lag mit dem Gesicht ihr

zugewandt, er schnarchte schwer und laut. Sie stand auf. Draußen im Badezimmerschrank musste es etwas Beruhigendes geben, sie hatte einmal Valium verschrieben bekommen, als sie mit ihren Nerven am Ende war, aber sie hatte die Packung nie geöffnet. Richtig. Dort war sie. Möglich, dass das Medikament zu alt war, sie konnte es ohne ihre Lesebrille nicht erkennen. Sie stopfte sich ein paar der kleinen, weißen Tabletten in den Mund und schluckte sie mit Wasser aus ihrem Zahnputzbecher hinunter.

13. KAPITEL

Hans Peters Wohnung lag auf der Fyrmannsgata, mit Aussicht auf den Friedhof von Håsselby Villastad. Allerheiligen zündete er abends immer zwei Kerzen an und stellte sich eine Weile an das Wohnzimmerfenster. Draußen leuchteten die Grablichter mit ihrem schwachen Lichtschein. Es war der einzige Tag im Jahr, an dem der Parkplatz am Friedhof voll besetzt war und die Autos sogar an der Sandviksgata geparkt wurden.

Zu dieser Zeit, im November, wenn die Dunkelheit sich wie eine Glocke über Stadt und Land legte, war es nur natürlich, dass er an seine Schwester dachte. Sie wäre jetzt achtunddreißig gewesen, wahrscheinlich eine blühende Mutter von zwei Kindern und vielleicht Vorschullehrerin oder Inhaberin eines Reformhauses. So stellte er sie sich vor. Sie und ihr Mann hätten durchaus in einem Haus in Stuvsta wohnen können, in der Nähe seiner Eltern. Oh, wie seine Mutter das gefreut hätte.

Er erwachte an diesem Morgen von der Helligkeit und vom Geräusch eines Schneepflugs, der auf und ab fuhr und die Bürgersteige räumte. Ein dumpfes Mahlen, fast wie ein Schmerz, drückte auf seine Schläfen. Er hatte nicht schlafen können, als er gegen Morgen nach Hause gekommen war, hatte im Halbschlaf dagelegen, etwas Seltsames und Krankes geträumt. Wie viel Uhr war es jetzt? Halb elf. Da konnte man sich genauso gut anziehen.

Draußen auf dem Friedhof lag der Schnee wie eine dicke Schicht Schlagsahne. Hans Peter kochte Kaffee und schmierte sich ein paar Knäckebröte mit Schinken und Tomatenscheiben, die er mit Salz und schwarzem Pfeffer würzte, setzte sich an den Küchentisch, überflog die Zeitung.

Er las einen langen Artikel über jene Frau in Texas, die in dieser Nacht mit einer Giftspritze hingerichtet werden sollte. Sie

hieß Karla Faye Tucker und war wegen Mordes verurteilt worden. Sie war genauso alt, wie seine Schwester heute wäre. Karla Faye Tucker hatte dichtes Haar und schöne, ruhige Augen. In dem Artikel hieß es, sie habe zu Gott gefunden und sei umgekehrt. Sogar der Papst hatte um Gnade für sie gebeten, aber wahrscheinlich ohne Erfolg, wahrscheinlich würde sie um ein Uhr in der Nacht auf dieser Bahre in der Todeszelle festgeschnallt werden, während er selbst in seiner Portiersloge saß, ein Mann aus dem Hinrichtungskommando würde ihren Ärmel hochkrempeln und nach der Vene suchen und ihr dann, wenn er sie gefunden hatte, die tödliche Flüssigkeit injizieren.

Man hat sein Leben und muss versuchen, etwas daraus zu machen, dachte er. Karla Faye Tucker hatte es nicht versucht, als es noch Zeit dafür gewesen war.

Er fühlte sich immer noch etwas niedergeschlagen, was jedes Jahr ein paar Mal vorkam. Es hatte nichts mit Depressionen zu tun, jedenfalls glaubte er, dass Depressionen schwerer, tiefer, härter waren. Nein, es war eher eine Art Überdruß. Angesichts der Tage und wie sie verstrichen, angesichts der Einförmigkeit. Ein langer Spaziergang würde ihn vielleicht auf andere Gedanken bringen. Er zog sich die gefütterten Winterstiefel und den Anorak an, den er einmal von Liv zum Geburtstag bekommen hatte. Er war nicht sonderlich warm, aber windundurchlssig, und wenn man einen ordentlichen Pullover darunter anzog, fror man überhaupt nicht. Er sprhte ihn nach jedem Waschen mit Imprgnierspray ein und redete sich ein, dass es was nützen würde.

Als er gerade losgehen wollte, klingelte das Telefon.

Es war seine Mutter. Er sagte, er sei auf dem Sprung, gab es etwas Besonderes, konnte er sie zurückrufen?

»Dein Vater hat heute Geburtstag, Hans Peter.«

»Oh. verdammt. Stimmt ja!«

»Demnach hast du es vergessen?«

»Auf der Arbeit war so viel zu tun, ja, ich habe es völlig vergessen.«

»Es gibt eigentlich nicht besonders viele Menschen, an die du denken musst, nahe Angehörige, meine ich.«

Ihre Worte versetzten ihm einen Stich.

»Ich weiß! Ich habe es vergessen, das war unverzeihlich von mir.«

»Er hat nach der Post geschaut, als der Briefträger kam.«

»Ist ja gut, Mama!«

»Kommst du uns am Wochenende besuchen? Dann können wir den Geburtstag mit einem Essen feiern. Nur wenn du Zeit hast, natürlich.«

»Ja natürlich, das mache ich, ich komme.«

Er folgte den Haltestellen am Sandviksväg und bog am gelben Kiosk links ab. An manchen Stellen kam man wegen des Schnees nur schwer voran. Die Autos fuhren im Schrittempo, mehrere Räumfahrzeuge waren unterwegs, schaufelten den Schnee zur Seite und streuten Sand. Er sah, wie ein junger Briefträger auf seinem voll bepackten Fahrrad hin und her schlidderte und erinnerte sich an die Zeit, in der er selbst Post ausgeteilt hatte. Schön, dass dies vorbei war. Er war jetzt einfach zu alt für so etwas.

Bald war er für alles zu alt.

Er ließ den Hang, der zum öffentlichen Badeplatz hinabführte, der an diesem Tag nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Bad hatte, hinter sich. Der Schnee bedeckte den Strand, die Badestege und lag auch auf dem Eis, so dass man nicht einmal erkennen konnte, wo die Uferlinie verlief. Es schneite immer noch, aber keine dicken Flocken, sondern diese scharfen, kleinen Körner, die einem in die Augen wirbeln und von denen man Kopfschmerzen bekommt. Noch stärkere, als man eh schon

hat. Er zog seine Mütze noch etwas tiefer und folgte der Uferpromenade in Richtung Riddersvik.

Hier sollte man wohnen, in einem dieser Reihenhäuser mit ihrer fantastischen Aussicht auf den See. Aber die kosteten natürlich ein Vermögen, und dann ein allein stehender Mann wie er. Von Zeit zu Zeit hatte er überlegt, sich stattdessen eine Wohnung in der Stadt zu besorgen, aber es gefiel ihm in der Natur, er war kein Stadtmensch, das hier war eine Kombination aus Stadt und Land, die ihm ausgezeichnet passte.

Seit ein paar Jahren verlief ein Weg aus Holz am Berghang entlang und ragte über das Wasser hinaus wie ein Balkon. Er bildete eine Abkürzung nach Riddersvik und Tempeludden. Man fühlte sich der Natur nahe hier draußen, der unendlichen Weite. Wenn der See zufror, glitten Trauben von Schlittschuhläufern aus Enköping und noch weiter entfernten Orten vorbei. Er fragte sich, ob das Eis trug, sah aber keine menschlichen Spuren, nur schwache Abdrücke kleinerer Tiere. Die Sträucher waren gefroren, eis- und schneebedeckt glichen sie starren Korallen. Er beugte sich über das Geländer und bewunderte sie, er hätte seinen kleinen Fotoapparat mitnehmen sollen, warum hatte er nicht daran gedacht? Dass man auch im Winter fotografieren konnte.

Da hörte er Geräusche und sah eine Frau mit einem großen, schwarzen Hund über den Brückenweg kommen. Der Hund war kräftig, sie hatte Schwierigkeiten, ihn zu halten. Die zottige Schnauze war voller Schnee, sie sah so lustig aus, dass er lächeln musste.

Jetzt blieb sie stehen und stopfte sich ein paar Haarsträhnen unter die Kapuze. Ihr Gesicht war rot und ungeschminkt, die Jacke knallgelb.

»Schöner Hund«, sagte er, wusste aber nicht recht, ob er es wagen sollte, ihn zu streicheln.

»Ja«, sagte sie. »Er gehört meiner Tochter.«

»Macht er einen Spaziergang mit Ihnen oder umgekehrt?«

»Das ist eine gute Frage«, lachte die Frau.

Sie zog an der Leine und sagte etwas, das wie Freja klang.

»Heißt er Freja? Wie dieses Radioprogramm?«

»Nein. Feja heißt sie. Und eigentlich ist sie gar nicht so stur. Nur bei mir ... Meine Tochter und ihr Freund sind dabei, sie zum Spürhund auszubilden.«

»Tatsächlich? Was soll sie denn aufspüren?«

»Na ja ...«, sagte sie vage. »Leute, die vermisst werden oder unter eingestürzten Häusern verschüttet sind und so weiter.«

»Das klingt interessant.«

»Aber sie ist noch sehr jung, erst drei Jahre alt.«

»Das ist doch ein Schnauzer, nicht wahr?«

»Ja, ein Riesenschnauzer. Im Moment ist sie läufig, deshalb will sie nicht richtig folgen. Aber jetzt müssen wir wirklich gehen. Komm her, Feja!«

Er blieb stehen und sah, wie sie hinter der Rundung des Berges verschwanden.

Wieder einmal erwachte seine Sehnsucht nach einem Hund.

Wenn er einen gehabt hätte, ja, dann hätten sich die beiden Tölen jetzt eine Weile beschnuppert, am Hintern, wie Hunde das so machten, und dann wäre er weitergegangen, genau wie er es jetzt tat. Oben rechts lag jetzt Riddersviks gård und unterhalb davon die ganzen Schrebergärten, Bella hätte von hier an ohne Leine laufen dürfen, sie wäre den Hügel hoch- und wieder hinuntergelaufen wie eine Verrückte und hätte sich im Schnee gewälzt. Vielleicht hätte er einen Stock geworfen, den sie dann geholt hätte.

Er kämpfte sich den Hügel hinauf, auf dem der eigenartige Pavillon mit seinen Säulen stand, der wie ein Tempel aus einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht wirkte. Schwarze

Eisengitter versperrten die Eingänge, es sang und piffte in ihnen wie ein Orchester, wenn der Wind vom Mälareis her auffrischte. Es klang schön und ein wenig verlassen. In der Mitte der Decke hing ein schwerer Haken. Hatte sich dort jemand erhängt? Er konnte es fast vor sich sehen, ein baumelnder, schaukelnder Körper.

Er entdeckte sie ein Stück unterhalb des Hügels. Sie lag halb hinter einem großen und hohlen Baumstamm verborgen, und später dachte er, dass er sie sofort aufgespürt hätte, wenn er einen Hund dabei gehabt hätte. So hätte er sie fast übersehen.

Sie lag gegen den Baumstamm gelehnt, und der Schnee fiel auf sie herab, sie hatte ihn weggebürstet, solange sie konnte, aber jetzt hingen die Arme auf die Erde herunter, und ihr Kopf war ein wenig zur Seite gekippt.

Zuerst glaubte er, sie wäre tot. Er hockte sich neben sie und berührte vorsichtig ihr Kinn. Es war kalt, aber sie atmete. Dann legte er sie in den Schnee und hob ihre Beine. Er erinnerte sich dunkel, dass man es so machen musste, jedenfalls wenn es um jemand ging, der ohnmächtig geworden war.

Nach kurzer Zeit gab sie Laute von sich und öffnete die Augen. Ihr Gesicht war weiß wie der Schnee.

»Oh, Sie leben, Gott sei Dank!«, rief er und fiel neben ihr auf die Knie. Sie schmatzte trocken mit den Lippen, schluckte mehrmals.

»Sie müssen ohnmächtig geworden sein, ich habe Sie hier an diesen Stamm gelehnt gefunden.«

»Ich bin gelaufen ...«, sagte sie heiser, und jetzt sah er, dass sie Joggingschuhe trug und eine Art Overall.

»Was ist passiert? Sie müssen gestürzt sein.«

Sie versuchte, sich aufzurichten, und er packte sie an den Armen und half ihr.

»Vorsichtig, sonst liegen Sie gleich wieder auf der Erde.«

Sie stöhnte und fasste sich an den linken Fuß, stand mühsam auf, seinen Anorak die ganze Zeit über fest im Griff.

»Es ist der Fuß ... Ich erinnere mich jetzt, er ist einfach umgeknickt.«

»Können Sie auftreten?«

»Nein, vielleicht doch ...«

»Wahrscheinlich ist er verstaucht.«

»Es ist eine alte Verletzung. Der Fuß knickt einfach um, ich hätte daran denken müssen.«

»Sie müssen in ein Krankenhaus.«

»Aber nein. Es reicht, wenn ich irgendwie nach Hause komme.«

Sie war in seinem Alter, vielleicht etwas älter. Ihre Stimme war hell und mädchenhaft. Er dachte, dass er nicht genug Kraft hatte, sie zu tragen.

»Wenn ich mich an Ihnen festhalten darf ...?«, sagte sie.

»Wo wohnen Sie?«

»Ein Stückchen weiter. Man sieht das Haus, wenn man auf die Brücke kommt.«

Sie legte einen Arm um seinen Hals, und sie machten sich schleppend und humpelnd auf den Weg. Es war sehr mühsam. Ab und zu, wenn sie aus Versehen mit dem Fuß auftrat, stöhnte sie auf.

»Wenn er gebrochen ist, muss er gegipst werden«, sagte er.

»Er ist nicht gebrochen.«

»Wie können Sie sich da so sicher sein?«

»Ich bin es einfach.«

»Ich sollte mich vielleicht vorstellen. Hans Peter Bergman. Ich wohne in Hässelby Strand, dachte, ich mache mal einen Spaziergang.«

»Da ist jetzt wohl nichts draus geworden.«

»Das macht nichts.«

»Ich heiße Justine Dalvik.«

»Kristin?«

»Nein. Justine.«

Sie waren zu ein paar Gebäuden und einer Koppel mit Pferden gekommen. Die Tiere trugen feuchte Decken, scharrtten mit den Hufen im Schnee und sahen so aus, als wollten sie in den Stall.

»Sollen wir bei dem Haus anklopfen und fragen, ob wir von dort aus einen Krankenwagen rufen können?«

»Bloß nicht ... Man muss es ja nicht dramatisieren ...«

In diesem Moment trat ein Mann auf die Treppe hinaus. Er warf ihnen einen gleichgültigen Blick zu, ging anschließend zu einem Auto, das vor dem Tor geparkt stand.

»Hallo?«, rief Hans Peter.

Der Mann blieb stehen.

»Wir könnten Hilfe gebrauchen.«

Er kam ihnen entgegen und breitete die Hände aus.

»Ich schlecht sprechen Schwedisch«, sagte er entschuldigend.

»Das macht nichts, Hauptsache, Sie können fahren.«

»Kann fahren. Euch fahren?«

»Danke, das wäre nett. Die Dame hier hat sich den Fuß verletzt. Wir könnten jemand gebrauchen, der uns ein Stück mitnimmt, sie wohnt nicht besonders weit von hier.«

Jetzt waren sie am Haus angekommen. Sie sagte:

»Vielen Dank für die Hilfe.«

So wie sie es sagte, klang es ein wenig, als wolle sie, dass er noch bleibe.

Er sagte: »Ich kann mir ja den Fuß einmal ansehen. Ich habe beim Militär ein wenig über Krankenpflege mitbekommen.«

»Nun, wenn Sie wollen ... Wir können in die Küche gehen.«

Auf der Spüle saß ein großer Vogel. Er trank Wasser aus einer Schale.

»Ich hoffe, er stört Sie nicht«, sagte sie leise.

»Wie meinen Sie das?«

»Einige Leute haben Angst vor dem Vogel.«

»Ich finde es nur ein wenig ungewöhnlich. Gehört er Ihnen?«

Sie nickte. Er zog ihr die Schuhe aus und setzte sich ihr gegenüber, legte ihr Bein auf seinen Schoß.

»Ist das eigentlich eine gute Idee, bei so einem Glatteis laufen zu gehen?«

Sie hatte jetzt wieder etwas Farbe im Gesicht.

»Offensichtlich nicht«, sagte sie trocken.

Der Fuß hatte eine komische Form, mit kleinen, ein wenig gebogenen Zehennägeln. Er dachte an etwas, das er gelesen hatte. Männer haben flache Nägel, Frauen gebogene. Er fragte sich, warum.

Direkt neben dem Fußknöchel war eine schwache Schwellung zu erkennen. Er nahm den Fuß und bewegte ihn ein wenig hin und her.

»Tut das weh?«

»Ein bisschen.«

»Gebrochen ist er anscheinend nicht. Ich kann Ihnen einen Verband machen.«

»Das wäre nett. Oben in meinem Schlafzimmer gibt es einen Schrank mit Medikamenten. Dort müsste es auch eine elastische Binde geben. Es ist das Zimmer, in dem nur ein Bett steht.«

Er ging in den Flur hinaus und die steile Treppe hinauf. An den Wänden hingen hinter Glas zwei Plakate aus den vierziger Jahren. Sie warben für Halspastillen. Oben mündete der Flur in ein großes Zimmer voller Bücher. Er warf einen Blick auf die

Titel, wagte es aber nicht, zu lange zu bleiben. Die Tür zu ihrem Zimmer stand einen Spalt weit offen. Das Bett war ordentlich gemacht, aber der Fußboden war schmutzig, Federn und Körner. Ein großer Ast schien aus dem Boden zu wachsen. Dann begriff er, dass er in einem Weihnachtsbaumständer stand. Offenbar hielt sie den Vogel in diesem Zimmer, im gleichen Zimmer, in dem sie auch schlief.

»Kommen Sie klar?«, rief sie von unten aus der Küche.

»Was haben Sie gesagt, wo der Schrank steht?«

»Links vom Fenster, sehen Sie ihn?«

Ja, da war er. Er hockte sich hin und öffnete ihn, jede Menge kleiner Flaschen und Döschen und ganz hinten aufgewickelt eine elastische Binde. Als er sie herausnahm, war der Vogel da, irgendwo hinter ihm. Er setzte sich auf seinen Ast, gab einen krächzenden Laut von sich. Hans Peter blieb in der Hocke, bewegte sich nicht.

»Keine Angst«, rief sie von unten. »Er tut nichts.«

Der Vogel glotzte ihn mit einem Auge an. Er hatte ein Bein hochgezogen und klapperte mit dem Schnabel. Hans Peter war nicht wohl bei der Sache. Würde er sich auf ihn stürzen, sobald er sich bewegte? Er hob schützend seine Arme und ging seitwärts zur Tür hinaus. Der Vogel schlug mit den Flügeln, blieb aber sitzen.

»Warum haben Sie diesen Vogel?«, fragte er später, als er ihren Fuß verbunden und ihnen beiden eine heiße Milch gemacht hatte. Heiße Milch hatte er seit seiner Kindheit nicht mehr getrunken. Sie waren in das große Zimmer mit den Büchern umgezogen. Er sagte, dass er jetzt gehen werde, mehrere Male hatte er das gesagt.

»Unter anderem, damit er mir Gesellschaft leistet.«

»Sind die nicht am liebsten draußen, solche großen Vögel?«

»Das hat bei ihm keinen Sinn. Er ist zu stark von Menschen geprägt worden. Lässt man ihn frei, wird er augenblicklich von anderen Vögeln angegriffen.«

»Haben Sie es mal versucht?«

»Er flog rauf in die Eiche da draußen. Schwupps war der ganze Himmel voller Elstern. Ein paar haben sich auf ihn gestürzt, was wahrscheinlich sein Glück war, denn er verlor den Halt und stürzte direkt in meine Arme. Seitdem bekommt er Angst, sobald man ein Fenster öffnet.«

»Wohnt sonst niemand hier?«

Sie schüttelte den Kopf.

Auch hier oben hingen gerahmte Plakate mit Sandypastillen. Er zeigte auf die Plakate und fragte, warum sie dort hingen.

»Sven Dalvik war mein Vater. Der Sandy-Konzern, na, Sie wissen schon.«

Er wusste nicht, was sie seltsamerweise zu freuen schien.

Er ging an den Bücherreihen entlang und schaute.

»Lesen Sie gern?«, fragte sie.

»Ja. In meinem nächsten Leben werde ich Antiquar.«

»Und was machen Sie in diesem Leben?«

»Ach, ich bin Nachtportier.«

»Sie hätten Arzt werden sollen. Wenn man bedenkt, in welchem Tempo Sie meinen Fuß versorgt haben.«

Er sah sie ernst an.

»Du hast da im Schnee gesessen, als wärst du tot. Als wärst du ermordet worden.«

»Ermordet! Warum sagst du so etwas?«

»Es sah einfach so aus. Wie man es in Filmen gesehen hat.«

»Oh Gott ...«

»Wenn ich nicht gekommen wäre ...«

»Ich wäre nach einer Weile schon aufgewacht. Das ist mir auch früher schon passiert. Der Fuß knickt um, es tut höllisch weh, durch den Schmerz werde ich ohnmächtig.«

»Aber wie kommt es überhaupt dazu?«

»Ich habe ihn mir einmal vor langer Zeit gebrochen. Seitdem ist er nicht mehr richtig in Ordnung. Ich versuche ihn zu trainieren, indem ich laufe. Das muss ich jetzt erst mal sein lassen.«

»Ja, der Meinung bin ich allerdings auch!«

Er betrachtete die Bücherregale.

»Hast du dir die Bücher alle selbst gekauft?«

Sie lachte auf, ein kurzes und ein wenig höhnisches Lachen.
»Glaubst du, dazu wäre ich nicht in der Lage?«

»So habe ich das nicht gemeint!«

»Nein, entschuldige. Doch, sie gehören mir. Es hat in diesem Hause nie jemand gegeben, der so etwas wie Lust am Lesen verspürte. Außer mir.«

»Wohnst du schon lange hier?«

»Ich bin hier aufgewachsen.«

»So ist das also ... Ich sehe hier gerade, dass du Bernard Malamud hast. Kennst du dich bei ihm aus?«

»Wie man's nimmt. Ich habe ihn vor ein paar Jahren gelesen und mochte, was er schrieb. Ich glaube, da müssten drei oder vier Bücher von ihm stehen.«

»Oh, ich mag seinen Stil auch. Ich habe bisher zwar nur eins seiner Bücher gelesen, ›Der Gehilfe‹, aber das hat mich sehr berührt.«

»Du kannst dir eins ausleihen, wenn du willst.«

Er empfand eine eigenartige Freude.

»Das würde ich sehr gerne tun«, sagte er.

14. KAPITEL

Das Licht:

Das sehr schnell in eine schwarze und schwingende Dunkelheit stürzte. Das Blitzen einer Scherbe, eines Auges. Der Schrei der Mutter und der Schwestern, Flora, Flora, oder die Schreie der Möwen aus weiter Ferne.

Erinnerte sie sich daran? Sie war noch ein sehr kleines Kind und lag in einem Korb unter den Bäumen.

Nein.

Man hatte ihr davon erzählt.

Wie du dalagst und wie Mama uns davonlief, wie sie schrie.

Warum schrie sie?

Nun, ein Vogel saß auf der Brust des Kindes.

Er hackte mit seinem kräftigen, schwarzen Schnabel nach dem Auge des Kindes.

Doch. Natürlich war es da. In ihr. Der Geruch aus dem weit aufgerissenen Vogelschlund, der Geruch von Kropf, Wühlmäusen, Würmern, Dreck. Ein Speicheltropfen spritzte auf ihre Wange, und obwohl sie zu klein war, um schon Angst zu haben – bekam sie Angst. Sie schrie im Schrei der Mutter. Und der Schrei des Vogels und wie er aufflog, denn ihre Schwestern kamen, sie hoben Steine von der Erde auf und warfen, wie er dennoch weiter über dem Baum kreiste, noch lange danach.

»Flora, du bist es doch, oder? Erkennst du mich denn nicht?«

Sie drehte den Kopf. Morgen.

Die Frau in dem anderen Bett hatte dagelegen und sie beobachtet. Wie lange schon?

»Ich verstehe ... dass du nicht sprechen kannst. Aber du musst mich doch erkennen, Märta Bengtsson. Dein Vater hatte

Klintgårdens Gärtnerei, wir kamen immer zu euch und kauften Rote Bete.«

Das schlappe Grau unter dem Kinn, die trüben Augen, ein geädelter Arm, der in ihre Richtung zeigte.

»Wer hätte gedacht, dass wir einmal hier landen würden ... noch dazu im gleichen Zimmer. Die bezaubernde Flora Dalvik und ich.«

Oh ja, sie erinnerte sich sehr wohl. Ein plärrendes und anhängliches Kind, niemals richtig sauber. Ihre Schwester hieß ...

»Ihr gingt tanzen, meine Schwester und du. Oh, was war ich neidisch. Ihr wart so schick in euren Kleidern ... und du trugst immer Sachen, die rosa waren, ja, ich meine, es wäre rosa gewesen ... aber du nanntest es Aprikose! Aprikose! So viel wusste man schon noch, dass das nur eine Obstsorte war und nichts anderes.«

Märta Bengtsson war es gelungen, an den Galgen über ihrem Bett zu kommen, und sie versuchte, sich hochzuziehen. Ihre gefleckten Arme streckten sich. Sie schaffte es nicht, fiel in die Kissen zurück und furzte gleichzeitig geräuschvoll.

Glücksendes Gekicher, zahnlos.

»Dass es mit uns einmal so enden würde! Das hätte ich nie gedacht.«

Flora schloss die Augen. Siv hieß sie, Siv. Siv mit den langen Zehen. In ihrem Zimmer lernten sie tanzen, Floras Schwestern waren auch dabei. Eine von ihnen, welche? Rosa, die so gerne tanzte?

Sie wurde dann schwanger, Siv war in anderen Umständen. Die gespannte Haut über ihrem Bauch, wie sie trotzdem nicht im Boden versank. Sondern lächelte. Die ganze Zeit lächelte und lachte, bis das Baby eines Nachts herausplumpste und geboren war.

Eine Schande? Ja, sicher. Es war immer eine Schande, wenn so etwas herauskam. Dass man ohne den Segen eines Priesters einen Mann in die Arme geschlossen und empfangen hatte. Sie selbst hatte Sven Dalvik mit allen erdenklichen Segenssprüchen empfangen. Genutzt hatte es trotzdem nichts.

»Du weißt, dass Siv tot ist, oder? Das ist jetzt schon einige Jahre her, es war 1992. Lag im Bett und starb einfach. Warum ist uns das nicht vergönnt gewesen, Flora? Im Bett zu liegen und einfach zu sterben.«

Die Weißhosen. Plätschern und spritzen mit Wasserschüsseln. Das Nasse zwischen den Beinen, endlich war es fort. Sie fror immer, nachdem sie ihr die Windel ausgezogen hatten, eine Gänsehaut zog sich über Bauch und Schenkel. Liegen und dampfen. Wie ein frisch aufgeschnittener Fisch. Sie fixierte ihre jungen Gesichter. Würde es ihnen gelingen, sich zu beherrschen, für sich zu behalten, was sie wirklich fühlten? Die klebrige, braune Brühe. Ja, die Verdauung hatte sich selbstständig gemacht, Albtraum oder Wirklichkeit. Flora hatte sie in der Nacht gehört, die Schritte der Mädchen, sie hatten sich im Gleichschritt genähert wie marschierende Soldaten, sie hatte die Tür angestarrt, aber sie war nicht aufgegangen. Es war Nacht gewesen.

»Hast du etwas gegessen, was du nicht verträgst, Flora? Ich glaube, heute gibt es für dich nur Tee, keinen Kaffee mehr.«

»Mein Gott, wie das stinkt.«

»Ja, ja, Märta, wir machen ein Fenster auf.«

Jetzt saß sie in dem knallgelben Sessel, Märta Bengtsson ihr gegenüber. Wie die dicksten Freundinnen.

»Eins verstehe ich allerdings nicht. Was du in einer solchen Abteilung hier machst. Nicht, dass es mich etwas angeht ...

Aber es gibt doch private Pflegeheime. Ja. Ich weiß, das hier nennt sich auch privat, aber es ist doch so ein Partena-Haus oder wie die heißen. Ich meine etwas richtig Feines. Fast wie eine private Krankenschwester. Du müsstest dir so was doch leisten können, oder? Wenn man das Vermögen der Dalviks bedenkt. Das habt ihr doch nicht alles verjubelt, als ihr noch lebtet. Aber was rede ich da. Als Sven Dalvik noch lebte, meine ich natürlich. Obwohl ihr bestimmt ein ganz anderes Leben geführt habt als ich und ... Man sah euch manchmal in den Schlagzeilen. Richtige Hochglanzbilder. Du hast ein reiches Leben gehabt, Flora. Ich muss es einfach noch mal wiederholen: Wer hätte gedacht, dass wir so enden?«

Ein reiches Leben? Ja, was das Geld anging. Ja, sehr reich.

Und als sie die Kleine in den Griff bekommen hatte, wurde es etwas leichter. Sie war mit Liebe angetreten, mit der Bereitschaft, anzunehmen und zu lieben. Aber dann stellte sich heraus, dass dies der falsche Weg war. Belagern musste man, belagern und besiegen.

Sie brachte Justine von Zeit zu Zeit in den Keller und versetzte ihr eine Tracht Prügel, setzte sie in den Waschzuber und machte Feuer. Nie so, dass sie sich verbrannte, nie so.

Aber ein Kind muss wissen, wo seine Grenzen sind.

Svens Unterwürfigkeit dem Mädchen gegenüber ging ihr auf die Nerven.

Der Blick in ihren Augen, wenn er sie in den Arm nahm und mit Küssen und Zärtlichkeiten überhäufte. Die Augen des Mädchens wichen dann keine Sekunde von ihr. Triumphierend strahlten sie ihr entgegen.

Sie hatte etwas Krankhaftes an sich. Etwas Geisteskrankes.

Sie versuchte, mit Sven darüber zu reden. Wenn sie sich geliebt hatten, nur dann. In diesem Moment war er für alles offen und empfänglich. Auch wenn er nicht ihrer Meinung war.

»Nein!«, sagte er. »Mit dem Mädchen ist alles in Ordnung. Aber du musst versuchen, sie zu verstehen. Sie trauert noch um ihre Mutter.«

»Sven, Liebling, sie kann sich unmöglich an ihre Mutter erinnern.«

»Es ist dieses Gefühl, es frisst sie innerlich auf, nagt ein Loch in sie. Wir dürfen das nicht zulassen, wir werden ihr unsere ganze Liebe geben.«

Die ganze?, dachte sie. Unsere ganze Liebe?

Und sie breitete Arme und Beine aus, komm und nimm mich noch einmal, mein Geliebter, säe in mir, bring mich dazu, Frucht zu tragen.

»Sie hört doch, was man sagt, das tut sie doch, Schwester?«

»Das kann man nie wissen. Trotzdem ist es das Beste, sich in Acht zu nehmen, was man sagt.«

»Wussten Sie eigentlich, Schwester, dass sie eine gute Freundin meiner Schwester Siv war?«

Nein, in Wirklichkeit waren wir nie gute Freunde. Nur locker befreundet, falls du das mit deinem armen, verkrüppelten Hirn verstehen kannst. Sie war grobschlächtig und ungelenk, genau wie du, wie eure ganze Familie, und jetzt sehe ich euren Vater vor mir, wie er am Samstagnachmittag nach Hause torkelte, dieser ruckende, zuckende Gang ... und wie ihr wie kleine Ratten das Haus verließ. Manchmal schlug er Siv, sie lief dann zu uns nach Hause und weinte. Allein schon, dass sie so etwas überhaupt erzählte. Sie gab fast damit an, zeigte uns ihre blauen Flecken. Aber als dann diese Sache passierte, ihre Schwangerschaft, ja, da hat er es trotz allem ganz anständig aufgenommen.

Es war eine Art religiöser Erweckung, er war wie ausgewechselt, wurde der Lieblingsopa des Jungen.

Vorher dagegen. Raus in die Kälte mit euch, Frau und Kinder, hier komme ich, der große Herrscher. Meine Mutter hätte sich nie, nie damit abgefunden, so hinausgeworfen zu werden. Aus ihrem eigenen Haus. Wenn mein Vater Schnaps getrunken hätte, nur um voll zu werden ... Ich glaube, sie hätte ihn in einem der Beete vergraben.

Deine Mutter hatte Landstreicherblut in sich. Deswegen hatte sie ihm wahrscheinlich nichts entgegensetzen. Die Schuld steckte in ihr, der Stempel des Hausierens. Er schlug ihr einmal dermaßen auf den Mund, dass ihre Lippen blutend aufplatzten. Wir sahen es durchs Fenster, Siv und ich. Schlampe, schrie er sie an, sie war barfuß und nur halb angezogen. Dass sie sich so etwas gefallen lässt, sagte ich später zu Siv. Daraufhin bekamen wir wirklich Krach.

»Dann hast du den feinen Direktor und Witwer Dalvik geheiratet, ihn dir einfach so gekrallt. Hast unsereins dann kaum noch begrüßt. Meine Tochter Rosmarie ging in die Klasse seiner Tochter. Wir sahen euch manchmal auf Elternabenden. Du hattest dich so süß an seinem Arm eingehängt. Du hast so getan, als würdest du mich nicht wiedererkennen. Aber ich hatte mich nicht besonders verändert, Flora, du warst es, die sich verändert hatte. Trotzdem hatte ich keine Probleme, dich zu erkennen. Man kann sich nie verstecken, verstehst du, egal, in welcher feinen Stoffe man sich hüllt. Seide oder Samt oder Stofffetzen oder Lumpen.«

Sie ähnelten ihrem Vater, hatten seinen grobschlächtigen Körperbau, fettige Haut und Schuppen. Flora war so zierlich.

»Du bist so klein wie ein Mädchen«, sagte Sven Dalvik und zog sie in seine Arme. Da schlief seine Tochter endlich, jetzt widmete er sich ganz seiner Frau. Fasste ihre schmalen Hüften

an, würde dort Platz für ein Kind sein? Ihre kleinen, rosigen Brustwarzen, flach wie bei einem Jüngling. Sie trug ihr Haar damals kurz, er nannte sie seinen Jungen.

Das Mädchen schlief, aber man konnte nie sicher sein. Sie konnte aufwachen und in der Tür stehen, mit hellwachen Augen stieren, mit ihrem Was-machst-du-mit-meinem-Papa-Blick.

Sie bekam keinen Orgasmus mehr.

Doch das kümmerte ihn wenig. War er sich dessen überhaupt bewusst?

»Ich kann mich nicht entspannen, etwas verkrampft sich, alles in mir verkrampft sich.«

»Denk nicht so viel daran. Weil du so viel daran denkst, geht es nicht.«

»Lass uns wieder verreisen, unsere Reise nach London wurde doch unterbrochen. Lass uns die Reise fortsetzen, lass uns diesmal nach Paris fahren.«

Er wollte das Mädchen nicht wieder allein lassen, nicht nach so kurzer Zeit. Er war sowieso schon so oft unterwegs. Später, Flora, später.

Die Zeit verging, und Justine kam in die Schule.

»Wer sollte sich um sie kümmern?«, fragte er. »Wenn wir verreisen würden, du und ich? Wer würde sie anziehen und mit der Schultasche auf den Weg schicken?«

»Dafür hast du doch früher eine Lösung gefunden.«

»Das ist jetzt etwas anderes. Ich kann sie nicht noch mehr enttäuschen.«

Er reiste allein, kehrte heim mit teuren Geschenken, einem Versöhnungsring mit Brillanten und für die Kleine eine Art Trompete.

»Wenn du im Haus darauf spielst, ziehe ich aus!«

Überhaupt, spielen?

Das Mädchen ging ans Ufer hinunter und strengte sich so sehr an, dass ihr ganzer Körper sich krümmte. Die Enten schwammen heran, angelockt durch den Lärm, sie hätten es besser wissen müssen. Aber sie freute sich offensichtlich darüber.

»Ich spiele für die Vögel, Papa.«

»Mein hübsches, tüchtiges Mädchen. Dann gründest du ein Orchester.«

Die Enten kletterten auf den Steg und verdreckten alles mit ihrem Kot. Wer soll das nachher wegschrubben! Glaubst du, ich bin hierher gezogen, um Vogelscheiße von alten Stegen zu schrubben!

Nein.

Mit diesem Mann ließ sich nicht streiten. Er gab ihr eine scharfe Antwort und verstummte dann, bis sie selbst zu Kreuze kriechen musste.

Die Kleine. Sie war an allem schuld. Zu behütet und verwöhnt.

Sie war auf dem Stuhl zusammengesunken. Sie war sehr müde. Märta Bengtsson hatte sie angestarrt, Flora ihre Ruhe genommen.

»Schwester! Können Sie bitte kommen. Ich glaube, Frau Dalvik ist ohnmächtig geworden.«

»Aber nein. Das sieht nur so aus. Wir müssen sie nur wieder etwas aufrichten. So!«

»Vielleicht ist sie müde und möchte sich hinlegen?«

»Aber es ist gut für euch, wenn ihr auf sein könnt. Dann werden die Tage nicht so lang.«

Das war jedenfalls richtig nett gewesen. Von Märta Bengtsson. Flora sah sie an und nickte. Märta Bengtsson nickte zurück.

»Hätte man das jemals gedacht? Dass es mit uns so enden würde.«

Sie konnte plötzlich von Wut gepackt werden. Nicht auf Märta, nicht auf die Pfleger. Nein, auf Sven. Siebzig Jahre alt und bis zu jenem Tag völlig gesund, hatte er sich eines Nachmittags ans Herz gefasst und war auf der Vortreppe des Hauses niedergesunken. Sie hatte am Fenster gestanden und ihn gesehen, hatte augenblicklich einen Krankenwagen gerufen. Er lag so, dass sich die Tür nicht öffnen ließ. Sie musste all ihre Kraft aufbringen, um ihn langsam zurückzuschieben, so dass sich ein Spalt öffnete, der groß genug war, damit sie hindurchschlüpfen konnte. Er lag auf der Treppe, und etwas Schaum rann aus einem Mundwinkel.

Am nächsten Morgen war er tot.

Sie saß bei ihm und hielt seine Hand, Justine saß auf der anderen Seite. Er hatte sie beide bei sich, und trotzdem, trotzdem verließ er sie.

Wer wird bei mir sitzen, kannst du mir das sagen?

Ich will nicht sterben. Ich will leben.

15. KAPITEL

An manchen Tagen fielen alle über sie her. Die ganze Klasse. Nahmen sich an den Händen, Fäustlingshänden mit nassen Daumen, bildeten einen Kreis. Die Lehrerin sah nur, dass die Kinder Kreisspiele spielten, das Plündern des Weihnachtsbaums noch frisch in Erinnerung. Wie der Wind an ihren Halstüchern zerzte, ihre hellen Stimmen. Spürte sie dann, wie es ihr warm ums Herz wurde, dachte sie an sich selbst zurück. Genauso unschuldig und klein.

»Justind verschwind, Justind verschwind, Justind verschwind, und die Pisse rinnt.«

Denn Justine musste ständig. Vergaß aber, aufs Klo zu gehen. Oder versuchte, es zu halten. Vielleicht eher Letzteres. Die Mädchen hatten sie da unten festgehalten und sich über sie lustig gemacht.

Flora wurde natürlich wütend, hielt ihr die bepinkelten Hosen unter die Nase.

Immer so nass herumzulaufen. Sie wurde wund und bekam rote Stellen.

Jetzt lag sie im Schnee, niemand hatte sie gestoßen, sie hatte sich freiwillig hingelegt, und der Kreistanz ging weiter, die abgenutzten Skischuhe der Kinder. Sie lag da wie ein Lamm, ein Opferlamm. Etwas Hartes an ihrer Seite, der Schnee war jetzt pappig, und es war nicht kalt. Sie bauten um sie herum, bauten einen Brunnen, sie selbst an seinem Grund.

Die unebenen weißen Wände. Dort oben das Licht, grau und blendend. Das Klingeln. Geht rein.

»Wir gehen jetzt«, rief Berit. Sie war der Lichtengel, sie hatte das Sagen. »Beeil dich, sonst kriegst du Ärger mit der Lehrerin.«

Sie konnte hochkommen. Sie konnte sich gegen die Wand stemmen und sie zum Einstürzen bringen, es würde vermutlich nicht allzu schwer sein.

Sie tat es nicht.

Die Lehrerin und Flora und sie. Das Ticken der Uhr an der Wand.

»Sieh uns an, wenn wir mit dir reden!«

»Sie wissen ja, dass sie ihre Mutter verloren hat ...«

»Aber das ist schon viele Jahre her. Sie hat eine neue Mutter bekommen, sie kann nicht den Rest ihres Lebens so einen Aufstand deswegen machen. Wir müssen versuchen, sie da rauszuholen, ihr zu helfen. Sonst wird sie noch große Probleme bekommen.«

Flora in ihrer weißen Bluse.

»Wir wollen doch nur dein Bestes, Justine, das weißt du doch wohl.«

Die Lehrerin mit der Kreidehand.

»Sie ist nicht unbegabt. Aber sie muss sich einfach mehr anstrengen, darf im Unterricht nicht so still sein. Ich weiß, dass sie etwas kann. Sie muss Verantwortung übernehmen für ihr Leben, das müssen alle Menschen, auch Schulkinder.«

»Sonst müssen wir mit Papa sprechen, Justine. Und das willst du doch nicht?«

Nein. Da traf sie den Nagel auf den Kopf. Papa sollte verschont bleiben, er sollte nichts wissen müssen, er hatte es schon schwer genug mit der Hexe, die Tisch und Bett mit ihm teilte.

Jetzt denken wir an jemanden, Justine, von dem nur du und ich wissen.

Ja, Mama.

Flora schlug sie. Aber nie, wenn Papa zu Hause war. Sie schloss sie im Keller ein mit ihren Schulbüchern, schaffte es aber nicht mehr, sie in den Waschzuber zu zwingen.

»Ich höre dich gleich ab. Obwohl es eigentlich keinen Sinn hat. Du bist ja doch verloren.«

Wieso verloren?

Es kam vor, dass sie vom Schulhof floh. Aber dann wurde es umso schlimmer, wenn die anderen sie einfingen. Berit hielt sie fest, zeigte auf ihren Körper.

»Schaut euch Justine an, ihre französische Nase!«

»Buh, was für eine hässliche und ekelhafte Nase!«

»Schaut euch Justine an, ihr französisches Kinn!«

»Buh, was für ein hässliches und ekelhaftes Kinn!«

»Schaut euch Justine an, ihren französischen Hals!«

»Buh, was für ein hässlicher und ekelhafter Hals!«

Hände, die an ihren Kleidern zerrten, Knöpfe und Reißverschlüsse öffneten. Da riss sie sich los und lief davon. Ihre unerwarteten Bewegungen überraschten die anderen. Sie spielte sonst so willig die Rolle des Opfers.

Aber jetzt war sie auf der Flucht, lief ihnen davon.

Ein umgestürzter Baum und Unterholz. Sie war einmal mit dem Jäger dort gewesen. Wenn sie aus der Schule weggelaufen war, traf sie ihn dort oft. Er trug seine Lederjacke und duftete nach Laub und Erde.

Der Jäger ging in die Hocke, er betrachtete sie.

Wie kein anderer.

Er nahm sie mit zu sich nach Hause. Dort gab es eine Katze mit weißem Schnurrbart und einen gusseisernen Herd. Auf dem Hügel hackte er Holz für den Herd. Die Küche war brüllend heiß.

Er sagte nicht, dass sie nichts darauf geben sollte. Er sagte nichts.

Aber er strich ihr sanft über den Rücken.

Sie saßen an seinem Tisch und legten Patience. Er hatte kleine, winzig kleine Kartenspiele mit japanischen Blumen auf der Rückseite. Es ging darum, wessen Patience zuerst aufging.

Die Katze lief mit vorsichtigen, geschmeidigen Schritten über den Tisch. Wenn sie sich hinlegte, kratzte er sie mit dem Nagel unter den Zehenballen. Dann zuckte es im ganzen Katzenkörper.

»Bist du auch so kitzlig, Stina?«

Stina war sein Name für sie, nie das französische Justine.

Wie der Jäger hieß?

Sie würde nie jemand von dem Jäger erzählen. Es gab eine Hexe in ihrem Haus. Der Blick der Hexe konnte auf den Jäger fallen, und gegen diesen Blick halfen nicht einmal Gebete.

Manchmal wollte Papa mit ihr sprechen. Über ernste Dinge. Sie spürte es an seiner Art, die Schultern hochzuziehen, schon beim Essen spürte sie es, und sie verlor den Appetit.

Am Abend kam er dann in ihr Zimmer.

Schnell fragte sie:

»Musst du jetzt wieder verreisen?«

»Nein, wie kommst du darauf?«

»Wenn du wieder verreisen musst, darf ich dann mitkommen?«

»Ich verreise aber gar nicht, meine Kleine.«

»Nein, aber wenn.«

»Irgendwann einmal kannst du bestimmt mitkommen.«

»Wohin reisen wir dann?«

»Vielleicht nach Frankreich.«

Ihre Finger spielten mit der Schreibtischunterlage. Sie hatte darauf gezeichnet, Blumen und schlafende Tiere. Wenn er doch nur weiterreden würde, wenn er doch nur auf Details eingehen würde, was brauchen wir alles, wenn wir verreisen, genau, Pass und Reisetasche, und dann müssen wir dir etwas Neues für die Reise kaufen, etwas zum Anziehen.

Aber Papa hustete, als wäre er erkältet.

»Hast du deine Hausaufgaben auch ordentlich gemacht?«

»Natürlich.«

»Gefällt es dir in der Schule, Justine?«

»Ja.«

»Wenn nicht, musst du es mir sagen, versprichst du mir das?«

»Ja.«

»Die Zeit des Lernens ist so kurz und so wichtig. Man muss diese Zeit des Lernens nutzen. Wenn du verstehst, was ich meine.«

Sie verstand nicht richtig. Aber sie nickte.

»Man muss seine Kindheit auskosten. Leider begreift man das meistens erst, wenn die Kindheit schon vorbei ist. Die Probleme, die man als Kind haben mag ... sind klein, verglichen mit denen, die kommen, wenn man erwachsen ist. Verstehst du mich, Justine?«

Sie nickte wieder.

Sobald er gegangen war, fing sie jedes Mal an zu weinen. Solange er sich im Zimmer befand, hegte sie große Erwartungen, hoffte, dass er geradewegs in sie hineinsehen könnte, sie mit einem Ruck vom Stuhl und mitten ins Licht heben würde.

Alles war danach so hässlich und leer.

Sie lag auf dem Bauch im Bett, und das Kissen war warm und nass.

Justine lief in den Wald, zum umgestürzten Baum. Ein Gewimmel aus glänzenden Fäden. Es lag kein Schnee mehr, braunes, nasses Gras. Das Hämmern eines Spechts gegen einen Stamm.

Im Zimmer des Jägers stand noch der Weihnachtsbaum mit hellgrünen, weichen Nadeln.

Er nannte sie Stina.

Er hatte einmal eine Frau gehabt, eine Frau, die Dora hieß. Etwas war geschehen, er erwähnte es manchmal, und sein Gesicht wurde alt. Dann war er nicht mehr nur der Jäger, und das störte sie, aber gleichzeitig musste sie es hören. Wieder und wieder musste sie es hören.

Er hatte eine kleine Firma besessen, die Gartenartikel vertrieb. Er betrieb die Firma gemeinsam mit seinem besten Freund Jack. Dora führte die Bücher, sie war verdammt gut im Rechnen.

»Hattet ihr keine Kinder?«

Sie musste fragen, um es hinauszuzögern.

Er machte ein verwirrtes Gesicht.

»Nein. Kinder haben wir keine bekommen.«

Dann näherte er sich dem Schweren. Aber Unausweichlichen.

»Eines Tages, als ich in den Schuppen kam ...«

Sie sah es, er hatte es ihr so oft erzählt, dass sie es genau vor Augen hatte, die Details, die Farben, ja sogar den Duft von Doras Lilientalk ahnte, den sie sich jeden Morgen unter die Arme strich, wenn sie sich gewaschen hatte.

Sie sah den anderen Mann, den Freund des Jägers, wie er sich über die Frau beugte, sie sah es wie in einem Buch, ein

Liebesbild aus der Bibliothek der Herzen. Die Frau trug das Haar in einem Pagenschnitt, schwarz und glatt, es ergoss sich über die Bank. Das Hemd des Mannes aus Hirschleder, etwas aufgeschnürt, sie sah, wie sich ihre Lippen näher kamen, bebend vor Lust, sie bekam kalte Finger, sie bekam etwas, das wie Atemnot war.

»Was geschah dann?«, flüsterte sie, und die Katze machte einen Satz auf den Boden hinunter und ging mit steifen Beinen zur Tür.

»Ich weiß es nicht«, sagte er mit belegter Stimme. »Ich habe keine Ahnung, was aus ihnen geworden ist.«

Da näherte sie sich dem Jäger und berührte seine Wange. Und es war warm in der Küche, und der Herd hatte begonnen zu glühen.

»Wenn du groß bist, wirst du mich vergessen«, sagte er, und das Kartenspiel verschwand in seinen Pranken.

»Niemals«, rief sie und weinte dann, denn sie wuchs ständig, war auf dem besten Wege, groß zu werden.

»Ich stelle mich oft auf den Berg und schreie«, sagte der Jäger. »Es hilft. Die Leute glauben wahrscheinlich, dass man verrückt ist und sorgen dafür, dass man nach Beckomberga kommt. Aber es hilft, auf dem Berg zu stehen und zu schreien.«

Sie ging hinaus. Das Küchenfenster war erleuchtet, aber er schaute ihr nicht nach, er saß an dem Tisch mit der geblühten Wachstuchdecke und legte eine Patience nach der anderen. Sie kletterte bis zur Kuppe hinauf. Wind in ihren Augen, Wind im Mund, als sie den Mund aufriss wie beim Zahnarzt.

Aber es kam kein Schrei.

»Was sagen deine Eltern dazu, dass du hierher kommst?«, fragte er und senkte den Kopf ein wenig, damit er sie über die Brille hinweg ansehen konnte.

Sie war drauf und dran, die Hexe zu erwähnen. Aber sie war jetzt älter, das Wort hatte begonnen zu verblassen.

»So ein einsamer Mann muss doch etwas auf dem Kerbholz haben«, murmelte er.

»Meine ist aufgegangen, hast du gesehen, ich habe gewonnen!«

»Ich rede jetzt von etwas anderem.«

Ja. Das hatte sie schon verstanden. Jetzt waren es die Gedanken des erwachsenen Menschen, die sein Gehirn füllten und drohten, es zu überschwemmen.

Sie nahm ihre Jacke und ging.

Sie jagten sie den Hang am öffentlichen Badeplatz hinunter, der ganz in der Nähe ihres Zuhauses lag. Aber sie war hier trotzdem nicht zu Hause. Der Lichtengel Berit mit flatternden Locken, hinter ihr Evy und Gerda, ein Mädchen aus der Stadt. Sie war als Pflegekind gekommen. Ihre Eltern hatten sich scheiden lassen und waren vom Winde verweht worden. Justine hatte gehört, wie Flora dies zu Papa sagte.

Vom Winde verweht.

Gerda war lang und mager, gewohnt, eine große Lippe zu riskieren. Schon am ersten Tag hatte es sie in Berits Bannkreis gezogen, und sie hatte die Reime und Schmähverse gelernt.

Sie waren noch nicht bis zum Äußersten gegangen. Sie zu entblößen, sie ans Licht zu holen und zu bespucken, was sie sahen. Sie wusste, dass es ihnen eines Tages gelingen würde, und das gab ihr die Kraft zu fliehen.

Aber Gerda mit den kräftigen, langen Beinen. Ganz nah jetzt bei ihr, warf sie um. Sie schrie und wehrte sich, Glattes und Festes unter ihren Nägeln.

»Schau mal, wie sie dich gekratzt hat«, schrie Berit. »Das Blut läuft dir den Hals runter.«

Gerda saß auf ihrem Bauch, ihre Arme lagen festgeklemt unter dem Rücken. Sie gab ihr Ohrfeigen, eins, zwei, eins, zwei. Die Jacke wurde ihr über den Kopf gezogen, dort verknotet. Sie machten etwas mit ihrer Hose, harter Untergrund und eisige Kälte.

Da war es, als würde sie von der Kraft eines wilden Tieres erfasst, und sie wälzte sich abrupt zur Seite. Als sie weglaufen und gleichzeitig ihre Kleider in Ordnung bringen wollte, verdrehte sich ihr Knöchel, und sie fiel hin. In der Dunkelheit sah sie die Augen der anderen, wie sie weiß wurden und entglitten.

Flora fand sie. Zwei Mädchen waren zu ihr nach Hause gekommen und hatten geklingelt. Justine ist auf dem Berg gestürzt. Sie griff sich ihren Mantel und kam.

»Ich habe meinen Mantel genommen und bin so schnell gekommen, wie ich konnte. Warum lauft ihr auch hier auf dem Berg herum?«

Justine war aufgewacht. Sie war liegen geblieben und hatte in den diesigen Himmel hinaufgeschaut, sie konnte nicht gehen.

So jemand wie Flora? Wie sollte sie ihr helfen können?

»Ihr müsst mir helfen, sie zu tragen, Mädchen. Ihr nehmt die Beine, und ich packe sie an den Schultern.«

Als die Mädchen sie wieder anfassten, begann sie zu frieren.

Gerda und Berit fielen sich gegenseitig ins Wort.

»Wir waren hier unten und haben gespielt und plötzlich, da ist Justine ausgerutscht und hingefallen, und wir haben totale Angst

bekommen, denn sie wurde so komisch, hat irgendwie nicht geantwortet, und da haben wir uns gesagt, am besten, wir laufen nach Hause zu Justines Mama, und da sind wir sicherheitshalber zusammengelaufen, wir zwei, und Evy sollte hier warten.«

»Dich kenne ich gar nicht«, sagte Flora und betrachtete Gerda neugierig.

»Nein, ich bin ein Pflegekind, ich wohne bei Östmans.«

»Ach so, da. Und deine richtigen Eltern?«

»Sie haben sich scheiden lassen, keiner von ihnen kann sich um mich kümmern.«

»Nicht?« Flora klang amüsiert.

Sie trugen Justine ins Haus, legten sie auf den blauen Teppich. Sie sahen Justine nicht an, sagten, dass sie jetzt nach Hause laufen müssten, dass es Zeit zum Abendessen sei.

»Lauft ruhig«, sagte Flora.

Als Papa an diesem Abend nach Hause kam, verfrachtete er Justine ins Auto und fuhr mit ihr ins Krankenhaus.

Sie lag auf dem Rücksitz, und Flora saß ihr zugewandt und hielt ihre Hand.

»Sie spielen und toben herum wie Kälber auf der Weide«, sagte sie. »Sind sie nicht allmählich etwas zu groß dafür?«

Papa schwieg, er fuhr wie ein Irrer über die Tranebergsbrücke. Am Krankenhaus angekommen hob er sie hoch und trug sie den ganzen Weg ins Krankenhaus.

Der Knöchel war gebrochen. Das Bein wurde bis zum Knie eingegipst. Sie fühlte sich schwer und glücklich.

»In den kommenden sechs Wochen muss sich das Mädchen möglichst ruhig verhalten.«

Papa sagte: »Ich besorge einen Aushilfslehrer für sie. Es sind sowieso bald Sommerferien.«

Flora: »Ansonsten kann ich sie ja auch unterrichten.«

Papa: »Das kannst du bestimmt. Aber ich kenne einen jungen Mann, der gerade Zeit hat. Mark, der Sohn meines Cousins Percy. Ich gebe ihm etwas Geld dafür, dass er jeden Tag ein paar Stunden zu uns kommt.«

Marks Eltern waren Diplomaten. Sie hatten mehrere Jahre in Washington verbracht, waren aber soeben nach Stockholm zurückgekehrt. Wo sie demnächst landen würden, stand noch nicht fest.

Mark tauchte schon am nächsten Tag mit einem Strauß gelber Tulpen auf.

»Für die Kranke«, sagte er und betrat vorsichtig das Zimmer. Er war schlank und nicht besonders groß, seine Hände kalt von Feuchtigkeit. Seine Augen waren braun wie Nüsse.

»Was willst du lernen, Kusine zweiten Grades«, fragte er mit der Stimme eines Erwachsenen.

»Zweiten Grades?« Sie saß im Bett, an die Wand gelehnt, die Beine ausgestreckt und steif.

»Du und ich sind Kinder zweier Personen, die Cousins sind. Dein Papa und meiner. Das nennt man dann zweiten Grades.«

Sie fand, dass es seltsam klang. Das ignorierte er.

»Wie gesagt«, sagte er. »Sag schon. Was willst du jetzt lernen?«

Plötzlich wurde sie verwegen.

»Nichts, ich kann schon alles.«

»Really?«

»Nein ... war nur ein Witz ...«

Mark suchte aus seiner Rocktasche ein Buch hervor. Blätterte darin, schlug es auf. Die Schrift war klein und eng gedruckt, alles schien ineinander zu fließen.

»Du kannst diesen Abschnitt hier auf Englisch lesen. Dann frage ich dich anschließend die Vokabeln ab.«

Sie wurde rot, konnte die Worte nicht mehr aussprechen, weder auf Schwedisch noch auf Englisch.

Er lächelte spöttisch.

»Es stimmt anscheinend, was man so über die schwedische Schule sagt. Sie ist einfach nur shit.«

»Ich habe Schmerzen im Fuß«, flüsterte sie.

»Das glaube ich dir nicht.«

»Es ist aber wahr!«

»Wo tut es denn weh, wo genau?«

Sie zeigte auf den Gips. Da schlug er den Saum des Rocks um und umfasste mit seinen Handflächen ihr Bein, gleich oberhalb des Knies.

Als er gegangen war, machte sie das Gleiche wie er, legte ihre Hand auf die gleiche Stelle. Sie führte die Hand langsam aufwärts, bis zwischen ihren Beinen eine heiße und schmerzende Schwellung entstand. Ein Schmerz, der pulsierte und ins Gehirn fuhr.

16. KAPITEL

Schon am nächsten Samstag fuhr Berit wieder nach Hässelby. Sie hatte eine Flasche Rioja und einen Topf mit keimenden Krokussen gekauft, sie hatte nicht angerufen, bevor sie fuhr, sich einfach auf den Weg gemacht.

Es war ein nebelverhangener Tag. Sie nahm nicht den Bus, beschloss stattdessen, von der Endhaltestelle der U-Bahn aus zu gehen, nahm den Weg am Ufer entlang. Ihre Angst wuchs, doch sie sah keinen anderen Weg, als sich wieder mit Justine zu konfrontieren.

In dieser Nacht hatte sie geträumt, Tor hätte sie geschüttelt, sie solle aufwachen.

»Hast du schlecht geträumt?«, hatte er gefragt. »Oder ist es dein Chef?«

Es war etwas mit einem Verlagsfest gewesen. Alle waren gekommen, wie man so sagt, erstaunlicherweise auch Justine. Im Traum trug Berit ein allzu elegantes Kleid, hinten wie vorne tief ausgeschnitten. Nichts war, wie es sein sollte. Sie schlenderte umher und versuchte, mit den Leuten ins Gespräch zu kommen, aber es war, als würde sie von niemand gesehen.

Vielleicht lag es an den Valiumtabletten, sie nahm sie jetzt immer, bevor sie zu Bett ging, es fiel ihr inzwischen schwer, ohne sie einzuschlafen. Vielleicht lag es aber auch an all dem Vergangenen, ihrer Kindheit.

Tor schlug ihr vor, ihn nach Vätö zu begleiten, er wollte hinfahren und über Nacht bleiben, er meinte, es werde ihr gut tun. Die frische Meeresluft.

»Ich kann Blinis machen. Wir haben doch noch Kaviar in der Tiefkühltruhe, oder nicht?«

»Ich will nicht«, sagte sie. »Ich kann jetzt nicht, ich will nicht.«

Auf dem Eis schwamm eine dünne Schicht aus Wasser. Ein paar Enten flogen herbei, landeten auf dem Eis und rutschten ein Stück, ehe sie zum Stehen kamen. Ein altertümlicher Kutter lag am Pier vertäut, wo das Wasser wegen der Abwasser vom Heizkraftwerk nie fror. Ein paar dunkel gekleidete Männer auf dem Kai. Verschwommen konnte sie den Namen des Segelschiffs entziffern, Sir William Archibald aus Stockholm.

Dann: ein entferntes Geräusch, das langsam lauter wurde. Der schmetternde Lärm eines Hubschraubers. Der Nebel war zu dicht, um ihn schon erkennen zu können, aber er kam näher und näher.

Sie konnte das Geräusch eines Hubschraubers nicht mehr hören, ohne sich an eine Vorstellung von Miss Saigon zu erinnern, die sie in London zusammen mit ein paar Freundinnen besucht hatte. Sie saßen auf den besten Plätzen, hatten aber fast etwas Angst bekommen angesichts des überraschend lauten Motorengeräuschs des Hubschraubers in der Eingangsszene. Sie erinnerte sich an das Ende, den fallenden Vorhang, das grelle Licht direkt in die Augen, viele hatten geweint, sentimental, schon wahr, aber so unendlich traurig.

Nachher waren sie in ein Pub gegangen, dort war Berit mit einem hübschen, arbeitslosen Jüngling ins Gespräch gekommen, der sich nicht davon abbringen ließ, sie »Mum« zu nennen.

Dort, in diesem Pub, hatte sie Spaß daran gefunden, hatte mitgespielt und sich über ihren großen Wortschatz gewundert. Am nächsten Morgen hatte sie vor allem Lust, nach Hause zu fahren.

Jetzt, einige Meter über ihr am Himmel, ahnte sie zwei Scheinwerfer, und das Geräusch war jetzt sehr nah. Sie wurde plötzlich von Panik erfasst – wenn er sie nun nicht sah, wenn er

vorhatte, gerade hier zu landen? Sie lief ein paar Schritte in die Schneehaufen hinein.

Die große Maschine glitt in so geringer Entfernung an ihr vorbei, dass Wassertropfen von den Bäumen geschüttelt wurden und ihr Gesicht trafen. Der Hubschrauber gehörte zur Marine. Er schnüffelte an der Uferlinie hin und her, und sie sah den Piloten als eine zusammengekauerte Silhouette. War jemand auf dem Eis verschwunden? Jemand, der in diesem Moment da draußen im eiskalten Wasser des Mälarsees lag und um sein Leben kämpfte?

Justine war vielleicht nicht einmal zu Hause, fiel ihr ein, als sie die Treppe hinaufstieg und klingelte. Niemand öffnete. Sie wartete ein wenig und klingelte dann noch einmal. Dann hörte sie schwache polternde Geräusche aus dem Haus und trat eine Treppenstufe nach unten.

Es war Justine, sie war zu Hause, ihre Kleider waren verknittert, als habe sie gelegen. An einem Fuß trug sie eine dicke Wollsocke.

»Berit?«, sagte sie.

»Ja, ich ... Darf ich auf einen Sprung hereinkommen? Oder bist du beschäftigt?«

Justine trat zur Seite.

»Nein, komm rein.«

»Ich habe ein paar Blumen mitgebracht und dann noch ... diese Weinflasche hier. Letzten Samstag habe ich dir immerhin den ganzen Glühwein weggetrunken ... Ich dachte nachher ... einfach so hereinzuschneien und dich mit meinem Besuch zu überfallen.«

»So ein Blödsinn! Leg ab.«

Als sie in die Küche ging, sah Berit, dass sie humpelte. Sie blieb mit hängenden Armen stehen.

»Was hast du gemacht?«

»Ach, ich bin beim Joggen ausgerutscht. Es ist schwachsinnig, im Winter zu joggen, das habe ich jetzt immerhin begriffen. Aber das gibt sich schon wieder, es ist schon besser geworden.«

»Dann hast du dir also nichts gebrochen?«

»Nein. Der Fuß ist nur ein bisschen schwach, ist er immer gewesen. Ich verstauche ihn mir regelmäßig.«

»Wirklich?«

»Wenn du das nächste Mal vorbeischaust, ist er wieder völlig in Ordnung, dann können wir vielleicht einen Spaziergang machen, uns Plätze aus der Vergangenheit anschauen. Die Schule und ...«

»Ja ... Was machst du grade? Habe ich dich bei etwas Wichtigem unterbrochen?«

»Überhaupt nicht.«

»Hast du etwas dagegen, wenn ich ein wenig bleibe?«

»Nein, im Gegenteil. Den Wein können wir wohl noch nicht aufmachen, was meinst du? Wie viel Uhr ist es?«

Justine musste lachen.

»Der alte Luther sitzt einem doch immer im Nacken.«

»Der Wein sollte eigentlich für dich alleine sein, so war es nicht gedacht, dass ich hier sitze und den auch noch bechere.«

»Machst du bitte die Flasche auf! Der Korkenzieher liegt in der obersten Schublade in der Küche. Dann setzen wir uns in die Bibliothek, wo wir auch letztes Mal saßen. Da ist es am gemütlichsten.«

Sie gingen die Treppe hinauf. Berit sah die Plakate der Pastillenfabrik von Justines Vater, sie hingen im Treppenhaus, wie sie das immer getan hatten, alles kehrte zurück.

»Erinnerst du dich an die Sandypastillen, die wir immer von dir bekamen?«, fragte sie vorsichtig.

»Gut möglich, dass ihr welche bekommen habt.«

»Du hattest immer jede Menge Schachteln.«

»Papa brachte sie mit, mit der Zeit hatte ich sie über. Man wollte doch lieber etwas anderes als diesen Sandy-Geschmack im Hals haben.«

»Auf jeden Fall warst du zu beneiden ... Ein Vater, der eine Süßigkeitenfabrik besaß!«

»Tja!«

Als sie in die Bibliothek kamen, saß dort der Vogel am Fenster. Er wandte ihnen den Kopf zu und schrie. Berit zuckte zusammen, sie hätte fast die Flasche fallen gelassen.

»Oh, hat er dich erschreckt?«

»Na ja ...«

»Er gibt uns nur ein Zeichen.«

»Was denn für ein Zeichen?«

»Damit wir nicht vergessen, dass es ihn gibt.«

»Keine Sorge. Fällt er nie über dich her?«

»Über mich? Nein. Wieso sollte er das tun?«

»Ich weiß nicht. Aber ich würde es nie wagen, einem wilden Tier so zu vertrauen.«

Justine nahm ihr die Flasche ab und schenkte ein. Sie hoben die Gläser und prosteten sich zu, probierten den Wein.

»Mmmm«, sagte Berit. »Gar nicht schlecht. Ich trinke eigentlich zu viel Wein. Aber Wein ist so lecker, er tut einem in der Seele gut.«

Jetzt war der Hubschrauber wieder da, er schien gleich vor dem Haus zu sein. Der Vogel schlug mit seinen großen Flügeln, wiegte den Kopf hin und her.

»Jemand ist im Eis eingebrochen«, sagte Justine.

»Woher weißt du das?«

»Ich habe es eben gehört. Im Lokalradio.«

»Furchtbar.«

Justine nickte.

»Das passiert jedes Jahr. Ich wohne so, dass ich es immer mitbekomme.«

»Aber ist das Eis nicht zu dünn, um darauf zu gehen?«

»An manchen Stellen trägt es. Dann wird es plötzlich zu dünn. Die Leute sollten wirklich etwas vorsichtiger sein. Aber es gibt eine Menge Dummköpfe.«

Justine lachte und erhob wieder ihr Glas.

»Trinken wir auf sie!«, sagte sie. »Trinken wir auf die Dummköpfe!«

Nach einer Weile fragte sie, wie die Sache mit ihrer Arbeit ausgegangen war.

»Hat man dich jetzt entlassen, oder was hat es gegeben?«

»Der Verlag zieht nach Luleå um. Mein Chef sagt, dass wir mitkommen können. Aber wer will schon nach Luleå?«

»Hast du denn eine Wahl?«

»Ich weiß nicht ... Ich weiß gar nichts mehr ... Ich kann nachts nicht schlafen, ich ...«

Und ihr kamen die Tränen, schwächten sie und lieferten sie aus.

»Ich komme anscheinend immer hierher und ... flenne.«

»Du hast eben auch an einem Stück Verzweiflung zu tragen, wie wir alle ...«

Sie streckte ihren Arm aus und ließ ein gurrendes Geräusch ertönen. Der Vogel am Fenster machte ein paar trippelnde Schritte und flog dann mit plumpen Flügelschlägen zu ihr.

»Auch der Vogel«, sagte sie. »Er sehnt sich nach einem Weibchen. Er versteht es nicht richtig, aber in ihm wächst etwas,

lässt ihn schwach werden. Bald wird es hell, bald kommt der Frühling. Dann wächst diese Sehnsucht in Form von Wehmut, so ist es bei allen, die leben.«

»Justine ... Als wir klein waren.«

Sie weinte hemmungslos, kam ins Stocken.

Justine sagte schnell:

»Erzähl mir von deinen Söhnen.«

»Meinen ... Söhnen?«

»Ja. Wie leben sie ihr Leben, diese jungen Menschen, die noch alles vor sich haben? Kennen auch sie so etwas wie Wehmut?«

Berit fischte ein paar Papiertaschentücher aus ihrer Handtasche, putzte sich die Nase, ihr Kopf pochte.

»Wehmut? Oh nein, das glaube ich nicht.«

»Arbeiten sie?«

»Sie ... sie studieren beide. Aber sie wissen noch nicht, was sie werden wollen. Auf jeden Fall nichts in der Verlagsbranche, davon habe ich ihnen abgeraten.«

»Haben sie Freundinnen?«

Sie nickte.

»Aber die kommen aus einer ganz anderen Welt. Jung, schlank, schön. Wenn ich sie sehe, empfinde ich mehr denn je, dass ich passé bin.«

Justine setzte den Vogel zwischen ihnen auf den Tisch. Er wandte Berit den Schnabel zu und zischte.

»Mein Gott, Justine ... kannst du ihn nicht ...«

»Du hast Angst vor ihm. Er merkt das sofort. Versuch einmal, natürlich zu sein, entspann dich.«

Berit trank von ihrem Wein, streckte anschließend zögernd ihre Hand aus. Der Vogel öffnete den Schnabel, und sein Inneres war rot und groß.

»Er durchschaut mich«, flüsterte sie. »Er mag mich nicht.«

»Doch. Ignoriere ihn einfach. Na ja, ich kann ihn natürlich auch woanders absetzen.«

Sie stand auf und humpelte zum Bücherregal. Der Vogel folgte ihr, setzte sich auf ihre Hand. Sie hob ihn auf das oberste Regalbrett, und er nahm dort Platz wie ein brütendes Tier aus grauer Vorzeit.

Die Felsen, der runde Berg, Justines Körper. Die Jacke über den Kopf, sie hatte begonnen, Brüste zu bekommen, sie waren schon groß. Dieses Mädchen, das ein Pflegekind war, wie sie sich rittlings auf Justine setzte und anfang, ihr die Hose ausziehen. Wie sich dann alles veränderte, denn Justine machte sich frei und begann zu laufen, rutschte aber aus und fiel der Länge nach auf die Felsplatten.

Wie sie dann liefen, liefen.

»Wir haben sie umgebracht.«

»Wir hauen ab.«

»Bist du verrückt, wir müssen jemand holen, ihre Mutter.«

»Nein, nein, wir hauen ab.«

»Das können wir nicht tun. Wir müssen Hilfe holen.«

»Dann bist du selber schuld, verdammte Scheiße. Wenn sie uns verpetzt!«

Gerda hieß sie, der Name tauchte plötzlich einfach auf. Es war Gerda, die sie dazu gebracht hatte, zum Haus zu laufen.

»Wir sagen, dass sie gestolpert ist, dass wir gespielt haben, dass sie einfach gefallen ist.«

Sie klingelten Sturm an der Türklingel, wieder und immer wieder. Nach einer Weile stand Justines Mama da, den Kopf voller Lockenwickler. Sie sah die beiden misstrauisch an. Sie sagte, sie habe es eilig.

Sie mussten warten, während sie ihr Haar in Ordnung brachte, mussten im Flur stehen bleiben, der Geruch von Shampoo und Rauch. Die Frau griff sich ihren Mantel, starrte hinten auf ihre Wade.

»Jetzt seht euch den Strumpf an! So ein Mist!«

»Komm jetzt, Tante ...« Gerda griff nach dem Mantel. Dass sie sich das traute.

»Wo ist es denn?«

»Da hinten bei den Felsen.«

»Wie oft habe ich gesagt, dass ihr vorsichtig sein sollt. Sie hört nie, und ihr seid offensichtlich genauso ungehorsam.«

Genau dieses Wort. Ungehorsam. Sie schimpfte im Gehen vor sich hin. Gummistiefel und Mantel. Justine ausgestreckt auf den Felsplatten. Sie hatte ihre Kleider wieder ordentlich an, aber die Jacke lag mit verknoteten Ärmeln neben ihr. Justine sah sie an wie ein Opfer.

»Sieh mal, jetzt haben wir die Flasche in null Komma nichts leer gemacht«, sagte Berit. »Dabei solltest du sie doch bekommen, es war ein Geschenk für dich.«

»Ist es dir schon einmal aufgefallen? Es ist heutzutage viel weniger in den Flaschen als früher.«

Berit zerknüllte das Taschentuch und stopfte es zurück in ihre Handtasche.

»Ist mir auch schon aufgefallen«, sagte sie.

»Im Keller ist noch Wein.«

»Aha ...?«

»Du musst ihn holen, ich schaffe es nicht, bis da runter.«

»Ja, aber, bist du sicher ... Sollen wir wirklich?«

»Er steht auf der linken Seite unten ... im gleichen Raum wie der alte Waschzuber. Na, du wirst es schon finden.«

Sie stand steif auf, voller Angst, dass der Vogel durch ihre Bewegungen gestört werden könnte. Justine lachte, und es gab einen Tonfall in ihrem Lachen, den Berit noch nie zuvor gehört hatte.

»Du gehst wie ein Spastiker. Sei doch nicht so ein Angsthase. Es ist doch verdammt noch mal nur ein Vogel.«

Es war nicht nur der Vogel. Sie war wieder in der Vergangenheit, genau diese Treppen, sie und Jill, ihre Stärke, wenn sie sich zusammenrotteten, der Geruch von Unterwerfung, von Erniedrigung. Und sie erinnerte sich daran, was das Kind Justine gesagt hatte, über den Waschzuber. Flora. So hieß die Frau mit den geschminkten Augen, die Puppenfrau, die ihre Rolle als Mutter spielte.

Sie entdeckte die Weinflaschen sofort. Sie waren in einem Regal aufgestapelt, genau wie Justine es beschrieben hatte. Es war dunkel hier unten, sie hatte den Lichtschalter nicht gefunden. Scheu betrachtete sie den Waschzuber, sah ihn mit dem Blick eines kleinen Mädchens. Der Verschluss für das Brennholz. Setzte sie das Kind in den mit Wasser gefüllten Zuber und zündete an? Dort zu sitzen und auf das heiße Wasser zu warten, das brühend heiße Wasser.

Sie drückte die Flasche an die Brust und eilte wieder hinauf.

»Justine ... Es gibt eine Menge, worüber wir uns aussprechen müssen.«

Justine schüttelte den Kopf.

»Doch, doch! Du musst mich anhören, es zehrt an mir, ich bekomme keine Ruhe.«

Ein eigenartiger Ausdruck war in Justines Augen getreten.

»Du willst, dass ich einen Schlusstrich unter alles ziehe, was gewesen ist, nicht wahr?«

»Ja ...«

»Lern des Lebens schweres Streben, lieben, vergessen und vergeben.«

»So ungefähr, ja, eine Art Vergebung oder ... Versöhnung ...«

Justine betrachtete sie, ohne etwas zu sagen. Sie fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. Sie standen ihr zu Berge. Sie brach in ein gewaltiges, rasselndes Lachen aus.

»Bekommst du diesen Scheißkorken heute noch raus!«

17. KAPITEL

Mark kam täglich, um mit ihr zu lernen. Er berührte sie, aber nicht oft. In seinen Augen war sie nur ein Kind.

Das provozierte sie. Ihre Brustwarzen hatten begonnen, sich zu verändern, und die Haut um sie herum schmerzte und war empfindlich. Sie zog ihre Haarspange aus und legte sie beiseite, um sie nie wieder hervorzuholen.

»Erzähl mir von Amerika«, bat sie.

Da begann er Englisch zu sprechen, so schnell, dass sie nicht die geringste Chance hatte, ihm zu folgen. Sie warf ihr Kissen nach ihm, mitten in sein spöttisches Gesicht.

Er legte sich auf sie, presste ihre Arme nach unten.

»Was bist du doch bloß für ein kleiner Haufen Scheiße.«

Rasend vor Wut schwang sie ihr gesundes Bein hoch, stieß ihm mit dem Knie in den Schritt. Er wurde bleich und fiel neben dem Bett zu Boden.

Er hatte eine Freundin in Washington.

»Wie sah sie aus?«

»Sieht sie aus!«, korrigierte er.

»Gut, wie sieht sie nun aus?«

»Braune Augen, große Titten.«

Das klang so hässlich.

»Sie heißt Cindy. Wir schreiben uns jede Woche einen Brief.«

»Liebst du sie?«

Er grinste.

»Los, nun antworte schon, tust du das?«

Da stellte er sich ans Fenster und stieß mit dem Unterkörper, die Hand auf den Hosenschlitz gelegt.

»Jetzt fang schon an und lies aus dem Buch vor. Für dieses Gelabere werde ich nicht bezahlt.«

»Das ist viel zu schwer. Ich kann das nicht.«

»Lies jetzt!«

»The new man stands looking a minute, to get the set-up of the day room.«

»Njoooo. Nicht neu. Njoooo.«

»The njooo man ...«

»Das ist ein verdammt gutes Buch, weißt du, aber du bist noch zu klein dafür, Justine. Tut mir Leid. Du bist viel zu klein dafür, dir entgeht das meiste.«

Er brachte sie ganz durcheinander.

»Was kann ich machen?«

»Da kann man nichts machen. Das ist einfach so!«

»Wie dumm du bist!«

»Wie geht es deinem Fuß? Wird der auch mal wieder gesund?«

»Das wird er schon noch.«

»Wie ist das eigentlich passiert?«

»Bin gestolpert. Auf den Felsen.«

»Du musst eben ordentlich gehen.«

»Ich bin ordentlich gegangen. Aber ich bin ausgerutscht.«

Nein. Sie war überhaupt nicht zu klein. Abends lag sie mit dem Gesicht zur Wand und malte sich aus, wie es sein könnte. Mark und sie, auf eine ganz andere Weise. Sie tastete ihre Brüste ab, ob sie gewachsen waren, und ihre Hand bewegte sich unmerklich zu jener sündigen Stelle hinab, deren Berührung so atemberaubend schön war. Rastlosigkeit überkam sie, sie wollte raus, fort. Aber der Gips war wie eine Fessel, er schützte sie

zwar vor allem, was da draußen war, machte sie aber gleichzeitig zu einer Gefangenen. Dann, eines Tages, als der Winter vollends vertrieben worden war, nahm man ihr den Gips ab, sägte und schnitt. Ein kraftloses und verkümmertes Bein tauchte auf, ein säuerlicher Geruch.

Aber sie war genesen. Und jetzt war die Schule vorbei, und der Schulhof hatte sich mit Schülern in farbenfrohen Kleidern gefüllt, die Lehrerinnen waren beim Friseur gewesen, die Flagge war hervorgeholt und gehisst worden.

All dem war sie aus dem Weg gegangen.

Sie dachte, dass es schwer sein würde, dieses streichholzdünne Bein zu benutzen, entdeckte aber, dass es letztlich so kräftig war wie zuvor. Abends schwoll das Gelenk manchmal an und schmerzte. Aber gehen und laufen konnte sie wie zuvor.

Sie stand im Schutz des umgestürzten Baums. Bonbonpapiere lagen auf der Erde.

Sie war allein.

Sie folgte den Wegen.

Der Jäger saß auf der Treppe vor seinem Haus und schnitzte etwas aus einem Stück Holz.

Scheu trat sie auf den Hof.

Er sah sie. Er schwieg.

Sie setzte sich neben ihn, sein Rücken war gespannt, seine Hände, die schnitzten und schnitzten.

Sie saß neben ihm und legte ihre Hand auf seinen Arm. Die Haut war braun und alt.

Nein.

Nicht alt.

Sie ging in seine blitzsaubere Küche, das Wachstuch abgewischt, die Spüle blinkend, der Fußboden weiß und geputzt.

Da stand er auf und kam ihr nach.

»Was willst du hier?«

»Entschuldige«, flüsterte sie. »Ich konnte nichts dafür.«

»Ich möchte, dass du gehst.«

»Nein ...«

»Ich möchte, dass du auf der Stelle gehst.«

Er stand mit dem Gesicht zur Wand. Sie ging zu ihm, ihre Hüften am Stoff seiner Jeans.

»Stina!«

»Umarme mich, ich bin so allein gewesen.«

Sie schloss seine Tür und verriegelte sie. Sie legte sich auf seine Bettdecke. Sie war grau und noch warm von der Katze. Sie zog die Knie an den Körper, machte sich rund.

Sein Körper wie ein Schattenriss vor dem Fenster.

»Ich hatte mir das Bein gebrochen«, flüsterte sie, obwohl sie es ihm eigentlich nicht sagen wollte.

»Stina ...«

»Komm, leg dich zu mir, wärme mich.«

»Ich hab gesagt, ich möchte, dass du gehst.«

»Sei still!«, flüsterte sie.

Ihr Kinn an seiner Brust, die kurzen, gelockten Haare. Der Geschmack von Luft, von Salz. Ihre Hände waren jetzt so stark, sie war jung, er war alt. Oh, sein Bauch, ausgeliefert und weich, wie sie ihre Zunge in ihn tauchte, die Lippen.

Dann.

Der Mann.

Sie brachte ihn zum Weinen. Das machte ihr Angst. Als er ihre Angst sah, wurde er wieder stark, und er hielt sie gegen seine

Mitte, so dass ihre Beine sich hinter seinem Rücken verschränkten.

»Stina«, flüsterte er. »Weißt du eigentlich, dass das verboten ist?«

»Wer sagt das?«

Und sie senkte sich auf ihn herab, und sie machten es noch einmal, er bewegte sich in ihr, und sie wand sich, aber ließ ihn bleiben, wo er war.

Nachher bereute er es immer.

Sie musste ihn streicheln und nach Worten suchen, sie musste weinen und ihn wieder öffnen.

»Ich werde wieder zu dir kommen, ich werde dich nie verlassen.«

Tag für Tag. Der umgestürzte Baum. Das Haus.

Es kam vor, dass er abschloss und nicht da war. Sie wartete auf dem Hof. Dann lernte sie, das Scharnier des Fensters aufzubrechen. Sie lag in seinen Laken, sein Duft legte sich an ihre Lenden.

Ein kalter Lufthauch. Er stand im Licht, die Decke in seiner Hand. Sein Gesicht wandte sich von ihr ab.

Mit den Händen auf den Tisch hämmern: Nein!

»Das darfst du nicht«, flüsterte sie, und ihr Mund und ihr Kiefer schmerzten. »Du darfst mich nicht rausschmeißen.«

Nackt auf seinem Schoß, die Nähte der Jeans. Ein Tag, an dem es leise regnete.

»Hörst du die Amsel da draußen?«, flüsterte sie.

»Du meinst die Drosseln.«

»Hörst du ihren Gesang?«

»Warum machst du mich nur so schwach, warum machst du mich ...?«

Der Stoff hob sich an ihrem Schenkel.

»Doch nicht so schwach ... oder?«

Momente des Lachens, des Glücks. Als er sie wie einen zarten und flatternden Schmetterling hochhob. Sie zwischen den Wänden umherwirbelte. Ihre Blätter öffnete. Sie war jedes Mal überrascht, sie war schmal wie ein Schilfrohr und er ...

»Ich glaube, du spaltest mich ...«

Doch in diesem Moment, in diesem weißen Augenblick, vermochte er nicht zuzuhören, war er wie ein zappelnder Fisch, Glitzern auf ihrem Bauch.

Danach stand er auf und schrumpfte.

Eines Tages musste sie ihm von der Insel erzählen.

»Wir reisen morgen in die Schären. Wir werden dort einige Zeit verbringen. In einem alten Haus, das meinen Großeltern gehört hat. Es liegt auf einer Insel. Wir müssen mit dem Boot fahren. Nur so kommt man dahin.«

Wenn sie geglaubt hatte, er würde verstummen, sah sie sich getäuscht.

Alles wollte er wissen.

»Papa hat sich freigenommen. Wir werden dort eine Weile wohnen. Es gibt nur wenige Häuser auf der Insel, nur ein paar, Lebensmittel kommen mit dem Schärenboot. Trotzdem gibt es Leute, die das ganze Jahr dort wohnen, ob sie wohl fischen, wie kommen sie zurecht? Ich darf mir eins der Zimmer einrichten, es wird mein Zimmer, ich darf beim Streichen helfen. Papa hat Tapetenmuster mitgebracht, ich hab mir schon was ausgesucht.«

Er sah sie mit ernster Miene an.

»Ich möchte, dass du mir jetzt gut zuhörst. Ich werde fort sein, wenn du zurückkommst, und in gewisser Weise bist du es, die mich dazu zwingt, aber ich gebe dir keine Schuld. Keine, überhaupt keine Schuld.«

Sie war zu sehr von der Zukunft erfüllt, um richtig zuzuhören. Sie saß auf seinem Schoß, streichelte seine weichen Ohren.

»Wenn die Äpfel reif sind, werden wir sie pflücken, und ich werde dich in einen Apfelkuchen einbacken und dich unbeschadet ausschneiden. Dann werde ich dich mit Eis und Vanillesoße aufessen. Aber jetzt muss ich nach Hause.«

18. KAPITEL

Svens Eltern hatten Flora immer wieder überrascht. Sie hatten etwas Vulgäres an sich, etwas, das nicht zu ihrer gesellschaftlichen Stellung oder Klasse passte. Beide waren hoch gewachsen und laut, ihr Schwiegervater war zudem noch schwerhörig, was zur Folge hatte, dass ihre Schwiegermutter noch lauter sprechen musste, damit er sie verstand. Beide drückten sich grob und ungehobelt aus und schienen dies zu tun, um zu schockieren. Mit kindlicher Vorfreude betrachteten sie ihre Umgebung, warteten auf Reaktionen.

Sven hatte sie vorgewarnt.

»Sie sind etwas eigen, ich wollte es dir nur sagen, damit du Bescheid weißt.«

In der Zeit, als sie noch als Sekretärin arbeitete, war Ivar Dalvik mehrmals ins Büro gekommen, und sie waren einander vorgestellt worden. Er hatte fest ihre Hand gedrückt und zweimal nachgefragt, wie sie heiße.

»So so, Flora ... Kann man das Fräulein etwa aufschlagen?«, hatte er gescherzt. »Falls man mehr über das innere Wesen der Blume erfahren will?«

Mit dieser Art von Humor tat sie sich schwer.

Ihre werdende Schwiegermutter traf sie erst, als sie schon mit Sven verlobt war.

Sie hatte nie das Gefühl, von ihnen wirklich akzeptiert zu werden. Sven und sie sprachen von Zeit zu Zeit darüber. Er verstand sie nicht, war der Meinung, dass sie die Angelegenheit zu ernst nahm.

»Sie finden, dass ich zu einfach bin für ihren feinen Sohn, darum geht es.«

»Nein, Flora, das stimmt nicht, in Wirklichkeit ist es ihnen völlig egal, wen ich zu meiner Frau mache. Ich weiß, das klingt seltsam, aber es ist so. Sie sind, wie sie sind, zwei egozentrische alte Menschen, kümmere dich einfach nicht um sie. Wir leben unser Leben, sie leben ihres.«

Es half nichts. Sie hatte trotzdem das Gefühl, nicht zu taugen. So als hätte sie lauter auftreten sollen, mit weitschweifigen Gesten, ungefähr wie sie.

Besonders viel Kontakt hatte sie im Grunde nicht zu ihnen. Aber auch das konnte man so und so sehen. Auf der einen Seite verachtete sie die beiden. Auf der anderen Seite hätte sie sich gewünscht, von ihnen als die umtriebige und tüchtige Frau gesehen und anerkannt zu werden, die sie war.

Sie waren vernarrt in Justine und schickten ihr kleine Geschenke, aber wenn sie Justine dann einmal trafen, überhäuften sie das Mädchen mit Fragen, hatten aber nicht die Geduld, ihre Antworten abzuwarten. Letztendlich blieben sie alten Vorstellungen verhaftet. Mädchen waren süß anzuschauen. Aber sie waren nichts, worauf man setzen konnte in der Zukunft. So war beispielsweise nie die Rede davon, Justine darauf vorzubereiten, einmal die Firma zu übernehmen. Da holte man sich lieber jemand von außen. Einen Mann.

Als sie die Siebzig überschritten hatten, verloren sie im Übrigen das Interesse für den ganzen Sandy-Konzern. Sie hatten ihn an ihren einzigen Sohn übergeben. Jetzt war es seine Sache, die Geschäfte weiterzuführen und für den Gewinn zu sorgen. Wie ihm das gelang, darum kümmerten sie sich nicht mehr.

Sie starben fast gleichzeitig, ihr Schwiegervater zuerst. Als es passierte, befanden sie sich auf einer Reise irgendwo in Italien. Bei ihrer Rückkehr lebte er noch, starb aber ein paar Tage später in einem Zimmer im Karolinska Krankenhaus. Flora erinnerte sich an jedes Detail, das Telefongespräch, Sven, der an den

Apparat ging, die Art, wie er dabei sozusagen stramm stand. Als er den Hörer aufgelegt hatte, drehte er sich zu ihr um und sagte mit vollkommen neutraler Stimme:

»Es geht aufs Ende zu bei ihm, es wird Zeit, dass wir kommen.«

Seine Mutter erwartete sie an der Eingangshalle, bekleidet mit einer ärmellosen, hellblauen Bluse, die ihre schlaffen Oberarme entblößte. Sie stand vor der Tür und rauchte. Als sie vor ihnen den Aufzug betrat, wäre sie fast hingefallen, es fiel ihr schwer zu sprechen, ihre Stimme war schwächer geworden, geradezu erstickt.

Flora hatte nie einen Menschen sterben sehen. Nicht einmal in jenem Sommer, als sie in der Psychiatrie gearbeitet hatte. Die Frauen dort waren zäh und böartig gewesen, manchmal hatte sie ihnen den Tod gewünscht. Diese Frauen verhöhnten sie und nannten sie eine Hure. Es war eine besondere Art von Frauen, sie meinten nicht, was sie sagten, sie waren krank und nicht richtig im Kopf. Aber es half nichts. So sehr sie sich dies auch einredete, wurde sie doch von Widerwillen erfüllt, sobald sie sich der Krankenhauskaserne nur näherte.

Sobald sie das Zimmer ihres Schwiegervaters betrat, bemerkte sie diesen besonderen Geruch, der ankündigt, dass ein Menschenleben bald enden wird. Sie erkannte ihn augenblicklich. Sie würde ihn nie beschreiben können, er war einfach da.

Der alte Mann lag auf dem Rücken, angeschlossen an Schläuche und Apparate. Die Nase stand wie ein Haken aus dem eingefallenen Gesicht. Für ein paar Sekunden öffnete er die Augen, sah aber niemanden an, sein Blick rollte zur Decke. Er suchte und scharrte mit den Händen, tastete nach etwas, das ihn zurückhalten könnte.

Ihre Schwiegermutter brach zusammen.

»Ivar!«, schrie sie. »Du verlässt mich verdammt noch mal nicht. Im Ernst, ich verbiete dir ...«

Ein Zucken durchlief seinen Körper, das Kinn fiel nach vorn und klappte herunter. Das brachte sie dazu, an seinen Laken zu reißen, sich am Kopfende des Betts festzuklammern, zu jaulen.

Ihr Auftreten hatte keine Würde. Zwei Krankenschwestern mussten sie hinausführen, um sie mit Beruhigungsmitteln vollzupumpen. Ihr Mann lag tot und einsam im Zimmer.

»Wir richten ihn her und zünden ein paar Kerzen an«, sagte eine Krankenschwester. »Gehen Sie bitte solange hinaus und warten Sie draußen. Kümmern Sie sich um seine Frau.«

Sven war offensichtlich erschüttert.

»Nein, es sind keine Kerzen mehr nötig, wir haben bereits ... Abschied genommen ...«

Er wollte so schnell wie möglich fort.

In der darauf folgenden Woche war ihre Schwiegermutter dann an der Reihe. Eine lebensgefährliche Grippewelle war damals über das ganze Land geschwappt. Die Grippe packte sie mit ihren Klauen und gebrochen, wie sie aus Trauer und Schock war, hatte sie nicht mehr die Energie, ihre Abwehrkräfte zu mobilisieren.

Die Doppelbeerdigung wurde zu einer wahren Orgie aus Musik und Rosen. Denn so hatten es die beiden Alten bestimmt, so stand es in ihren hinterlassenen Papieren. Als wären sie sich der Tatsache bewusst gewesen, dass sie zur gleichen Zeit sterben würden.

Sie hinterließen eine ganze Reihe von Häusern, die Sven unverzüglich verkaufen ließ. Es handelte sich dabei um eine Sechszimmerwohnung auf dem Karlaväg, eine Villa an der spanischen Mittelmeerküste und eine Hütte im Wintersportort Are. Dann war da noch das gelbe Haus mit den Veranden und Erkern draußen in den Schären.

Flora und Sven hatten mehrere Male in diesem Haus auf der Insel übernachtet. Sie hatte da draußen eine Art Freude empfunden, ein Gefühl von Zufriedenheit. Sie bat Sven, das Haus zu behalten. Sie hatte Lust bekommen, es wirklich in ihr eigenes Haus zu verwandeln, ihm ihren persönlichen Stempel aufzudrücken. Sven empfand das Gleiche. Während einiger heiterer und enthusiastischer Wochen arbeiteten sie gemeinsam daran, planten und fantasierten.

Sie transportierten mehrere Wagenladungen mit allem, was sie benötigen würden, hinaus. Bauholz, Putz, Spachtel und Farbe. Ein Mann auf der Insel, einer der ganzjährigen Inselbewohner, hatte versprochen, ihnen zu helfen. Sven war nun einmal, wie er war, wenn es um praktische Dinge ging.

Die Februardämmerung senkte sich auf das Zimmer herab. Geruch von Fisch, der gebraten wurde. Scheppern auf dem Korridor, wieder einmal Zeit für das Abendessen.

»Was es heute wohl gibt?«, murmelte Märta Bengtsson. Die Mahlzeiten waren für Floras Zimmergenossin der Höhepunkt des Tages. Sie schien einen fast schon grotesken Appetit zu haben. Etwas an ihrer Art erinnerte Flora an ihre Schwiegermutter.

Sie saß in ihrem Rollstuhl, die Serviette um den Hals gebunden, und versuchte, sich das Essen mit Händen einzuverleiben, die zitterten und wackelten. Es war nicht zu überhören, wenn sie aß. Es spritzte, schmatzte und rann.

Eine Weißhose hatte einen Stuhl an Floras Bett gezogen und begann jetzt, sie zu füttern. Sie hatte es eilig, was man an der Art erkannte, wie sie den Löffel zwischen Floras Lippen zwang und die Kartoffelpampe am Zungenrücken regelrecht abstrich. Sie war sehr jung, war Flora jemals so jung gewesen? Sie hatte einen Ring in der Nase, und auf dem Unterarm kroch ein kleines, tätowiertes Tier.

Sie redete die ganze Zeit, als hätte sie in einem Lehrbuch gelesen, dass Patienten wie Mitmenschen behandelt werden müssen, man muss mit ihnen sprechen, nicht über sie.

Märta Bengtsson versuchte zu antworten, aber sie hatte Probleme, gleichzeitig zu sprechen und zu essen. Immer wieder verschluckte sie sich, die Weißhose musste aufspringen und ihr helfen.

»Heute ist doch Samstag, Schwester«, keuchte sie zwischen den Bissen. »Gehen Sie sich da verlustieren?«

Die Weißhose war keine Krankenschwester. Jeder konnte sehen, dass sie eine Aushilfe war, ausgesprochen ungebildet.

Sie kicherte.

»Mich verlustieren, aber ja, das kann man wohl sagen.«

»Schwester, haben Sie vielleicht sogar einen kleinen Freund am Bändel?«

»Freund am Bändel? Wie meinen Sie das, Freund am Bändel?«

Ein neuerlicher Hustenanfall, Flora drehte den Kopf zur Seite, angeekelt. Sie sah zur Decke hinauf, in das Blendende und Glänzende.

Auf der Insel wurde Flora schnell klar, dass mit Justine etwas nicht stimmte. Es hatte bereits auf der Hinreise begonnen. Sie konnte nicht in der Kajüte bleiben, musste hinaus, musste sich über die Reling hängen, so dass der Schaum sie und ihre Kleider bespritzte. Es war windig, die Wellen waren von Schaumkronen bedeckt.

Flora sah Sven an.

»Aber sie ist doch nur seekrank«, sagte er gereizt und ging hinaus, um sich zu ihr zu setzen. »Ihr ist auf See schon immer schlecht geworden.«

Das Haus wartete auf sie. Es war ein kühler und bewölkter Tag. Regen lag in der Luft. Auf dem Hof lag das Bauholz aufgestapelt unter Planen, auf denen sich das Regenwasser in kleinen Pfützen gesammelt hatte.

Sven zog den Schlüssel heraus.

»Ja, meine Mädchen«, sagte er und schlug einen betont fröhlichen Ton an. »Jetzt haben wir unser eigenes Sommerparadies.«

Justine hatte sich ihr Zimmer aussuchen dürfen. Sie hatte ein nach Osten gehendes gewählt, ein schmales und hohes, aber nicht sonderlich großes Zimmer. Die Großmutter hatte es ihr Schreibzimmer genannt. Sie hatte Brieffreunde in allen Teilen der Welt, aber in Wirklichkeit hatte sie nie die Geduld gehabt, lange genug auf der Insel zu bleiben, um sich dazu aufzuraffen, hier einen Brief zu schreiben.

Ihr weißer Schreibtisch stand noch immer in dem Zimmer. Flora hatte die Schubladen durchsucht, gespannt, in der Hoffnung, Aufzeichnungen zu finden, irgendetwas, das sie selbst oder Sven betraf. Aber sie fand nur das hellrosa Briefpapier ihrer Schwiegermutter, mit ihrem Monogramm in grauer Farbe.

»Du darfst nie vergessen, Justine, deine Großmutter wollte, dass du diesen Schreibtisch bekommst«, sagte Sven. Als ob er das wüsste, als ob er jemals mit seiner Mutter über solche Dinge gesprochen hätte.

Nach dem Abendessen wurde immer der Fernsehapparat angestellt. Die beiden Töchter von Märta Bengtsson hatten ihr einen Apparat gekauft und ihn am Bett aufstellen lassen. Es lief gerade ein Programm über Wintersport, vielleicht irgendein Wettkampf, laute Musik. Junge, starke Menschen, die auf Skischanzen und Eisflächen vorbeiflimmerten. Es tat weh, sie zu

sehen. Sie schloss die Augen. Sie taten ihr weh, als wäre sie auf dem besten Wege, krank zu werden.

Dann wurde es auf einmal still. Eine Weißhose war hereingekommen und hatte Märta Bengtsson dazu gebracht, sich den Kopfhörer aufzusetzen. Jetzt gab es nur noch ein flackerndes Schimmern, ohne Ton.

Ja, es wäre gut, krank zu werden, Fieber zu bekommen. Dann würde man sie isolieren. Und das würde Justine daran hindern, sie zu besuchen, sie mitzunehmen. Die Höllenfahrt mit dem Auto steckte ihr immer noch in den Knochen. Wie ein Schwindelgefühl, wie eine langsam wachsende Vorahnung.

Ich will auf meine Art sterben.

Aber ich will gar nicht sterben ... Ich will leben.

Justine benahm sich seltsam draußen auf der Insel. So konnte sie auf einem Stuhl in der Küche sitzen und im nächsten Augenblick eingeschlafen sein, der Kopf auf den Tisch gesunken. Säuselte und schlief.

»Was ist los mit dir, du sitzt da und schläfst einfach ein?«, fragte Flora.

Da blickte sie starr auf, und ihre Pupillen irrten umher, als wären sie ohne Halt.

Flora dachte an Drogen, sie näherte sich der gekrümmten Gestalt, nahm aber keinen Geruch wahr, nur eine Distanz, ein starkes elektrisches Feld.

Justine hatte sich darauf gefreut, ihnen beim Tapezieren zu helfen. Plötzlich hatte sie keine Kraft mehr dazu, musste sich am helllichten Tag hinlegen. Lag auf dem Rücken, schlief und schnarchte wie ein Erwachsener oder ein sehr alter Mensch. Ihre Haut wurde blass und schlaff, Pickel bildeten sich an Schultern und Hals. Sie juckten, Justine kratzte sich und zog an ihnen, bis sie schließlich aufplatzten.

»Es ist doch nichts Ungewöhnliches, dass sie müde ist«, sagte Sven, was Flora wunderte. Sonst rief er doch schon beim kleinsten Niesen des Mädchens einen Arzt.

»Warum sollte sie müder sein als wir?«

»Ach, du weißt schon, die Hormone. Sie ist in einem schwierigen Alter.«

In Svens Augen war Justine ununterbrochen in einem sensiblen und schwierigen Alter. Eines Morgens hörte sie Geräusche aus dem Badezimmer. Flora war allein mit dem Mädchen, Sven war mit dem Boot rausgefahren. Sie stand im Flur, die Tür zum Badezimmer war einen Spalt weit geöffnet, dort hockte das Mädchen, mit dem Kopf über der Toilette.

Als sie herauskam, war ihr Gesicht aufgedunsen und sehr blass. Sie war auf dem Weg in ihr Zimmer, als Flora sie am Arm packte.

»Lass mich dich ansehen! Lass mich in deine Augen sehen.«

Das Mädchen drehte sich zu ihr um wie eine Schlafwandlerin. Und im tiefsten Innern der grün schimmernden Iris erkannte Flora die Schwindel erregende Antwort. Es war genau, wie sie gedacht hatte, das pubertierende Mädchen war schwanger.

Flora bedrängte sie mit Fragen, ließ ihr keine Ruhe. Wer hatte ihr das angetan, sie mit Gewalt genommen?

»Niemand«, weinte sie, und Rotze klebte ihr auf der Oberlippe. »Niemand hat mich mit Gewalt genommen.«

»Verdammter Rotzlöffel, du bist ja selbst nicht mehr als ein Kind!«

Sven stand zwischen den Farbeimern, mit krummem Rücken und groß.

»Lass sie jetzt in Ruhe!«, schrie er. »Lass sie in Ruhe!«

»Aber begreifst du denn nicht! Sie muss ins Krankenhaus, es muss weggemacht werden!«

Er beließ es längst nicht mehr bei Bitten. Er erhob seine Stimme zu einem rhythmischen Brüllen:

»Ich-befehle-dass-du-meine-Tochter-in Ruhe-lässt!«

Auch er wurde dort auf der Insel so seltsam.

Jedenfalls brachten seine Worte sie dazu, einfach alles stehen und liegen zu lassen und mit dem Boot zurück in die Stadt zu fahren.

Sie rief ihre Schwester Viola an, die in der Parfümerie des Kaufhauses NK arbeitete. Sie sagte ihr, dass sie sich entzweit hätten, sie und Sven, dass sie ein wenig Abstand brauche. Dass sie Zeit benötige, um nachzudenken.

Sie konnte in der Wohnung ihrer Schwester wohnen, einer Dreizimmerwohnung auf der Östermalmsgata. Tagsüber war sie allein, gegen Abend kam Viola nach Hause, dann gingen sie aus und aßen in einem Restaurant.

Eine Glaskuppel schien sie zu umschließen.

Die Tage waren sonnendurchglüht, der Asphalt heiß und staubig. Nichts davon drang zu ihr durch. Sie saß nur da und lauschte den kleinen Erzählungen der Schwester aus der Welt der Parfüms.

»Ich werde dir die Haare tönen«, sagte Viola und zählte eine Reihe von Kuren auf. »Du hast schon immer vorteilhaft ausgesehen. Aber nur weil man geheiratet hat, darf man sich nicht gehen lassen, das mußt du doch verstehen. Glaubst du, er hat eine andere? Was hat er denn jetzt für eine Sekretärin? Hast du das einmal überprüft? Du mußt lieb zu ihm sein, verführ ihn ein wenig. Eine solche Goldgrube von einem Mann. Und so lieb!«

Ende August fuhr sie wieder auf die Insel zurück. Sven wartete an der Anlegestelle, braun gebrannt und gesund. Er erwähnte

mit keinem Wort, was geschehen war. Umarmte sie, küsste vorsichtig ihren Lippenstiftmund.

»Du bist schön, Flora, du bist meine kleine Puppe, ich habe dich vermisst. Lass mich sehen, du hast dir ein neues, schickes Kleid gekauft? Oh, es steht dir.«

Die Arbeit im Haus war zum Erliegen gekommen, die Zimmer waren halb fertig. In der Hängematte lag das Mädchen und schlief.

Als sie aufwachte, konnte man es ihr ansehen.

Aber immer noch weigerte er sich, darüber zu sprechen.

Mitte September zogen sie wieder nach Hause.

»Und die Schule?«, fragte sie. »Wie soll es deiner Meinung nach damit weitergehen?«

»Ich habe mit der Schule gesprochen.«

»Was hast du gesagt?«

»Was spielt das schon für eine Rolle, was ich gesagt habe? Sie kann mit der Schule aussetzen.«

Justine hörte auf, sich anzuziehen, trieb sich in ihrem genoppten Morgenrock im Haus herum. Es gab im Übrigen schon bald auch keine Kleider mehr, die den wachsenden Bauch verdecken konnten. Ihr Umstandskleider zu kaufen, wäre einer Kapitulation gleich gekommen.

Aber es spielte auch gar keine Rolle, sie ging doch nie aus, zeigte sich keinem einzigen Menschen.

Irgendwann Ende des Winters würde es so weit sein.

Wer war der Vater? War es Mark?

Sie schwieg, sagte die ganze Zeit über nichts.

Es war ein Schweigen, ein Unbehagen, das sich im ganzen Haus vom Keller bis zum neu eingerichteten Speicher ausbreitete.

Als der erste Schnee fiel, begann sie zu stricken. Sie riffelte die Wolle einer alten Strickjacke auf und strickte mit diesem gekräuselten, grauweißen Knäuel ... Strickte ohne Muster, schmutzige, unregelmäßige Lappen.

Um den ersten Advent herum begab sich Sven auf eine Geschäftsreise nach Barcelona. Flora erinnerte sich noch sehr genau. Er wollte nicht fahren, aber es war absolut unerlässlich, er trödelte herum und ließ das Taxi so lange warten, bis er fast das Flugzeug verpasst hätte.

Als er gefahren war, ließ sie nicht von Justine ab, um zu versuchen, wieder eine Art Kontakt zu ihr zu bekommen.

»Wie geht es dir, du kannst mir doch wenigstens sagen, wie es dir geht?«

Die hellen Augenbrauen zogen sich zusammen.

»Es schneit auf den See, hast du gesehen? Es sieht aus wie Federn ...«

»Danach habe ich dich nicht gefragt.«

»Ich hatte einmal Tiere, du wusstest nichts von ihnen.«

»Wovon redest du. Tiere und Federn. Die Sache ist dir aufs Gehirn geschlagen.«

»Das Gehirn ... Flora. Verstehst du, wie die Rosen unter dem Gehirn leben können?«

Flora packte sie an den Schultern, brachte sie zum Stehen. Dieser Geruch von Schweiß und Dreck, das Haar im Nacken verfilzt wie ein Stück Putzwolle. Sie zog Justine am Handgelenk, führte sie in die Dusche.

Sie hatte erwartet, dass Justine Angst bekommen würde. Weit gefehlt. Der glänzende Hügel ihres Bauchs, der herausstehende Nabel. Die Brüste wie zwei feste, prall gefüllte Bälle. Sie nahm

etwas Duschgel in die Hand und begann, den regungslosen, blassgrauen Körper einzuseifen. Duschte sie ab und ließ das Wasser ablaufen, schamponierte ihr Haar.

Justine wie eine schwangere Statue. Jetzt sah sie deutlich, wie sich im Bauch der Fötus bewegte. Sie drückte ihre Handfläche fest gegen den Bauch des Mädchens. Das Mädchen schrak zusammen. Aber das Kind war da, sie fühlte es.

Ein neues Nachthemd, wie es sich auf den Bauch legte und dort hängen blieb. Flora musste die Schere nehmen und eine Naht auftrennen. Das Mädchen saß mit einem verbissenen Lächeln vor ihr, den Mund zusammengekniffen.

Dann der Kamm, es gab kein Durchkommen, sie war gezwungen, zur Schere zu greifen.

Sie schnitt die Haare kurz, nicht aus Rachlust, sondern aus praktischen Gründen. Das Gesicht rund und geschwollen.

»Warum flennst du denn jetzt?«

Sie bewegte steif ihren Kopf.

»Spar dir deine Tränen, du wirst sie noch brauchen.«

Dann war es eines Nachts so weit. Warum setzen die Wehen eigentlich immer nachts ein?

Ich hätte es sein sollen, ich, die ich zu ihm kroch, die ich mich öffnete wie in Krämpfen.

Sie saß in ihrem verknitterten Hemd im Bett. Der Mund offen, die Zunge so zerbissen, dass sie blutete. Sie hatte geschrien, wir erwachten von ihrem Schrei.

Sven sagte, nein, er fuhr mich an:

»Setz Wasser auf und hol Handtücher, beeil dich!«

So wäre es sicher nicht gewesen.

Es war zu spät, um noch ins Krankenhaus zu fahren.

Ich sagte:

»Wenn wir das nun nicht schaffen ...«

Das machte ihn rasend.

Ich sagte noch einmal:

»So junge Mädchen ... ihre Becken ...«

Da zog er mich in die Küche hinaus, und sein Gesicht war wie eine Maske.

Sie kämpfte bis zur Morgendämmerung, schrie und wand sich.

Flora hörte, dass Sven betete.

Sie hatte aufgehört, sich ihm zu widersetzen, aber sie betrachtete die Hüften des Mädchens, so schmal und unentwickelt.

Wenn das Baby stecken bleibt, ist das unsere Schuld. Wenn sie mit dem Kind in ihrem Bauch stirbt, wird man uns bestrafen.

Aber sie starb nicht, sie stand es durch.

Das Kind lag auf dem Laken, und es war ein sehr kleiner Junge.

Sven nahm die Schere, schnitt zwischen Häuten und Blut. Gab ihr den Klumpen, der ein neugeborenes Kind war.

Ich fühlte den warmen Körper, er zuckte, rang nach Luft, und dann schrie er, sein Kinn zitterte, die Nase war breit und platt. Ich senkte ihn ins Waschbecken hinab, und das Wasser wurde trüb von seinem Blut. Ich wusch seine Hände, er hielt sie fest geschlossen, ich musste sie aufbiegen, und in den Handflächen sah ich tiefe Furchen und Linien. Der Hodensack war geschwollen und groß, das Glied wie ein Fühler. Seine Haare waren dunkel, seine Augen trüb. Ich säuberte ihn von ihrem Blut und ihren Flüssigkeiten, ich hüllte ihn in ein Tuch. Er hatte aufgehört zu weinen, sein Gesicht hatte die Form eines Herzens. Die kleine, fein gezeichnete Oberlippe, wie sie sich zu meiner Fingerspitze drehte, ich setzte mich hin, ich zog meine Bluse hoch, der harte, gierige Gaumen.

Sven stand in der Tür. Er sah mich, drehte sich um und ging.

Sie streckte mir die Arme entgegen, um ihn zu nehmen. Ich sagte, du bist müde. Du könntest auf ihm einschlafen, so dass er erstickt. Sieh ihn an, willst du auf diesem schönen, kleinen Gesicht eines Jüngleins einschlafen?

Sie war dünn, und es floss viel Blut.

Ich legte ihn an ihre Brust, aber er schrie und fuchtelte mit seinen kleinen, verkümmerten Armen. Er war hungrig. Das war ein gutes Zeichen. Aber sie war zu jung, sie hatte keine Milch für ihn. Sven musste sich auf den Weg machen und ein Fläschchen und ein Paket mit Muttermilchersatz besorgen. Der Junge war schwer, er lag auf meinem Schoß, ich war es, die ihm das Saugen beibrachte. Jedes Mal, wenn sie ihn anfasste, schrie er. Sie war zu jung, sie war selbst nicht mehr als ein Kind.

Dann geschah das Grauenhafte, der Junge hörte auf zu essen. Was macht man mit einem Kind, das nicht isst? Sie saß mit einem Löffel bei ihm, schob seinen kleinen Mund auf, was reinging, lief wieder heraus und hinter seinen Ohren hinab. Sie gab ihn dem Mädchen. Wärm du ihn, wenn du kannst. Aber das Mädchen befand sich jetzt in einem Dämmerzustand und bekam überhaupt nichts mehr mit.

Das Kind lebte vier Tage. Dann war nichts mehr zu machen.

Sie wickelte es in ein Leinentuch. Sven kam mit einem Karton, es waren Schuhe darin gewesen.

Das Kind war klein. Es war zu früh gekommen.

Er erzählte nie, was er mit dem Karton gemacht hatte.

19. KAPITEL

Seine Eltern standen schon am Fenster, als er kam. Er konnte sie für einen Moment hinter den Gardinen erkennen, sah, wie sie sich zurückzogen, damit er sie nicht entdeckte. Er wurde ärgerlich, konnte das Gefühl nicht unterdrücken.

In der U-Bahn hatte er Tulpen und eine Schachtel Weinbrandbohnen gekauft. Was schenkt man einem alten Mann? Für Bücher hatte er sich nie interessiert.

Seine Mutter nahm ihm die Jacke ab.

»Geh mit Papa schon einmal rein und setz dich, das Essen ist in einer Minute fertig.«

Das ganze Haus roch gut. Sie hatte Rouladen gemacht, sie wusste, dass dies sein Leibgericht war. Und große Salzkartoffeln. Und Erbsen und Götterspeise.

Sein Vater nahm sich eine Portion.

»Wie läuft es denn bei dir?«, fragte er. »Ist viel los im Hotel?«

»Es ist ein bisschen stressig gewesen.«

»Aber du arbeitest doch weiterhin nur nachts?«

»Schon. Aber die Nächte können mal mehr, mal weniger anstrengend sein.«

»Das verstehe ich nicht. Schlafen eure Gäste nachts etwa nicht?«

»Aber Kjell, denk doch mal ein bisschen nach, bevor du sprichst!«, mischte sich seine Mutter ein.

Er brauste auf.

»Ich weiß, was ich rede.«

Die Mutter sah Hans Peter an. Sie verzog das Gesicht.

»Wenn viele Gäste ankommen ... vielleicht auch Gäste aus

dem Ausland«, sagte Hans Peter, »hat man unter anderem eine Zeit mit den Pässen zu tun. Dann muss man noch verschiedene Auskünfte erteilen und ihnen vielleicht ein Taxi rufen, sie finden ja nicht immer den Weg.«

»So, so. Ja, ja.«

»Nimm doch noch eine von den Rouladen, Hans Peter!«

»Danke, Mama, gern. Es ist alles sehr lecker, du weißt wirklich, was mir schmeckt.«

Sie lächelte kurz.

Nach dem Essen half er ihr beim Abwasch. Sein Vater hatte sich vor den Fernsehapparat gesetzt, es lief irgendeine Sendung über Skilaufen.

»Er ist so reizbar und mürrisch geworden«, murmelte seine Mutter und spülte einen Teller ab.

»Tatsächlich?«

»Nichts ist ihm gut genug. Dabei gebe ich mir alle Mühe.«

»Ist er denn auch gesund?«

»Gesund? Ja, ich denke schon. Jedenfalls habe ich nichts Besonderes bemerkt.«

»Und du, Mama?«

»Was meinst du?«

»Bist du gesund?«

»Natürlich bin ich gesund, fit wie ein Turnschuh. Auch wenn man sich fragen kann, wieso eigentlich Turnschuhe besonders fit sein sollen. Aber das sagt man eben so. Nun ja, manchmal wird mir ein wenig schwindlig, aber das ist wohl normal in meinem Alter.«

Sie ging zum Schrank und holte eine Kaffeedose heraus.

»Ich habe eine Torte für ihn gebacken, so eine mit Schokolade, die er so gern mag.«

»Du verwöhnst ihn.«

Plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus.

»Aber Mama, was ist denn los?«

Er versuchte, sie in den Arm zu nehmen, aber sie entzog sich seiner Umarmung.

»Mama ... Ist es wegen Margareta?«

»Ja«, schluchzte sie.

So war es immer. An Geburtstagen und Feiertagen wurden die Erinnerungen stärker. Sie redete die ganze Zeit drumherum, aber es war da, und auf einmal brach es hervor.

Er wusste nicht, was er sagen sollte.

Seine Mutter stand vor ihm, zur Schranktür gewandt.

»Soll ich den Kaffee kochen?«, fragte er.

Da schüttelte sie sich ein wenig und drehte den Hahn auf.

Er war ungeduldig, trank seinen Kaffee und nahm zwei Stücke Torte. Wie immer, wenn er seine Eltern besuchte, stopfte er viel zu viel in sich hinein.

»Hätten wir nicht zum Kaffee noch etwas anderes haben sollen?«, murrte sein Vater.

»Aber Kjell, das haben wir doch, ich habe doch eine Torte gemacht.«

»Ich meine etwas anderes als Torte. Etwas, das ein wenig stärker ist.«

Er lächelte Hans Peter schelmisch zu.

»Oder was meinst du, Hans Peter? Aber vielleicht musst du heute Abend ja noch arbeiten?«

»Ja, muss ich«, sagte er schnell. »Aber ein kleines Glas kann ich mir sicher trotzdem genehmigen.«

Sein Vater verwahrte die Spirituosen in einem alten Schrank mit Bauernmalereien auf den Türen und Schrankwänden auf, den er einmal bei einer Auktion ersteigert hatte. Daraus holte er jetzt eine Flasche Whisky heraus. Er trug seine alte, graue Strickjacke mit Lederaufsätzen an den Ellbogen. Wie lange hatte er diese Jacke schon, sein ganzes Leben lang?

»Ich möchte nichts«, sagte seine Mutter.

»Möchtest du lieber etwas anderes? Einen Sherry?«

»Nein, danke.«

»Wo stehen denn die Gläser?«

»Sie stehen da, wo sie immer gestanden haben.«

Hans Peter stand auf.

»Ich hole sie, ich weiß, wo sie sind.«

Er wollte fort, er war von einem ihm bisher unbekannten Gefühl erfüllt, es ähnelte gespannter Erwartung, Sehnsucht. Die Luft zu Hause erstickte ihn, es fiel ihm schwer, auf dem Sofa des Wohnzimmers stillzusitzen.

Nach einem halben Glas Whisky wurde sein Vater redselig. Er begann, sich über die überhöhten Abfindungen für Manager auszulassen, das war sein Steckenpferd.

»In den Zeitungen liest man von Spitzenmanagern, die gefeuert werden, weil sie ihre Arbeit nicht gut machen. Aber das Eigenartige ist, dass sie nicht nur gefeuert werden, sondern auch noch eine saftige Belohnung dafür bekommen, Millionen Kronen für den Rest ihres Lebens, das ist doch nicht normal, ich habe meine Arbeit in all den Jahren ordentlich gemacht, und mein Rücken ist dabei kaputtgegangen, gerade weil ich meine Arbeit ordentlich gemacht habe, deshalb bekomme ich verdammt noch mal noch lange keine Millionen. Wie viel ist der Rücken eines Arbeiters wert? Nicht einen Pfennig. Aber diese Spitzenmanager, die sitzen in ihren feinen Sesseln und fahren in ihren feinen Luxusdienstkarossen durch die Gegend.«

»Das hast du schon tausendmal erzählt, Kjell, wir wissen, was los ist.«

»Man hat seinen Beitrag an die Gewerkschaft gezahlt, aber nicht einmal die Gewerkschaft ...«

Hans Peter wusste, dass einem nichts anderes übrig blieb, als in das gleiche Horn zu stoßen, was er auch tat. Er blieb noch etwa eine Stunde sitzen, dann stand er auf und sah auf die Uhr.

»Jetzt muss ich aber unbedingt los, wenn ich nicht zu spät kommen will. Tausend Dank für alles und noch einen schönen Geburtstag weiterhin!«

Zu spät fiel ihm ein, dass der Geburtstag schon gewesen war.

Er reichte seinem Vater die Hand. Sein Vater nahm sie und drückte sie fest. Er schien etwas sagen zu wollen. Dann aber räusperte er sich und schob die Hände in die ausgebeulten Taschen seiner Strickjacke.

»Alles Gute, HP, schön, dass du gekommen bist.«

»Nenn ihn bei seinem richtigen Namen«, sagte seine Mutter.

Die Mutter ging zu Hans Peter und umarmte ihn kurz. Sie war einen Kopf kürzer als er. Er betrachtete sie. Ihr Haar hatte begonnen, dünn zu werden. Er konnte die weiße Kopfhaut erkennen. Schnell drückte er sie an sich.

Hans Peter nahm den Pendelzug bis zum U-Bahnhof und spazierte anschließend zum Hotel. Es hatte aufgehört zu regnen, er sehnte sich nach frischer Luft.

Im Hotelfoyer war Ariadne gerade mit dem Aquarium beschäftigt. Sie war heute spät dran. Sie berichtete, dass ihre Tochter krank war und sie deshalb auf ihren Mann warten musste. Sie stand über das Aquarium gebeugt, trug eine blaue, hauteng sitzende Jeans.

Er nahm das Gästebuch und blätterte zerstreut darin.

»Was hat deine Tochter denn?«, fragte er.

»Ich glaube, es ist diese Grippe.«

Sie hing mit dem Arm im Aquarium, fuhr mit dem Schlauch über den Grund und saugte die dünnen, wurmförmigen Fäkalien der Fische auf.

»Ich habe Ulf gesagt, er soll große Fische kaufen«, sagte sie ärgerlich. »Er behauptet, dass sie sich hier nicht wohl fühlen würden. Das tun sie doch. Sie fühlen sich wohl, ich weiß es, ich habe Ulf gesagt, dass ich es weiß. Er sagte, nein, die Großen fühlen sich nicht wohl.«

Plötzlich ging sie ihm auf die Nerven. Er wollte endlich seine Ruhe haben. Er fragte sich, ob sie mit allen Zimmern fertig war, das war sie wahrscheinlich, das Aquarium machte sie immer zuletzt, bevor sie nach Hause fuhr.

»Sind die Zimmer alle fertig?«, fragte er.

Sie drehte sich um, und ihre Augen waren braun und fragend.

»Die Zimmer?«

»Ja?«

Er dachte, dass sie nicht solche hauteng sitzenden Hosen tragen sollte. Eine Frage schoss ihm durch den Kopf, wie war wohl ihr Mann? War er gut zu ihr?

»Schon gut«, sagte er gereizt. »Ich habe nur laut gedacht.«

Sie wandte sich wieder dem Aquarium zu, hatte Zeitungen auf dem Fußboden ausgebreitet, um nichts nass zu spritzen. Hans Peter hatte das Buch in seiner Tasche, jenes Buch, das er sich von Justine hatte ausleihen dürfen. Sobald Ariadne gegangen war, würde er hineinschauen. Er sehnte sich danach, es anfassen zu dürfen. Ein eigenartiges Gefühl hatte Besitz von ihm ergriffen, ein Gefühl von Feierlichkeit. Mit vorsichtigen Händen hatte er das Buch in seine Aktentasche gelegt, so als wäre es etwas Empfindliches und Zerbrechliches. Schon nach wenigen Tagen hatte er es ausgelesen gehabt, und nun malte er sich aus, wie er zu ihr zurückkehren und ihr das Buch zurückgeben

würde, er wollte die Zeit, in der das Buch bei ihm war, in die Länge ziehen, um sich vorstellen zu können, wie es sein würde, wenn er wieder zu ihr ging.

Das Buch hatte ihn tief berührt. Es handelte von einem Mann mittleren Alters, Dubin, der Biografien schrieb und eines Tages begann, sein eigenes Leben zu betrachten. Es gab eine Ähnlichkeit zwischen Dubin und ihm selbst, die ihn beunruhigte. So als hätte er nie wirklich gelebt, so als wäre das Leben dabei, ihm durch die Finger zu rinnen, ohne dass er etwas tun konnte, um es aufzuhalten. Er sehnte sich danach, mit Justine über das Buch sprechen zu dürfen, er kannte sie nicht, aber er hatte ihren nackten Fuß berührt, ihn auf seinem Schoß in den Händen gehalten und gewärmt.

Ariadne legte die Deckscheibe wieder auf und rollte den dicken, grünen Gummischlauch zusammen. Sie sah traurig aus.

»Ich kann die Zeitungen für dich wegräumen«, sagte Hans Peter.

Sie machte eine erschöpfte Geste.

Er hockte sich hin und faltete die Zeitungen zusammen. Sie waren nass, auf einer von ihnen lag eine schwarz gewordene und schmierige Wasserpflanze. Sie war bereits in der Küche, hatte das Wasser weit aufgedreht. Schuldgefühle stiegen in ihm auf. Er zwängte sich an ihr vorbei und schmiss die Zeitungen in den Papierkorb.

»Ist deine Tochter sehr krank?«, fragte er mit rauer Stimme.

»Fieber.«

»Grüß sie von mir. Sie soll zusehen, dass sie wieder gesund wird.«

Ariadne nickte. Er fasste sie sanft an den Schultern.

»Einen schönen Samstagabend wünsche ich dir. Bis Montag.«

Er hatte ihre Nummer gewählt. Er war im Grunde davon überzeugt gewesen, dass sie nicht im Telefonbuch stand, dass sie es vorziehen würde, eine Geheimnummer zu haben. Aber da hatte er sich getäuscht. Er murmelte die Nummer ein paar Mal vor sich hin, ohne sich dessen wirklich bewusst zu sein. Dann hatte er sie im Kopf.

Er empfing neue Gäste, gab ihnen ihre Schlüssel. Gegen zehn hob er langsam den Hörer und wählte Justines Nummer. Es klingelte fünfmal. Oh, mein Gott, schlief sie vielleicht um diese Zeit schon? Er wollte gerade wieder auflegen, als der Hörer abgehoben wurde. Es war vollkommen still.

»Hallo!«, sagte er vorsichtig.

Niemand antwortete.

Er meldete sich noch mal.

»Hallo. Ich würde gerne Justine Dalvik sprechen.«

Da knackte es an seinem Ohr. Die Verbindung war unterbrochen worden.

Nachdem er am nächsten Vormittag aufgewacht war, blieb er noch eine ganze Weile liegen. Im Schlaf hatte er sie vor sich gesehen. Sie balancierte über eine Reihe verteilt liegender spitzer Steine. Sie war barfuß und taumelte und rutschte. Über ihr kreiste der Vogel, unaufhörlich stürzte er auf ihren Kopf herab.

Er sah auch sich selber in diesem Traum. Sah, wie er herbeieilte und winkte. Wie er dies tat, um den Vogel zum Verschwinden zu bringen. Stattdessen erschreckte sich Justine über das Geräusch, fiel auf die geschliffen scharfen Steinkanten und schnitt sich den Hals ab. Er stand da und sah sie dort liegen, ihr Kopf hing nur noch an einem kleinen, dünnen Fleischfetzen. Tiefe Verzweiflung ergriff Besitz von ihm, die nicht völlig verschwunden war, als er erwachte.

Er stand auf. Draußen war es wärmer geworden, Regentropfen hingen am Fenster. Er stand eine Viertelstunde lang unter der Dusche. Dann wählte er wieder ihre Nummer.

Diesmal antwortete sie. Als er ihre Stimme hörte, brach ihm der Schweiß unter den Armen aus, plötzlich war er sprachlos.

»Hallo?«, sagt er ein wenig dämlich und fragend.

Sie klang, als wäre sie erkältet.

»Wer ist da, bitte?«

»Oh, Entschuldigung, ich bin es, Hans Peter. Erinnerst du dich überhaupt noch an mich?«

»Doch, natürlich erinnere ich mich.«

»Wie geht es dem Fuß?«

»Besser. Aber ganz in Ordnung ist er noch nicht.«

»Gut, ich meine, gut, dass es ihm besser geht.«

Sie lachte, begann aber sofort zu husten.

»Oh je. Hat dich jetzt auch noch die Grippe erwischt? Die Putzfrau auf der Arbeit, ihre Tochter ...«

»Nein, nein, überhaupt nicht. Ich bin nur noch etwas verschlafen.«

»Ich dachte nur ... dieses Buch.«

»Ja. Hast du es ausgelesen?«

»Ja.«

»Hat es dir gefallen?«

»Ich würde mich gerne ... einmal darüber unterhalten. Am liebsten mit dir und ... sozusagen ... Auge in Auge.«

Sie lachte leise. Er sah sie jetzt vor sich, die Hügel ihrer Wangen, ihr Nasenrücken voller Sommersprossen. Er wollte fragen, was sie anhatte, was sie gerade gemacht hatte, als er anrief, was sie sich wünschte.

»Dann komm doch her«, sagte sie. »Dann machen wir das.«

Sie hatte eine schwarze Strumpfhose und einen Pullover angezogen, der ihr bis zu den Knien ging. Oder vielleicht war es auch ein dickes Strickkleid, er kannte sich da nicht so aus. Ihre Fingerspitzen waren eiskalt.

»Es ist so kalt im Haus«, sagte sie. »Ich heize und heize, aber es scheint nichts zu nützen.«

»Ich finde es nicht kalt.«

»Nicht?«

»Nein, im Gegenteil. Aber ich bin auch ziemlich schnell gegangen, ich bin wohl in Wallungen geraten.«

»Was darf ich dir anbieten?«, fragte sie.

Sie gingen in die Küche. Ihm fielen zwei Gläser auf, die auf der Spüle standen. Es war Rotwein in ihnen gewesen. Er verlor etwas von seinem Elan.

»Ich selber hätte große Lust auf heißen, schwarzen Kaffee, ich werde Kaffee kochen, möchtest du auch einen?«

»Ja, gern.«

Justine hatte eine Socke über ihren verletzten Fuß gezogen. Er bemerkte, dass ihr das Gehen immer noch schwer fiel. Sie stand jetzt vor ihm und füllte einen Melittafilter mit Kaffeepulver. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Spüle und atmete tief durch.

»Wenn ich ehrlich bin, brauche ich einen Kaffee, um überhaupt wieder Mensch zu werden«, sagte sie. »Es ist gestern etwas spät geworden. Ich habe einen Kater.«

Seine Hände zuckten, er blickte zu den Gläsern.

»Was ist los, hast du noch nie einen Kater gehabt, Hans Peter?«

»Doch, sicher. Aber es ist schon eine ganze Weile her.«

»Ich mag es eigentlich nicht, der ganze nächste Tag ist mehr oder weniger im Eimer.«

»Aber wenn man am Abend vorher seinen Spaß hatte, dann ...«

»Nicht einmal dann mag ich es.«

»Hast du eine Party gefeiert?«

»Nein, das nicht gerade. Eine Freundin war zu Besuch. Ein Mädchen aus meiner Schulzeit, wir waren Klassenkameradinnen.«

Er wurde von überschäumender Freude erfüllt, sein Bauch zog sich zusammen, sein Gesicht entspannte sich.

»Jetzt setz dich doch mal hin«, sagte er. »Ich werde mir deinen Fuß ansehen.«

Sie ließ die Arme hängen.

»Willst du nicht?«

»Doch ...«

»Mit Verstauchungen sollte man nicht scherzen.«

»Können wir das nicht oben machen? Nimmst du das Tablett mit den Kaffeetassen?«

»Und der Vogel? Wo ist der?«

»Der hockt bestimmt irgendwo und döst.«

Die Bibliothek war verstaubt und unaufgeräumt. Er sah die Ränder von Gläsern auf dem Tisch. Am Fenster stand ein kleiner Blumentopf mit Krokussen. Der Vogel war nirgends zu sehen.

»Hier ist alles noch etwas durcheinander, wie du siehst«, sagte sie.

»Das macht doch nichts. Du solltest erst einmal sehen, wie es bei mir zu Hause aussieht.«

Er stellte das Tablett ab und zog die Stühle zusammen, so dass sie sich gegenüberstanden.

Sie hatte sich die Zehennägel rot lackiert. Er sah es, als er die Socke ausgezogen und die elastische Binde abgewickelt hatte. Es zuckte in ihrem Fuß, sie sagte, sie sei kitzlig.

Er sah die Abdrücke der Binde auf ihrer Haut. Sie glichen kleinen Wällen, und er folgte ihnen mit den Fingerspitzen, schloss seine Hand um ihre Ferse. Sie war weich und ohne raue Stellen.

»Er kommt mir fast geschwollener vor als beim letzten Mal«, sagte er.

»Ich habe ihn wohl zu sehr angestrengt. Das lässt sich kaum vermeiden.«

»Vielleicht sollte der Verband nicht so eng sitzen.«

»Nein, vielleicht nicht.«

»Justine«, sagte er. »Darf ich dich etwas fragen? Einfach so. Hast du auch manchmal das Gefühl, dass das Leben an dir vorbeiläuft?«

»Ja ... Ich glaube schon.«

»Wenn ich einmal nicht mehr bin ... Kein Aas wird sich an mich erinnern oder wissen, wer ich war.«

»Das wird bei mir nicht anders sein, denke ich.«

»Du hast keine Kinder, oder?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Die Leute werden sich deiner wenigstens als der Enkeltochter des Mannes erinnern, der den Sandy-Konzern gegründet hat.«

Sie lächelte ein wenig, ihre Oberlippe war fein und graziös geschwungen, die Unterlippe rau.

»Und?«, sagte sie. »So what?«

»Nicht einmal, wenn man Kinder bekommen hat, ist es natürlich sicher, dass man im Gedächtnis haften bleibt. Aber man wäre doch zumindest so etwas wie ein Schöpfer gewesen. Ein Teil von einem würde irgendwie weiterleben ... und so

weiter bis in die nächste Generation, wenn auch nur ansatzweise.«

»Man kann auch ein gutes Leben führen, ohne ein Schöpfer zu sein.«

»Ja, das stimmt schon.«

»Warum hast du keine Kinder bekommen?«

»Es sollte wohl nicht sein.«

»Wieso nicht?«

»Ich war längere Zeit verheiratet, aber, nein. Daraus wurde nichts. Sie hat später wieder geheiratet und einen ganzen Haufen Kinder bekommen. Vielleicht stimmt mit mir ja was nicht, vielleicht kann ich nicht.«

Seine Hände hatten begonnen, sich über ihren Fußrücken zu bewegen. Sie machte keine Anstalten, den Fuß zurückzuziehen. Sein Mittelfinger schob sich unter die Kante der Strumpfhose. Er fühlte ihre Wade darunter, kühl und glatt an seinem Finger.

»Und du?«, sagte er leise. »Warum hast du keine Kinder bekommen?«

»Ich bekam einmal ein Kind. Es starb nach ein paar Tagen.«

»Oh.«

»Das ist schon so lange her.«

Er zog seine Hände zurück, aber sie ließ ihren Fuß liegen. Mit den Zehen tippte sie ihn ein wenig an.

»Es war schön, deine Hände zu spüren«, sagte sie. »Das hat mir gefallen.«

Hans Peter lächelte sie an.

»Übrigens, ich muss dir etwas erzählen, ich habe diese Nacht von dir geträumt.«

»Ist das wahr?«

»Ja.«

»War es ein ... schöner Traum?«

»Offen gesagt, nein. Es war eher ein schlimmer Traum, in dem du zu Schaden gekommen bist.«

Sie erstarrte.

»Tatsächlich ... Was habe ich getan?«

»Oh, du bist über gefährliche Steine gegangen, auf ihnen gestolpert und gefallen.«

»Es ist eigenartig ... Ich habe oft an dich gedacht, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben«, flüsterte sie. »Ich habe mich so gefreut, als du angerufen hast. Es sah ganz danach aus, als würde es ein schwerer Tag für mich werden. Aber jetzt ist alles ganz anders.«

»Justine«, sagte er. »Hast du jemanden, eine Beziehung oder so?«

»Nein ...«

»Ich habe auch an dich gedacht ... mich danach geseht, hierher zu kommen. Aber wenn du schon jemanden hast, wenn du gebunden bist ...«

»Nein«, unterbrach sie ihn. »Es gibt niemanden. Was war, ist für immer vorbei.«

Er stand auf und stellte sich hinter sie, streichelte ihre Schultern, ihren Hals. Sie streckte die Arme hoch und hielt ihn fest. Er trat zurück, sie hielt weiter fest, ihr Stuhl stand nun auf zwei Beinen. Vorsichtig ging er in die Knie und senkte den Stuhlrücken, bis er den Fußboden erreichte.

Sie lagen nebeneinander auf dem Teppich. Ihre Augen trafen sich, keine Spur von Scheu oder Fremdheit.

»Wenn nur der Vogel jetzt nicht kommt«, sagte er leise.

»Hast du Angst vor ihm?«

»Angst will ich nicht sagen. Ich fühle mich unsicher in seiner Nähe.«

»Das brauchst du nicht. Er tut uns nichts.«

»Sicher?«

»Sicher.«

»Ich glaube, er war auch in meinem Traum ...«

»Er ist mein Freund. Dann ist er auch dein Freund.«

»Jetzt werde ich dich etwas fragen, und vielleicht knallst du mir dann eine. Tust du das?«

»Das glaube ich nicht. Probier es aus!«

»Darf ich dich ausziehen, Justine?«

Ihre Augen waren hell. Er zog ihr den dicken Pullover über den Kopf und faltete ihn zu einem Kissen zusammen. Dann führte er seine Hand auf ihren Rücken und öffnete ihren BH. Ihre Brüste waren klein, die Brustwarzen flach. Er beugte sich über sie, berührte sie mit den Lippen.

»Sie sind schüchtern ...«, flüsterte er. »Sie trauen sich nicht hervor.«

Dann sah er ihre Arme.

»Was hast du gemacht, Justine, hast du mit einem Tiger gekämpft?«

»Fast«, murmelte sie. »Ein Kater hat mich diese Nacht vor der Tür angesprungen, als ich den Müll rausbringen wollte. Er war vollkommen verrückt.«

»Was ist passiert? Wie bist du ihn wieder losgeworden?«

»Ich musste ihn mir regelrecht vom Leib reißen. Vielleicht hat ihn der Vogel gestört. Ich hatte Angst, der Vogel könnte ihn sehen und Angst bekommen. Als er gerade geschlüpft war, wäre er fast von einer Katze gefressen worden.«

»Ungewöhnlich, dass eine Katze einfach so einen Menschen anspringt ... Wenn sie nun die Tollwut hatte?«

»Quatsch, in diesem Teil von Schweden gibt es keine Tollwut.«

»Hauptsache, du hast dir nichts geholt, Wundstarrkrampf.«

»Keine Sorge, ich bin geimpft.«

Sie drehte sich zu seiner Achselhöhle.

»Küss noch mal meine Brustwarzen ... locke sie ans Licht.«

Er beugte sich herab, mit der Zungenspitze fühlte er, wie sie fest wurden und sich aus ihren Versenkungen erhoben.

Dann waren ihre Finger da, geschmeidig und suchend, sie waren jetzt warm, lagen an seiner Hüfte, fanden die Schnalle seines Gürtels. Das leise klickende Geräusch, als sie sich öffnete. Sein Glied hob sich gegen ihren Unterarm. Er hörte ein Rauschen um seine Ohren, es schien aus ihm selber zu kommen. Ihre Hand legte sich um das Glied, hielt es fest, maß seine Kraft.

»Warte«, flüsterte er. »Es ist schon so lange her bei mir, warte ... Es darf nicht zu schnell gehen.«

Er zog ihr die Strumpfhose und den Slip aus. Sie war kräftig gebaut und voller Rundungen, er packte sie an der Taille und hob sie auf sich. Auf ihm liegend ließ sie ihre Zunge über sein Gesicht gleiten.

»Ich mag deinen Geschmack«, sagte sie und als sie sprach, spürte er, wie das Geräusch sich aus ihrem Brustkorb in seinen übertrug. »Ich mag deinen Geruch, und dieses Weiche am Kinn ... das da ist, kurz bevor die Bartstoppeln hervorsprießen.«

Er streichelte ihren Rücken und ihren Hintern und die weiche Haut dazwischen, wo die Schenkel ansetzen.

»Du?«, flüsterte er.

»Mmmm.«

»Ich möchte, dass du etwas weißt. Ich bin nicht deshalb hierher gekommen, ich bin nicht gekommen, um mit dir zu schlafen.«

»Nein, nein ...«

»Du darfst nicht glauben, dass ich nur auf eine Nummer aus war oder so ...«

»Bist du das denn nicht?«

Sie rollte über ihn auf den Rücken und nahm seine Hand mit, führte sie ihren Bauch herab. Ihr Haar dort unten war weich und gekräuselt, er bekam Lust, es zu sehen, er setzte sich auf. Es war blond wie die Haare auf ihrem Kopf. Sein Finger fuhr hinein in das Blonde, sie war nass an den Schenkeln, diesen kräftigen, vollen Schenkeln, sie war üppig und fließend, hatte die wogenden Konturen einer Urfrau, sie glich einem jener Modelle, die er auf den Bildern älterer Meister gesehen hatte. Venus, der Raub der Sabinerinnen, wie sie zwischen den Pferden hingen, ihre Schleier und ihre blasse Haut. Er zog sich die Kleider aus und lag nackt wie sie auf dem Boden. Da setzte sie sich in die Hocke, und er sah ihren Bauch von unten, auf den Füßen hockend senkte sie sich auf ihn herab, er dachte an ihren Fuß, er dachte an Aids, er dachte: zum Teufel damit. Sie war warm und erregt, ihr Inneres presste sich um seine Eichel, massierte sie, der kräftige, glatte Muskel, er sah die fleischige Wand vor sich, wie sie ihn umschloss und an ihm saugte, er packte ihre Hüften und kam in einem Krampf, der ihm die Tränen in die Augen schießen ließ. Irgendwo in weiter Ferne hörte er sie schreien, sie ritt ihn wie ein Tier, sie stemmte die Fersen in seine Seiten und schrie zur Decke hinauf.

Sie hatten sich in ihr Bett gelegt. Justine hatte eine Decke über sie gebreitet, hielt ihn in den Armen, strich ihm unablässig über den Kopf. Der Vogel saß auf seinem Ast, das eine Bein angezogen. Er gab ein paar Geräusche von sich, würdigte sie ansonsten keines Blickes.

»Hoffentlich ist er nicht eifersüchtig«, flüsterte Hans Peter.

»Nein, er will, dass es mir gut geht. Wenn ich jemanden mag, mag er ihn auch. Er spürt, was ich ausstrahle.«

»Und wenn du jemanden nicht magst?«

Sie lachte glucksend.

»Ja, da kann es richtig übel ausgehen ...«

»Justine«, sagte er und ertappte sich dabei, ihren Namen aussprechen zu wollen. Immer wieder wollte er ihn aussprechen, ihn zu einem Teil seiner selbst werden lassen.

Ihre Lippen an seinem Nacken, an seinem Rückgrat.

»Justine ... Du warst eben so schön, du hast es mir so wunderbar gemacht.«

»Du aber auch.«

»Wie viel von deinem Leben willst du für dich behalten?«

»Wie meinst du das?«

»Ich möchte dich kennen lernen. Ich sehne mich danach, alles über dich zu erfahren. Ich fühle mich so leicht und heiter, ich kann mich nicht erinnern, so etwas schon einmal gefühlt zu haben.«

»Doch«, flüsterte sie. »Doch, das hast du bestimmt.«

Insgeheim hatte er sich gewünscht, sie würde auf die gleiche Art antworten, dass auch sie noch nie für einen anderen Mann das Gleiche empfunden hatte. Er erinnerte sich an ihre Worte, eine Beziehung, die es nicht mehr gab.

»So ganz am Anfang zu stehen ...«, flüsterte er. »All das Schöne noch vor sich zu haben ... Wünsche, Hoffnungen.«

Sie antwortete nicht. Er lag in ihren Armen, aber sie änderte ihre Lage nicht. Er wand sich los und betrachtete sie. Die blonden Augenbrauen, der Streifen aus Sommersprossen auf Wangen und Nasenrücken, die kleinen und kindlichen Brüste. Seine Hand glitt an ihrem Brustbein herab, die Haut war feucht von ihrem und seinem Schweiß.

»Justine, Liebste ... Bin ich zu schnell, nehme ich die Dinge zu sehr als gegeben?«

»Nein«, murmelte sie. »Nein, ich glaube nicht.«

Er sprach weiter.

»Diese Lust, diese Begierde ... Aber es ist nicht nur das. Es ist auch etwas anderes, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das ich so noch nie bei jemand anderem erlebt habe, nicht einmal bei meiner Exfrau ... nein, absolut nicht. Schon als du dort im Schnee saßt, schon damals wusste ich, dass etwas mit dir war, was ich nicht wieder loslassen durfte. Kannst du mich nicht in dich eindringen lassen, in das, was du bist, und das meine ich jetzt nicht nur physisch.«

Aber noch während er sprach, spürte er, wie sich seine Beckenmuskeln zusammenzogen, wie das Glied, das ermattet auf seinem linken Schenkel gelegen hatte, wieder begann, sich mit Blut zu füllen. Sie merkte es auch, sah zu ihm herab und lächelte vorsichtig. Ihre Hand legte sich dort unten zurecht, er wuchs an der Innenseite ihres Handtellers, tu es, Justine, ja ... tu es ... noch einmal.

Sie sagte, sie müssten essen. Er lieh sich ihren Morgenrock, sie selbst zog sich ein langes, grünes Kleid über. Sonst nichts. In der Küche briet sie Schinken und Eier.

»Man bekommt Hunger, wenn man einen Kater hat«, sagte sie. »Ich versuche zwar im Moment, etwas abzunehmen, aber jetzt bin ich so hungrig, dass ich mich leider nicht mehr beherrschen kann.«

»Nimm bitte nicht ab«, sagte er. »Du sollst bleiben, wie du bist.«

Der Vogel war mit ihnen hinuntergefliegen. Sie gab ihm das Gleiche zu essen wie ihnen selbst, und er schluckte gierig.

Justine schenkte ihnen Bier ein. Sie saßen an dem kleinen Küchentisch und schauten den Hang hinauf. Es hatte inzwischen aufgehört zu regnen, er hörte, wie er selbst begann, über das Wetter zu reden. Die Banalität daran störte ihn, aber er konnte es nicht lassen.

»Richtig Winter wird es wohl nicht mehr«, sagte er. »Die Seen sind zwar noch von einer Eisschicht bedeckt, aber die bricht bestimmt bald auf. In der Zeitung stand etwas über einen Mann, der draußen auf dem Mälarsee ertrunken ist.«

»Sie haben gestern nach ihm gesucht. Aber dann müssen sie ihn gefunden haben.«

»Ich verstehe nicht, dass die Leute sich auf ein solches Risiko einlassen.«

»Nein, das ist wahr.«

»Ich frage mich gerade ... Hast du hier mit diesem Mann gewohnt? Mit dem es jetzt aus ist?«

»Nein«, sagte sie leise. »Habe ich nicht. Er hatte eine Wohnung in der Stadt.«

»Wart ihr lange zusammen?«

»Mehr als ein Jahr.«

»Warum war dann Schluss?«

Sie tippte ein paar Krümel an, fegte sie zu einem kleinen Haufen auf dem Tisch zusammen.

»Er ... Es ist ihm etwas zugestoßen ... Wir führen zusammen in den Regenwald, den Dschungel. Er hatte so viele Ideen, unter anderem wollte er Abenteuerreisen für Europäer organisieren, du weißt schon, mit langen Aufenthalten im Dschungel, man sollte da draußen schlafen und wohnen, eine Menge Strapazen. Ich kam mit, er wollte eine Route planen und Kontakte zu den Einheimischen knüpfen. Aber dann ... geschah etwas ... Oh, ich möchte lieber nicht darüber sprechen!«

2. TEIL

1. KAPITEL

Sie wurde von einem Geräusch geweckt, einem Klopfen, und war sofort hellwach. Angespannt und gerade auf dem Rücken liegend hatte sie geschlafen, die Arme fest an den Körper gepresst. Ihr Körper war schweißgebadet, sie bekam eine Gänsehaut.

Sie sah sich im Zimmer um, Nathan war nicht mehr da.

Es klopfte erneut, dann wurde die Tür geöffnet.

Eine Frau stand an ihrem Bett. Sie trug ein Tuch auf dem Kopf, das bis in die Stirn hing und auch die Schultern bedeckte. Sie starrte Justine an.

»Cleaning!«, sagte sie auffordernd.

»Cleaning? No, you don't have to clean up, it is not necessary.« Justine saß an die Wand gelehnt, die Decke bis unter das Kinn gezogen. Curryduft zog zur Tür herein. Von der Straße waren Motorengeräusche und hämmernde Schläge zu hören, als wäre ein riesiger Hammer gerade dabei, etwas in den Asphalt zu treiben.

Die Frau verzog das Gesicht, drehte sich um und verschwand wieder. Die Tür schlug zu.

Justine stand vorsichtig auf. Ihr war schwindlig. Sie ging in die Dusche, hatte entsetzliche Kopfschmerzen. Auf dem Fußboden lag ein Blatt Papier, und als sie auf der Toilette saß, sah sie, wie eine Eidechse darunter kroch und sich versteckte. Auf dem Blatt stand etwas geschrieben. Sie las:

*Bin für ein paar Stunden draußen. Bis heute Nachmittag.
Kuss.*

Sie traute sich nicht, das Blatt zu berühren, zog ihren Slip aus und legte ihn aufs Bett. Sie hatte panische Angst, die Eidechse könne hineinkriechen und es sich dort bequem machen. Es gab

nur ein Handtuch. Nathan hatte es benutzt, es hing über dem Stuhl. Zwischen Wand und Dach, zum Hotel hin, war eine Lücke. Sie hörte schrille Frauenstimmen, die in einer fremden Sprache schnell daherredeten.

Unter dem lauwarmen Wasser der Dusche wusch sie sich gründlich. Sie war wund gegessen, und ihr taten alle Knochen weh. Die Reise hatte fast dreißig Stunden gedauert. In London mussten sie in einer engen und verrauchten Lounge warten, quengelnde Kinder, zu wenig Sitzplätze. Sie hätte eigentlich auf Toilette gemusst, wagte aber nicht, die Lounge zu verlassen, weil sie Angst hatte, das Boarding zu verpassen. Als sie es Nathan sagte, merkte sie, dass er gereizt wurde.

Sie mussten kreuz und quer durch die gewaltige Abfertigungshalle laufen, bis sie das richtige Gate gefunden hatten. Nathan passte es nicht, die Situation nicht unter Kontrolle zu haben. Es passte ihm nicht, fragen zu müssen.

Im Flugzeug bekamen sie Plätze, die weit entfernt voneinander lagen. Nathan verschlug es zwischen die Raucher. Sie selbst landete neben einem zierlichen belgischen Paar in eleganten Kleidern. Sie fühlte sich dick und fett. Sie drehte sich um und suchte nach Nathan, sah ihn aber nicht. Dann stoppte sie eine der jungen Stewardessen, die in ihren hübschen Kleidern durch die Reihen glitten. In holprigem Englisch erklärte sie, dass sie gerne den Platz tauschen würde. Die Stewardess hieß Hana, der Name stand auf einem kleinen Schild an ihrer Brust. Hanas Lippen bewegten sich, sie waren sorgfältig geschminkt. Hanas Lippen machten ihr klar, wenn sie den Platz tauschen wolle, sorry, müsse sie die Sache schon selber in die Hand nehmen.

Der belgische Mann hörte zu.

»Your husband?«, fragte er teilnahmsvoll.

»Yes.«

Der Mann schüttelte düster den Kopf.

»Very long journey«, brummte er.

Sie dachte, dass sie es nicht ertragen würde, mit diesen Fremden konfrontiert zu werden, Englisch sprechen zu müssen, den Versuch zu machen, neben ihnen zu schlafen, sich nach Nathan zu sehnen. Sie stand im Gang, und es war eng. Sie ging nach hinten, Nathan saß eingeklemmt in der mittleren Reihe. Er lächelte gequält.

»Diese verdammte Fluggesellschaft«, sagte er.

»Ich habe sie gebeten, uns zu helfen, sie haben gesagt, das müssten wir selbst in die Hand nehmen.«

»Ich habe alle gefragt, die neben mir sitzen. Aber sie wollen nicht tauschen, sie sind Raucher.«

Die Chefstewardess zwängte sich mit ein paar Kissen an ihr vorbei.

»Es ist besser, du gehst jetzt und setzt dich hin«, sagte Nathan.
»Du stehst im Weg.«

Sie nahmen ein Taxi zum Hotel. Die Hitze war brütend und sie überraschte sie. An einer Hauswand sah sie ein riesiges Thermometer, es zeigte 34 Grad Celsius im Schatten. Sie suchte im Rucksack nach ihrer Sonnenbrille, fand sie aber nicht. Als sie durch die Vororte fuhren, versuchte sie sich einzureden, die Stadt sei schön, und sah sich die Palmen und die Sträucher mit den großen, roten Blüten an, die auf dem Mittelstreifen wuchsen. Sie war so müde, dass ihr schlecht war.

Das Autoradio war an, Musik, unterbrochen von Gesprächen. Es klang wie eine hitzige Diskussion. Sie verstand kein Wort. Nathan saß auf dem Beifahrersitz. Die Rucksäcke lagen neben ihr auf der Rückbank. Sie hatten sie in einem Secondhandladen für Campingbedarf für einen Fünzfziger das Stück gekauft. Das war ein Teil von Nathans Konzept. Die Teilnehmer seiner Gruppen sollten bei der Anschaffung billiger Ausrüstung beraten werden. Es sollten keine Reisen nur für Reiche werden.

Er hatte ihr beigebracht, wie man sich den Rucksack umgurtet, ihr mit den Schnallen geholfen und ihr gezeigt, wie man die Gurtenden umschlug, damit sie mit einem Ruck geöffnet werden können. Ein Name stand mit Kugelschreiber geschrieben auf der Innenseite der Rucksackklappe. Bo Falk. Er hatte ihn früher besessen, eine kurze Zeit lang. Sie stellte ihn sich als einen kurz geschorenen, flaumigen Jüngling vor, fragte sich, ob er mit seinem Leben zufrieden, ob er glücklich war.

Am Abend vor ihrer Abreise hatte Nathan ihr ein Maskottchen geschenkt. Es war ein zotteliges Tier, das wie ein Bär aussah, sie hatten es an einem der Riemen befestigt. Das Tier würde sie im Dschungel begleiten. Und wenn sie zurückkehrten, würde es einen Platz am Kopfende ihres Betts bekommen, als ständige Erinnerung daran, was sie geschafft und durchgestanden hatte.

»Das wird hart, Justine, bist du sicher, dass du mitkommen willst?«

Sie war sich sicher.

Ihre Augen wurden von dem grellen, weißen Licht geblendet. Wie Schatten sah sie auf den Vordersitzen Nathan und den Taxifahrer, wie sie mit den Händen fuchtelten und gestikulierten. Nathan drehte sich zu ihr um.

»Wie geht's?«

»Gut«, flüsterte sie. »Aber etwas benommen.«

»Weißt du, was der Fahrer sagt? Er sagt, es gebe kein Hotel, das so heißt. Aber ich weiß genau, dass er Unrecht hat. Er wird nachgeben müssen.«

»Vielleicht hat es ja zugemacht?«

»Unsinn! Er will mich ausnehmen, das ist alles.«

Überall wurde gebaut. Halb fertige Wolkenkratzer ragten in den Himmel, spiegelnde Fenster und Glasfronten. Die Straßen waren voller Autos und Motorroller, Helme auf flatternden Kopftüchern. Schließlich bog das Auto auf ein kurzes Stück

Straße zwischen aufgerissenen Bürgersteigen und Erdhaufen ab. Der Taxifahrer deutete.

»Hotel Explorer?«, sagte er mürrisch.

Ja, da war es. Nathans triumphierender Blick. Er klopfte dem Taxifahrer auf die Schulter. Der Mann zuckte zusammen, als hätte man ihn geschlagen.

Auf dem Bürgersteig vor dem Hotel lag ein schon etwas größerer Junge. Im ersten Moment glaubte Justine, er wäre tot. Dann sah sie, dass sein Brustkorb sich hob. Seine Füße waren nackt und schwarz. Justine wollte zu Nathan eine Bemerkung über diesen Jungen machen, aber er war schon dabei, ihr Gepäck hineinzutragen. Sie bekamen einen Schlüssel, Zimmer Nummer 15, oberste Etage.

Sie war zu müde, um darauf zu achten, wie das Zimmer aussah. Es war recht dunkel, das war angenehm. Nathan schaltete den großen Deckenventilator ein, der sich quietschend in Bewegung setzte. Er zeigte auf das Bett, das der Wand am nächsten lag.

»Du siehst aus, als würdest du jeden Moment zusammenklappen. Leg dich hin.«

»Hast du den Jungen auf der Straße gesehen? Der einfach dalag. Wenn er nun krank ist?«

»Ja.«

»Einfach so auf der Straße zu liegen. Zwischen all den Menschen. Und niemand scheint das zu kümmern.«

»Die Welt ist voller armer Menschen.«

Sie lag auf dem Rücken, nur im Slip, der Ventilator drehte sich und lief. Nathan küsste sie auf die Wange. Seine Stirn war von kleinen Schweißperlen bedeckt.

»Ich nehme eine Dusche«, sagte er. »Schlaf ein bisschen. Vielleicht gehe ich auch was raus.«

Nein, dachte sie. Lass mich nicht allein. Bleibe hier an meiner Seite und sei jede Sekunde bei mir.

Nathan hatte die meiste Zeit während des Flugs geschlafen. Er hatte nie Probleme zu schlafen. Er hatte ihr erklärt, dass sie während ihres Wehrdienstes lernen mussten, sogar im Stehen zu schlafen, wenn es nicht anders ging. Es kam darauf an, mit seinen Kräften Haus zu halten. Von Zeit zu Zeit war sie an seiner Reihe vorbeigegangen, um die Blutzirkulation wieder in Gang zu bringen. Er hatte sich die Decke über den Kopf gezogen. Einmal bewegte er sich, und sie glaubte, dass er sie ansehen würde. Aber er schlief.

Sie fragte sich, wie viel Uhr es war. Mitten am Tag, vielleicht ein oder zwei Uhr. Zu Hause war es jetzt früher Morgen. Sie dachte ein wenig sorgenvoll an den Vogel, aber er hatte den ganzen Speicher voller Futter, es würde schon gut gehen.

Ihre Hose hing an einem Haken, zerknittert und noch ein wenig feucht. Sie roch an ihr. Sie selbst war wieder verschwitzt. In der großen Reisetasche lag ihr Rock, auch er war zerknittert und schnitt ihr in den Bauch. Sie suchte sich noch ein T-Shirt heraus, und als sie sich im Spiegel sah, begann sie zu weinen.

Das Hotel war wie ein Patio gebaut, mit einem überdachten Innenhof. Als sie aus ihrem Zimmer trat, konnte sie alle Etagen überblicken. Ganz unten auf dem Steinfußboden lagen Wäschehaufen. Eine Frau stand mit einem Wischer auf der Treppe. Als Justine an ihr vorbeiging, schaute sie weg.

Langsam ging sie die Treppen ganz hinunter. Auf einem Absatz entdeckte sie einen kleinen Hausaltar mit Räucherstäbchen und Kerzen. Sie atmete den säuerlichen Geruch ein.

Das hier ist so weit weg von zu Hause, wie man überhaupt kommen kann, dachte sie. Vor Müdigkeit fühlte sie sich ganz leer.

Im Hotelfoyer saß ein hoch gewachsener Mann in einem gemusterten, kurzärmeligen Hemd, das ihm am Rücken klebte. Ein Tischventilator auf dem Tresen kühlte seine glänzende Stirn. Justine gab ihm den Zimmerschlüssel und fragte, ob er ihr helfen könne, Geld zu tauschen.

»No, no«, antwortete er und zeigte auf die Straße hinaus.

Draußen stand die Hitze wie eine glühende Wand. Da musste sie durch, musste sich Geld besorgen und etwas in den Magen bekommen, Wasser und etwas Essbares. Der Junge, der dort gelegen hatte, war fort, was sie erleichterte. Sie begann, in die Richtung zu gehen, in die der Portier gezeigt hatte. Der Verkehr war lebhaft, die Luft schwül. Das gleißende Licht trieb Tränen in ihre Augen. Es war wie ein Schwindel, ein surrendes, staubendes Inferno mit Straßen, die in alle Richtungen führten, wie Labyrinth. Sie folgte der Straße, die sie für die Hauptstraße hielt, glaubte schließlich, ein Schild mit dem Wort Bank zu sehen. Sie bog nach rechts ab, versuchte sich einzuprägen, wie die Häuser und die Schaufenster aussahen.

Es war keine Bank. Es war eine Art Büro, sie sah, wie sich drinnen, hinter den spiegelnden Scheiben, Männer bewegten. Sie griff nach der Klinke, aber die Tür war verschlossen.

Sie stellte sich zwei Frauen in farbenfrohen Kleidern und Tüchern in den Weg.

»Excuse me ... but where can I exchange my money?«

Sie schoben das Kinn vor, die gleiche ratlose Geste bei beiden.

Sie musste umkehren, wusste aber plötzlich nicht mehr, wo sie war. Alles sah gleich aus, die gleichen Schaufenster, die gleichen Autos, die gleichen Häuser. Es wurde ihr ein wenig schwarz vor Augen, alles drehte sich, Gerüche und Geräusche und Durst.

Sie hörte, wie jemand ihren Namen rief. Sie hob den Blick, sah aber nichts, geblendet durch Hitze und Sonne. Ein Taxi hatte angehalten, eine Autotür wurde geöffnet.

»Justine, was machst du denn hier?«

Nathan.

Sie klammerte sich an seine Hemdtasche, hörte ein raschelndes Geräusch, als die Nähte rissen.

»Beruhige dich!«, sagte er.

Er führte sie zum Auto, half ihr hinein.

Oben in ihrem Zimmer reichte er ihr Wasser aus einer großen Plastikflasche.

»Du darfst verdammt nochmal nicht auf die Straße gehen, ohne Wasser bei dir zu haben«, ermahnte er sie. »Du solltest erwachsen genug sein, um das zu wissen.«

»Ich hatte kein Geld in der Landeswährung«, zischte sie zurück, und das war der Anfang ihres ersten Streits.

»Du hättest den Typen vom Hotel bitten können. Du hättest es auf die Zimmerrechnung setzen lassen können.«

»Und du, du hättest hier bei mir bleiben können, statt einfach abzuhausen.«

»Ich wollte dich nicht wecken. Du hast doch gesagt, dass du während des Flugs kein Auge zugemacht hast. Nur weil ich Rücksicht auf dich nehmen wollte, habe ich mich allein auf den Weg gemacht.«

Sie kauerte sich auf dem Bett zusammen und weinte lauthals.

»Aber Justine ... Außerdem weißt du doch, dass ich hier die Lage sondieren muss.«

»Damit musstest du doch nicht sofort anfangen.«

»Doch, das musste ich sehr wohl. Ich hatte ein paar Appointments. Ich bin nämlich hier, um zu arbeiten, das ist keine beschissene Ferienreise, falls du das geglaubt haben solltest.«

Sie lag da in ihrem verknitterten Rock, und der Bund scheuerte an ihrer Taille. Ihre Finger waren von der Hitze geschwollen.

Sie dachte, wenn sie miteinander schliefen.

Aber als sie ihn berührte, zuckte er zurück.

Sie hatte ihn beim Zahnarzt getroffen, zu einer Zeit, als sie oft dorthin musste. Sie hatte Probleme mit einer Brücke. Jedes Mal, wenn sie das Wartezimmer betrat, saß er bereits da, und schließlich mussten sie beide lachen.

»Es hat fast den Anschein, als wolle unser Zahnarzt uns verkuppeln«, sagte er.

Er war ein paar Jahre älter als sie. Er hatte graues, ein wenig wirres Haar, was bei einem Mann seines Alters aufgesetzt hätte wirken können, bei ihm seltsamerweise nicht. Sie hörte, wie sein Name aufgerufen wurde. Nathan Gendser.

Bei einem späteren Termin kehrten sie zufällig beide gleichzeitig ins Wartezimmer zurück. Ihr Kiefer war von der Betäubung noch ganz taub. Er ging zur Kasse und bezahlte.

»Ich brauche nicht mehr zu kommen«, sagte er. »Schön.«

Sie empfand so etwas wie Enttäuschung.

»Glückspilz.«

»Und Sie? Wird es noch länger dauern?«

»Ich fürchte. Es ist nicht nur die Brücke, da sind anscheinend auch noch ein paar Löcher.«

»Ich habe das Auto direkt vor der Tür, kann ich Sie irgendwo absetzen?«

Sie hatte ihr eigenes Auto um die Ecke geparkt, zögerte einen Moment, sagte dann:

»Danke, das wäre nett.«

Das war im Sommer. Seine fleischigen, braun gebrannten Hände, kein Ring.

»Dalvik ...«, sagte er. »Ich habe mir über den Namen Gedanken gemacht. Sind Sie vielleicht mit den Sandypastillen verwandt?«

Sie nickte.

»Ah, verstehe. Deshalb müssen Sie jetzt so oft zum Zahnarzt. Sie haben sich als Kind zu viele von den Pastillen reingestopft.«

»Im Gegenteil, ich mochte sie nicht einmal. Aber auf der anderen Seite gab es ja auch noch eine Menge anderer Süßigkeiten.«

»Das habe ich mir fast gedacht.«

Er schwieg eine Weile. Dann fragte er, wohin sie wolle.

»Wohin müssen Sie?«

»Kann ich Sie am Odenplan rauslassen? Ich wohne da in der Nähe.«

»Das passt mir sehr gut.«

»Haben Sie Urlaub im Moment?«

»Ich arbeite nicht.«

»Was! Nicht? Sind Sie arbeitslos?«

»Na ja, nicht direkt.«

Sie spürte seinen Blick, schaute stur geradeaus. Es irritierte die Leute oft, wenn sie sagte, dass sie nicht arbeite. Sie hatte eigentlich nie ein richtiges Arbeitsleben begonnen. Einen großen Teil ihrer Jugend war sie krank gewesen. Dann war es irgendwie zu spät. Das konnte man einem wildfremden Menschen nicht erzählen. Um Fragen aus dem Weg zu gehen, deutete sie in der Regel an, dass sie längere Zeit in der Firma gearbeitet habe, sich aber jetzt verändern wolle. Danach wechselte sie immer das Thema.

»Ich selbst bezeichne mich immer als Gelegenheitsarbeiter«, sagte er. »Aber in den letzten Jahren bin ich Reiseleiter gewesen.«

Er setzte sie vor dem Ärztehaus am Odenplan ab. Als er verschwunden war, ging sie in die U-Bahn hinunter und fuhr zur Zahnarztpraxis zurück, um ihr Auto zu holen. Zu Hause schlug sie ihn im Telefonbuch nach. Er wohnte auf der Norrtullsgata, sie suchte auf dem Stadtplan, wo sie lag.

Am nächsten Tag spielte sie ihm einen Streich. Sie fuhr hin. Es war eigentlich nicht ihre Art, sich so zu benehmen. Sie redete mit sich selbst, was machst du hier, was erwartest du eigentlich?

Es war wie ein Rausch.

Sein Auto stand vor dem Haus. Sie warf einen Blick die Fassade hinauf und fragte sich, welches Fenster es sein könnte. Damit er sie nicht entdeckte, ging sie in die Buchhandlung schräg gegenüber und blätterte in Büchern, kaufte ein Taschenbuch, vor allem, um den Schein zu wahren. Dann schlenderte sie langsam auf dem Bürgersteig vor seinem Haus entlang. Es war, als wüsste sie intuitiv, dass er bald herauskommen würde.

Ihr Gefühl hatte sie nicht getrogen. Nach etwa einer halben Stunde kam er heraus. Er war allein. Sie ging schneller, so als wäre sie rein zufällig hier vorbeigekommen, sie sagte:

»Ja, hallo ... wusste ich doch, dass mir irgendetwas bekannt vorkam!«

Sein Gesicht: der Ausdruck überraschter Freude!

»Ich wollte gerade los und etwas essen. Haben Sie Lust, mitzukommen?«

Sie fuhren zum Schloss Drottningholm hinaus. Er lud sie im Gasthaus zum Essen ein. Sie war dabei, aus einer Lähmung zu erwachen. So viele Jahre war sie stumm gewesen. Mit ihm kehrten die Worte zurück, Schritt für Schritt.

Es streichelte Leben in ihren Körper, er erweckte sie.

»Du bist schön, ich liebe Frauen, die keine Anorektiker sind, die wie du sind, die leben.«

Sie wurde rasend eifersüchtig auf diese ganzen anderen Frauen, die er geliebt hatte.

»Woher weißt du denn, dass ich lebe?«

»Oh doch, du lebst, aber unter einer Schale. Ich werde dich schälen, ich werde dich hervorholen, ich werde dich der ganzen Welt zeigen.«

Sie dachte, dass dies nur Worte waren, die man so sagte. Aber sie gab sich ihm hin, bedingungslos.

Sie hatte als erwachsene Frau nie geliebt. Nach dem Kind war ihr Leben vorbei gewesen.

Fragmente von Diskussionen zwischen ihrem Vater und Flora. Flora wie ein keifender Terrier:

»Aber es kommt nicht nur darauf an, sie zu schützen, es kommt darauf an, sie wieder gesund werden zu lassen. Und das können wir hier zu Hause nicht. Du kannst das nicht. Ich kann es nicht. Sie muss in eine Klinik.«

Sie hörte die Schritte ihres Vaters, wie die Tür zuschlug, wie es schallte und das Haus erzitterte.

Er war damit einverstanden, einen Psychologen kommen zu lassen, der sie untersuchte.

Er nannte das, was geschehen war, eine Fehlgeburt.

»Du musst darüber hinwegkommen«, ermahnte er sie. »Du bist jung, du hast noch dein ganzes Leben vor dir.«

Er begriff nicht im Geringsten, dass es für sie genau umgekehrt war.

Ja, die Experten durften zu ihr nach Hause kommen. Er engagierte die Besten, die es gab. Gespräche, Gespräche, Gespräche. Er ließ sie auf Reisen mitkommen, führte sie in die Firma ein. Ziffern und Kalkulationen, aber nichts davon wollte in ihrem Kopf haften bleiben. Er brachte eine elektrische Schreibmaschine nach Hause, und Flora deckte die Tasten mit einem Schirm ab, damit Justine sie nicht sehen konnte. Sie lernte das A und das Ä.

Als Flora mit ihrer Schwester nach Madeira reiste, nahm ihr Vater sie zu sich ins Schlafzimmer.

»Schlaf hier bei mir, damit ich dich sehe, wenn ich einschlafe und wenn ich aufwache. Sollte ich mich dir gegenüber falsch verhalten haben, dann weißt du, dass es nie meine Absicht war, ich wollte nur dein Bestes, du bist alles, was ich noch habe, Justine, wovon ich einmal geträumt und was ich besessen habe, du bist alles, was ich habe.«

»Und Flora?«, flüsterte sie.

»Flora? Ja, natürlich. Flora auch.«

Sie lag in Floras Bett, auf Floras Kissen. Sie sah ihren Vater mit neuen Augen. Sie sah, dass er schon vor langer Zeit seine Jugend hinter sich gelassen hatte. Sein Haar war nicht mehr braun, sondern schütter und fahl, seine Augenbrauen bauchten sich. Er saß auf dem Stuhl an Floras Schminktisch. Er sah in den Spiegel.

»Was erhoffst du dir für dein Leben, Justine?«, fragte er, und aus seiner ganzen Haltung sprach Resignation.

Sie wusste keine Antwort.

Er lehnte sich über den Tisch.

»Dieser Mann ... der ... dir so nahe gekommen ist? Du brauchst mir nicht erzählen, wer es war. Aber ... war er dir wichtig?«

Sie lief in ihrem langen Nachthemd.

Stand hinter der Tür und schwieg.

Ihr Vater war gezwungen, zu betteln und zu locken. Er reichte ihr das Horn, als würde das etwas nützen, als wäre sie wieder ein kleines Mädchen, das man mit einem Musikinstrument trösten konnte.

Das Mundstück des Horns an ihren Lippen, der Gesang des Horns.

Sie drehte sich um, war in seinen Augen, seine Augen taten ihr weh. Sie wollte ihn an sich drücken und ausgelöscht werden. Sie war seine einzige Tochter, aber dennoch ein Grund zur Trauer.

Allmählich stabilisierte sich ihr Zustand. Flora hatte viel Geduld. Wenn ihre Schwestern zu Besuch kamen, war es Floras große und endlose Geduld, von der sie sprachen.

»Sie wird von dir weiß Gott so gut gepflegt, als wäre sie in einer Nervenheilanstalt«, sagte Viola, die nach Parfüm und Blumen duftete. »Es muss beruhigend für sie sein, dich zu haben. Und beruhigend für ihn.«

»Sie kann ebenso gut hier sein wie in einem Krankenhaus, so wenig, wie man im Moment von ihr sieht. Und Sven fühlt sich wohler, wenn sie zu Hause ist, sein kleines Mädchen.«

Die letzten Worte sagte sie mit einem spöttischen Unterton.

Viola schlug die nylonbekleideten Beine übereinander und rief sie zu sich.

»Was hältst du davon, wenn ich dich mit in die Stadt nehme, Justine? Wenn ich dir ein Kleid kaufe?«

»Denkst du, wir hätten ihr nicht ganze Stapel von Kleidern gekauft! Ich kann dich nicht aufhalten, aber es ist vergebliche Liebesmüh. Sie zieht nichts Neues an. Sie trägt es einen Tag, dann zieht sie es wieder aus. Es ist unbequem und aufgesetzt, sagt sie. Aber es spielt auch weiter keine Rolle, ich meine, sie läuft ja doch nur hier im Haus herum.«

»Du solltest nicht aufgeben, Flora. Kleider schaffen Grazie und Haltung. Das kann ein Weg sein, sie wieder normal werden zu lassen.«

Flora senkte ihre Stimme.

»Normal! Dieses Mädchen ist nie ganz normal gewesen. Das hat etwas mit Genetik zu tun, sie hat es von ihrer Mutter geerbt. Sie war auch, wie soll ich sagen, ein wenig neben der Kappe, um es vorsichtig auszudrücken. Im Moment versuche ich, Justine grundlegende Kenntnisse in Haushaltsführung beizubringen. Das ist nie verkehrt. Und wenn Sven und ich einmal alt werden, kann sie sich vielleicht um uns und das Haus kümmern. Auf diese Weise ist sie doch wenigstens was wert, sowohl für sich selbst als auch für uns. Ein Mensch muss das Gefühl haben, etwas wert zu sein, das ist so ziemlich das Wichtigste im Leben.«

Ihre Schwestern hatten nie verstehen können, warum Flora für Haushalt und Garten niemand einstellte. So reich verheiratet und trotzdem keine Hilfe von außen.

»Du könntest dort wie eine Herzogin thronen und dich bedienen lassen. Einen Wert hast du doch trotzdem, du bist immerhin die Ehefrau des bekannten Sven Dalvik, das allein reicht doch schon.«

Flora hatte merkwürdige Argumente.

»Ich will keine Fremden in meinem Haus. Das hier ist mein Revier.«

Es wurde auch Justines Revier. Schritt für Schritt steckte sie es für sich ab, ohne dass Flora etwas davon merkte. Bekleidet mit dem alten Overall ihres Vaters scheuerte sie die Wände und Fußböden des Hauses. Im Frühling und im Herbst, Jahr für Jahr.

Im Wasser waren Spritzer ihres Bluts, sie schnitt sich in den Finger.

2. KAPITEL

Als ihr Vater starb, hatte sie sich gerade den Speicher vorgenommen. Sie fing immer ganz oben an und arbeitete sich dann stetig nach unten vor. Sie lag auf den Knien und scheuerte, die Bodendielen schnitten in ihre Knie, und der Schmerz tat ihr gut. Das rohe Holz, der Duft aufgerauter Kiefern.

Dann: von weit unten ein kalter Lufthauch. Sie hörte Flora rufen.

Ihr Vater war auf der Außentreppe zusammengebrochen. Er hatte einen Schuh verloren. Mechanisch ging sie in die Hocke und zog ihm auch noch den anderen aus. Ihre Hände waren nass vom Putzwasser.

Gemeinsam gelang es ihnen, ihn in das blaue Zimmer zu tragen. Flora schleppte sich die Treppen auf und ab, sie rauchte und zog sich um.

»Du musst dich auch umziehen, wenn du mitkommen willst, in dem Overall kannst du nicht gehen.«

Sie saß da, den Kopf ihres Vaters im Schoß. Er fühlte sich so hart und klein an.

Es war nur für eine von ihnen Platz im Krankenwagen.

Justine nahm das Auto. Sie hatte zu ihrem fünfunddreißigsten Geburtstag einen Opel geschenkt bekommen. Sie hielt sich dicht hinter dem Krankenwagen, der mit heulenden Sirenen davonfuhr.

Wie sie bereits geahnt hatte, war nichts mehr zu machen. Ein übernächti ger Arzt empfing sie in einem Zimmer. Sie erinnerte sich an ein Pflaster an seinem Hals. Sie saß vor ihm und fragte sich, was er getan hatte. Sich geschnitten? Oder war es etwa ein

Knutschfleck. An alles Mögliche dachte sie dort, nur nicht an ihren Vater.

»Es sieht folgendermaßen aus. Er überlebt höchstens noch die Nacht. Ich möchte, dass Sie sich dessen bewusst sind.«

»Das sind wir«, sagte sie.

Flora sah ihn scharf an. Sie scharrte mit der Hand wie mit einer Pfote.

»Wie viel wollen Sie haben ... damit Sie wirklich ihr Bestes geben?«

»Aber meine Liebe, das ist doch nichts, worum man feilschen kann. Wir geben immer unser Bestes.«

Sie saßen jeder an einer Seite.

»Arme Justine«, sagte Flora. »Ich glaube nicht, dass du begreifst, wie ernst es ist.«

Sie hatte Mascaraflcken auf den Wangen. Justine hatte sie nie zuvor weinen sehen. Ihr Schluchzen störte sie, sie wollte allein sein mit ihrem Vater. Sie stellte sich den Tod als eine Frau vor, es war ihre Mutter, sie war gesandt worden, um ihren Mann heimzuholen. Sie würde durch das Fenster kommen, groß und schmal, seine Decke zur Seite schlagen, ihn an der Hand nehmen und fortführen. Sie würde Flora mit einem höhnischen, kleinen Grinsen ansehen:

Ich hole ihn jetzt, denn er gehört mir.

Nathan ging mit ihr in das größte Kaufhaus von Kuala Lumpur. Es ähnelte den großen schwedischen Kaufhäusern, sie staunte über die reiche Auswahl. Sie musste ihre Sonnenbrille entweder zu Hause vergessen oder im Flugzeug verloren haben. Endlich konnte sie sich eine neue kaufen.

Nathan hatte ihr erklärt, dass sie ihn nicht an der Hand nehmen oder zärtlich zu ihm sein durfte, so etwas wurde hier als

unpassend empfunden. Man tat so etwas nicht in diesen Ländern. Man zeigte nie seine Gefühle, jedenfalls nicht öffentlich.

»Im Hotelzimmer holen wir alles nach«, sagte er und war wieder guter Laune.

Er fand, dass Justine nach Kleidern schauen sollte.

»Das muntert dich etwas auf. Einkaufen macht Frauen glücklich, ich muss es ja wissen.«

Er war zweimal verheiratet gewesen und hatte mit einer weiteren Frau zusammengelebt. Auf einem Regal in seinem Wohnzimmer standen Fotos von all seinen Kindern in Abiturientenmützen oder Hochzeitskleidern. Er hatte sechs Kinder. Sie fragte nach ihren Müttern, quälte sich selbst mit Details.

»Diese beiden sind von Ann-Marie. Sie sind ihr ähnlich, die gleichen blauen Augen, aber Gott sei Dank nicht, was den mentalen Zustand betrifft, um es einmal so auszudrücken. Die Zwillinge und Mikke sind von Nettan. Mit Nettan und Ann-Marie war ich fünf beziehungsweise sieben Jahre lang verheiratet. Danach habe ich einen weiten Bogen um Hochzeiten gemacht. Als ich Barbro kennen lernte, entschieden wir uns dafür, nur zusammenzuleben. Sie wollte übrigens auch nicht heiraten. Sie war gerade von so einem Verrückten geschieden worden, der sie schwer misshandelt hatte. Barbro und ich lebten vier oder fünf Jahre zusammen, wir bekamen zusammen die kleine Jenny.«

Er war stolz auf Jenny, sie war eine Art Fotomodell. Eine schlanke und rehägige junge Frau, eine Kopie ihrer Mutter.

»Und danach, du hast seitdem doch bestimmt nicht allein gelebt?«

Er winkte ab.

»Na ja, allein ...«

»Warum hat es nicht funktioniert?«, fragte Justine. »Ist es so furchtbar schwer, mit dir zusammenzuleben?«

»Sie hatten eine gemeinsame Eigenschaft, diese drei Damen. Sie waren alle ein wenig hysterisch.«

»Was meinst du denn mit hysterisch?«

»Ich will jetzt nicht darüber sprechen.«

»Bin ich auch hysterisch?«

»Soweit ich das bisher beurteilen kann jedenfalls nicht. Aber ich verspreche dir, Bescheid zu sagen, wenn mir etwas auffällt.«

»Und wenn ihr euch geliebt habt, Nathan, wer war am besten?«

Er schubste sie aufs Bett und legte sich auf sie, legte seine Hand auf ihren Mund.

»Du bist auf Platz eins, du bist auf Platz zwei, du bist auf Platz drei, meine Liebe.«

Sie sah sich ein Kleid nach dem anderen an, aber sie waren alle zu klein. Die malaysischen Frauen reichten ihr nicht einmal bis zu den Schultern. Sie schienen alle in ein und derselben Form gegossen worden zu sein, und ihre Taillen waren so schmal wie einer ihrer Schenkel.

Wir gehen, dachte sie.

Nathan stand da und unterhielt sich mit einer Verkäuferin, sie beobachteten Justine. Die Verkäuferin näherte sich, sie hatte ein Maßband um den Hals.

Sie sagte etwas, das Justine nicht verstand.

»Sie fragt, welche Größe du hast.«

»Wozu? Hier gibt es doch nichts, was ich haben möchte.«

Nathan hielt ein Kostüm hoch. Es war für eine Pygmäin gemacht.

»Ich dachte, dass du vielleicht etwas Schickeres haben möchtest, solange wir hier unter Menschen sind. Das hier ist trotz allem noch die Zivilisation.«

»Sieh es dir an, Nathan, glaubst du im Ernst, dass ich das anbekomme? Glaubst du das wirklich? Das passt doch höchstens einem Kind!«

»Das vielleicht nicht gerade, aber ein größeres.«

Er wandte sich an die Verkäuferin, ihre Augen waren groß und braun.

»Bigger size?«, sagte er.

Die Verkäuferin lächelte gezwungen. Sie nahm das Kostüm und machte sich auf den Weg, um zu suchen.

»Wir gehen«, flüsterte Justine.

»Mach doch nicht alles so kompliziert!«

»Aber Nathan, du verstehst das nicht!«

»Nein. Verstehe ich wirklich nicht. Ich möchte dir gerne ein schickes Kostüm schenken, und du reagierst wie ein trotziges Kind.«

Er begann, zum Verkaufstisch zu gehen. Justine folgte ihm. Die Verkäuferin kehrte zurück. Sie sah Nathan abwartend an.

»Well?«, sagte er.

»Sorry Sir, not bigger size.«

»Als wäre ich geistig behindert!«, platzte Justine heraus, als sie im Erdgeschoss waren. »Sie hat mich völlig ignoriert.«

»Ach komm!«

»Sie hat sich nur an dich gewandt, nur mit dir geredet.«

»Sie hat wahrscheinlich gemerkt, wie sauer und widerwillig du warst.«

Justine setzte ihre Sonnenbrille auf. Jetzt weinte sie wieder und hatte Kopfschmerzen.

Am Abend bekam sie ihre Tage. Sie dachte, dass dies einiges erklärte. Das sagte sie auch Nathan, entschuldige, dass ich so schlechte Laune hatte.

»Ich habe mir schon gedacht, dass es daran liegt. Ich kenne die Frauen, die haben ihre Heulperioden.«

Sie wollte keine der Frauen sein, die er auf diese Weise kannte. Sie kroch zu ihm in das schmale Bett. Wollte, dass er sie umarmte. Nicht mehr.

Er sagte:

»Morgen Vormittag werde ich Ben treffen. Er wird uns in den Dschungel begleiten.«

Sie nahm seinen Arm und zog ihn zu sich, legte seine Hand auf ihren Bauch.

»Ja«, flüsterte sie.

Er küsste sie.

»Leg dich mehr auf die Seite, dann halte ich dich ein bisschen in den Armen.«

Während der Nacht blutete sie stark, hinterließ Flecken auf Laken und Matratze. Sie wollte nicht, dass die Frauen es sahen, sie versuchte vergeblich, die Flecken abzuwaschen.

Nathan und sie frühstückten in einem Restaurant, das direkt neben dem Hotel lag. Sie bestellten Saft und Kaffee mit Milch und einer weißen, cremigen Masse am Boden der Tasse, die wahrscheinlich Süßstoff war. Sie rührte misstrauisch um. Nathan aß ein Roti, ein pfannkuchenähnliches Gericht mit Fleischsoße. Überall saßen Männer und Frauen und aßen, alle mit den Fingern.

»Wie du siehst, benutzen sie nur die rechte Hand, die linke ist unrein«, erklärte Nathan.

»Und was machen sie dann mit der linken Hand?«

»Das musst du schon selbst herausfinden.«

Justine tat der Bauch weh, als würden kleine, bohrende Nägel sie piesacken. So war es immer während der ersten Tage ihrer Periode, keine Schmerztablette der Welt konnte dagegen etwas ausrichten.

»Vielleicht solltest du lieber im Hotel bleiben«, schlug Nathan vor. »Du siehst etwas mitgenommen aus.«

Sie dachte an die putzenden Frauen.

»Nein, nie im Leben. Ich komme lieber mit.«

Sie nahmen ein Taxi durch die Stadt. Nathan wies sie auf einige Sehenswürdigkeiten hin, die Nationalmoschee mit ihrem fächerförmigen Dach und dem über siebenzig Meter hohen Minarett. Er verstellte seine Stimme und spielte den Fremdenführer.

»Und zur Rechten erblicken Sie jetzt gleich die berühmten Zwillingstürme ...«

Er glich einem eifrigen Jungen.

»Ich liebe dich«, sagte sie laut. »Oh, Nathan, steck mich in deine Brusttasche und bewahre mich dort auf, hole mich nie, nie wieder heraus!«

Der Mann namens Ben wartete in einem Zimmer mit Klimaanlage auf sie. Tee und Saft standen auf einem Tisch. Justine vertraute ihm vom ersten Augenblick an. Er strahlte etwas Entspanntes aus. keine Spur von Berechnung oder Böswilligkeit.

»Und du willst also hinaus in den Dschungel und die Bekanntschaft von Tigern und Elefanten machen«, scherzte er und reichte ihr ein Glas Saft. Sein Englisch war rein und korrekt.

»Na ja, Bekanntschaft machen nicht unbedingt.«

»Aber du weißt, dass es sowohl Tiger als auch Elefanten in dem Gebiet gibt, in das wir wollen?«

Er beobachtete sie, um ihre Reaktion zu sehen. Dann lachte er.

»Man sieht sie nicht sehr oft. Sie halten sich fern. In der Regel haben sie mehr Angst als wir.«

»Aber es ist doch schon vorgekommen, dass sie Menschen angegriffen haben?«, fragte Nathan.

»Doch, doch, aber das ist lange her.«

»Elefanten machen mir mehr Angst als Tiger«, murmelte sie. »Ein Mann ließ mich einmal auf einem Elefanten reiten, in einem Zirkus. Papa und ich waren da. Sie haben mich nicht gefragt. Ich saß nur plötzlich hoch oben, direkt auf der faltigen Haut. Ein paar Wochen später hörte ich, wie Papa erzählte, ein Zirkuselefant sei verrückt geworden. Er hatte sich von seiner Fußfessel losgerissen und angefangen, Amok zu laufen.«

Ben lächelte sie an. Er hatte volle, braune Wangen, die Nase war breit und platt. Er war im Dschungel geboren, hatte aber eine reguläre Schulausbildung genossen und darüber hinaus an der Universität von Kuala Lumpur studiert.

»Elefanten sollten nicht in einem Zirkus sein«, sagte er. »Davon kann jeder verrückt werden.«

Sie saßen lange zusammen und unterhielten sich mit Ben. Sie schauten sich Karten an und stellten lange Listen von Dingen auf, die getan oder angeschafft werden mussten. Spät abends gingen sie aus und aßen. Es gab im Grunde nur ein Gericht, gebratenen Reis mit Hähnchenfleisch. Justine hatte Hunger. Viel Fleisch war allerdings an den Hähnchenstücken nicht dran, sie bestanden vor allem aus Knochen. Sie bestellten jeder eine Coca-Cola.

Nathan sagte, dass er sich nach einem kalten Bier sehne.

»Bier gibt es hier nicht«, sagte Ben. »Ich kenne aber noch ein anderes Lokal, dort können wir nächstes Mal hingehen.«

In dieser Nacht schlief sie tief und fest und wachte nicht einmal auf, als der Muezzin gegen sechs Uhr morgens mit seiner Litanei begann.

Sie duschte zusammen mit Nathan. Sie seifte seinen großen, hellen Körper ein, bekam nie genug davon, ihn zu berühren. Ihre Hände konnten sich danach sehnen, seine Haut zu fühlen, seine Wärme, er war so voller Leben und Stärke. In der Dusche bekam er eine starke Erektion, und sie sank auf die Knie und nahm ihn in den Mund.

Nachher standen ihm die Tränen in den Augen.

»Manchmal bekomme ich fast Lust, noch einmal zu heiraten«, sagte er und strich ihr über die Wange.

»Meinst du, es würde funktionieren? Oder würde ich auch irgendwie hysterisch werden?«

»Das müsstest du schon sein lassen.«

Sie hatte ihre Unterwäsche ausgewaschen, die zwar noch ein wenig feucht war, aber am Körper trocknen würde.

Er sagte:

»Heute werden wir die anderen treffen, die an der Exkursion teilnehmen.«

»Wer sind sie?«

»Zwei Norweger, glaube ich, ein paar Deutsche, ein Typ aus Island und – kaum zu glauben – eine Schwedin. Wir treffen sie alle bei Ben in ungefähr einer Stunde.«

3. KAPITEL

Ihr Vater sollte nie an dem Ort ruhen, der einmal als ihr Familiengrab vorgesehen war. In jenem Grab, in dem seine französische Frau ruhte. Nein, stattdessen wurde er am anderen Ende des Friedhofs beigesetzt, wo die neueren und kleineren Gräber lagen.

Justine hörte, wie Flora zu Viola sagte:

»Sollen die zwei etwa im Tod vereint sein dürfen? Sollen wir dann später alle dort liegen, zu dritt? Nein! Wenn ich einmal das Zeitliche segne, gibt es nur ihn und mich, nur ihn und mich.«

»Und die kleine Justine?«

Flora lachte tonlos.

»Die kleine Justine ist nicht mehr klein, siehst du nicht, dass sie so groß geworden ist, dass sie fast schon anfängt, etwas überreif zu werden?«

Da wurde Viola kurz angebunden, so als fühle sie sich angesprochen. Auch sie konnte man überreif nennen. Etwas über sechzig Jahre alt, war sie von NK abgefunden und ermuntert worden, ein eigenes Geschäft aufzumachen. In Wahrheit wollte das Kaufhaus keine Frauen in ihrem Alter in der Parfümabteilung beschäftigen. Sie hatten nicht die richtige Ausstrahlung, um etwas zu verkaufen, konnten ganz im Gegenteil eine abschreckende Wirkung auf die Kunden haben.

Viola blieb also nichts anderes übrig, als das Geld anzunehmen. Sie mietete ein kleines, teures Ladenlokal in der Nähe des Hörtorg. Dort hatte sie Violas Body Shop eröffnet, verkaufte Seifen, Parfüms und exquisite Unterwäsche. Sie hatte angeboten, Justine als Praktikantin einzustellen, vielleicht war es auch möglich, dass man sie so in das Geschäft einführte, dass sie es eines Tages übernehmen konnte. Ein paar Tage war Justine

auch hingegangen. Sie stand in einem rosa Nylonrock hinter dem Ladentisch, wie Viola es gewollt hatte, darüber hinaus hatte sie Justine geschminkt und zu einem Damenfriseur geschickt.

Es war zwecklos.

»Sie ist regelrecht unhöflich den Kunden gegenüber«, berichtete Viola später ihrer Schwester. »Tut so, als höre sie nicht, wonach sie fragen, steht da und denkt an etwas ganz anderes. Nimm sie zurück!«

»Ich habe sie dir nie aufgeschwatzt, es war einzig und allein deine Idee. Ich habe dir gesagt, dass es nicht gehen wird. Sie ist eben nicht ganz richtig im Kopf, aber du hast mir ja nie geglaubt.«

Nach dem Tod ihres Vaters lebten sie in dem Haus weiter wie bisher. Mit allen Gepflogenheiten, die es auch vorher schon gegeben hatte. Aber vieles war doch anders geworden. Auch wenn Flora weiterhin mit ihrem Mann sprach, sobald sie die Schlafzimmertür hinter sich geschlossen hatte. Justine konnte ihre Stimme durch die Wand hören, die sie voneinander trennte. Flora sprach laut, machte ihm Vorwürfe, weil er sie verlassen hatte, drohte damit, das Haus zu verkaufen und sich eine Wohnung in der Stadt zu nehmen.

Das sagte sie auch Justine.

»Du darfst nicht glauben, dass wir in alle Ewigkeit hier wohnen bleiben. Im Übrigen ist es nicht normal, dass zwei erwachsene Frauen auf diese Weise zusammenleben. Normalerweise wärest du vor vielen Jahren ausgezogen, du bist auf Sven und mir während unseres ganzen gemeinsamen Lebens gewachsen wie eine Eiterbeule. Dein Vater hat dich behütet, zu sehr behütet, aber jetzt ist er nicht mehr da, jetzt steht es mir frei, dich hinauszuerwerfen. Er würde es mir nicht übel nehmen, er würde mir danken, er weiß, dass alles, was ich für dich getan habe, nur

zu deinem Besten war. Frauen verstehen so etwas besser als Männer.«

Justine ging ihr aus dem Weg, wenn Flora in dieser Stimmung war. Manchmal nahm sie das Auto und fuhr zu den Steilhängen bei Lövsta hinauf, spazierte auf alten Pfaden, doch niemals lange, die Sorge trieb sie zurück. Was hatte Flora sich ausgedacht? Hatte sie einen Makler kommen lassen, der jetzt in diesem Moment durch das Haus ging und seinen Wert schätzte?

So vergingen mehrere Jahre.

Morgens tranken sie ihren Kaffee, saßen sich am Tisch gegenüber, beide angezogen, keine wollte sich der anderen im Morgenrock zeigen. Es wäre eine Form von Unterlegenheit gewesen. Flora war immer geschminkt, die Augenlider spröde und blau. Mittlerweise hatte sie Probleme, die Schminke gleichmäßig aufzutragen, ihre Augen hatten begonnen, schwächer zu werden.

Sobald es wärmer wurde, zog sie auf den Balkon oder in den Garten hinaus. Sie hatte die Sonne immer geliebt. Sie bat Justine, ihr beim Tragen des Liegestuhls zu helfen, und brachte sie auch dazu, ihr eine Karaffe mit Weißwein und Wasser zu servieren. Mit einer starken Sonnenbrille saß sie dann dort und lackierte ihre Nägel, Schicht auf Schicht.

Den Schlaganfall bekam sie an einem solchen Tag, als sie gerade auf dem Balkon im Liegestuhl saß. Es war ein klarer, schöner Frühlingstag, einer der ersten wirklich warmen. Sie hatte einen Bikini angezogen und erzählte Justine, dass sie ihn schon als junges Mädchen getragen hatte. Immer noch war ihr Körper so niedlich und klein wie der eines Mädchens. Aber es fiel ihr mittlerweile schwer, Treppen zu steigen.

Dann verkündete sie, dass sie einen Termin mit einem Makler vereinbart hatte.

»Es gibt eine Wohnung in der Stadt, am nördlichen Mälar-Strand, die ich eventuell kaufen möchte. Eine Wohnung mit einer großen Terrasse. Ich kann dort sitzen und mich sonnen, du weißt, wie sehr ich die Wärme genieße.«

»Und was ist mit mir?«, fragte Justine.

»Du musst dir dann auch etwas suchen. Das Haus hier wird nämlich verkauft. Der Makler sagt, dass es eine ganze Reihe von Interessenten gibt.«

Damit versank sie in den Polstern und legte sich zurecht. Die Sonne glänzte auf ihren knöchigen, unbehaarten Beine. Sie cremte die Beine ein, dann Bauch und Arme, führte das Glas an die Lippen und trank.

Später erzählte Justine Nathan, dass sie in diesem Augenblick sehr wütend auf Flora war.

»So wütend, dass ich fast in der Lage gewesen wäre, sie zu töten. Ich dachte, dass ich ihr etwas in den Wein tun könnte, irgendein Gift, meine ich. Aber woher bekommt man so etwas? Gift? Geht man einfach in die Apotheke und sagt, man möchte ein paar Gramm Strychnin kaufen? So was benutzen sie doch immer in den Krimis oder nicht? Ich ging in den Garten, setzte mich ins Boot und legte einen richtigen Kavalierstart hin. Papa mochte es nicht, wenn man so startete, es sollte ruhig und gepflegt geschehen, sagte er immer. Aber ich war stinkwütend. Ich bin sicher, dass er mich verstanden hätte, er wollte das Haus doch auch immer behalten, Mama zuliebe. Ich fuhr ein paar Runden auf dem See, und ich war ganz allein, denn es war ein gewöhnlicher Werktag, und die Leute waren auf der Arbeit, und ich dachte daran, was werden sollte, wenn wir umziehen mussten, und ob ich eine Chance hatte, sie aufzuhalten.«

»Aber gehörte euch das Haus denn nicht gemeinsam?«

»Das tat es wahrscheinlich, aber ich hatte mich nie darum gekümmert, wie die Dinge lagen.«

»Hast du nie irgendwelche Papiere unterschrieben?«

»Schon möglich. Ich erinnere mich nicht, ich war in der Zeit nach Papas Tod sehr niedergeschlagen.«

Er schüttelte den Kopf.

»An so etwas muss man sich doch erinnern, Justine.«

»Na ja. Ich erinnere mich nun mal nicht. Jedenfalls, als ich zurückkam, fiel keine Sonne mehr auf den Balkon, ich dachte, Flora wäre reingegangen, ging direkt in die Küche und fing an zu kochen, es war vielleicht fünf Uhr. Ausnahmsweise war ich recht lange draußen gewesen, ich erinnere mich, dass ich irgendwo an Land ging und es um mich herum vollkommen still war, abgesehen von den Vögeln. Ich stand dort am Ufer und wünschte mir ihren Tod, Nathan. Das habe ich wirklich getan.«

»Hast du ihr jemals eine Chance gegeben? Ich meine, deine Mutter zu werden?«

»Aber, so versteh doch ... Flora ist niemand, dem man etwas gibt. Flora ist jemand, der nimmt.«

»Kann ich nicht einmal mit ins Pflegeheim kommen und sie besuchen?«

»Nein«, sagte sie schnell. So als wüchse die alte Hexe mit all ihrer Macht auf einmal wieder in ihrem Krankenbett heran, als fände sie dann zu alter Stärke zurück und begänne zu drohen.

»Nach einer Weile ging ich hinauf, es zog ein wenig von der oberen Etage her, ich schaute hinaus und sah sie dort in einer irgendwie verdrehten Stellung sitzen. Es sah so makaber aus ... Dieser trockene Bauch einer alten Frau und der Bikini ... Sie hatte einen Schlaganfall bekommen. Ich versuchte, sie wieder zu sich zu bringen, sie lallte und war ganz seltsam. Es stellte sich dann heraus, dass sie völlig gelähmt war und nicht einmal mehr sprechen konnte. Well, ich ließ sie ins Krankenhaus bringen, und danach ist sie nie mehr zurückgekehrt.«

Er nahm ihre Hände.

»Du kommst mir ein wenig grausam vor, mein Liebling.«

»Sie hat mich so viele Jahre in ihrer Gewalt gehabt.«

»Entschuldige bitte, Justine, aber es klingt wirklich ein wenig übertrieben, wenn du das so sagst.«

»Es ist aber nicht übertrieben.«

»Es war bestimmt nicht leicht, die Stiefmutter eines verwöhnten Görs wie dir zu werden.«

»Wenn du ihr damals begegnet wärst, würdest du sie nicht verteidigen.«

»Oh doch, du hattest bestimmt Prügel verdient.«

»Nathan.«

Jetzt war das Gespräch zu einem Spiel geworden, er hatte diese Fähigkeit, sie all das Schreckliche und die Wunden vergessen zu lassen, er liebte es, mit ihr zu balgen und ihr dabei die Kleider vom Leib zu reißen, jedes Kleidungsstück eine Trophäe. Dann legte er sich zwischen ihre Beine, küsste und bearbeitete sie, bis sie von Orgasmen durchzuckt wurde. Er genoss ihre Überraschung, ihre Dankbarkeit. Eine Frau in ihrem Alter, vollkommen unerfahren.

Dennoch hatte sie ein Kind getragen.

Als sie es ihm erzählte, sagte er, er habe so etwas geahnt. Sie war weiter, umschloss ihn nicht so eng wie die ganz Jungen. Er erklärte ihr wortreich, dass sie dadurch nicht weniger attraktiv war. Es waren nicht zuletzt diese Gegensätze, die ihn faszinierten: Sie war üppig und aufreizend, aber dennoch so unverstellt.

Die Sache mit dem Vogel fand er vollkommen verrückt. Er begleitete sie einmal nach Hause, und der Vogel flog heran und ließ ihn vor Überraschung aufschreien. Sie hatte gehofft, er würde Freundschaft empfinden. Sie war gezwungen, die Tür zum Speicher zu schließen, solange Nathan im Haus war. Das

war der Vogel nicht gewohnt. Sie hörte, wie er dort oben schrie und umherflog.

»Ich werde ihn freilassen«, sagte Nathan. »Das ist doch Tierquälerei.«

»Wenn du das machst, stirbt er. Sie greifen ihn da draußen an, sie hacken ihn zu Tode.«

»Ist es nicht besser, einen schnellen, wenn auch brutalen Tod zu sterben, als in einem Haus leben zu müssen, das nur für Menschen gedacht ist?«

»Du verstehst das nicht, er mag dieses Haus, und ich bin seine Freundin.«

»Besonders hygienisch kann das auch nicht gerade sein.«

»Die Leute müssen immer etwas von Sauberkeit faseln. Findest du etwa, dass es bei mir zu Hause dreckig aussieht?«

»Nein, aber ...«

»Jetzt vergiss den Vogel. Komm, ich zeige dir was anderes.«

Sie zeigte ihm Bilder, auf denen sie als Kind zu sehen war, das Bild ihrer Mutter und das Hochzeitsfoto von Flora und ihrem Vater.

»Aha ... Das also ist die legendäre Flora?«

»Ja.«

»Das reinste Knochengestell.«

»Sie ist immer schlank und schön gewesen.«

»So eine, die überall klappert. Nein, Justine, du bist schön, du bist, wie eine Frau sein soll. Rund und lebendig, da hat ein Kerl richtig was zum Anfassen.«

Und er drückte seinen Mund gegen ihren Unterarm und machte ihr einen großen und dunkelroten Knutschfleck.

Als er ihr Posthorn sah, nahm er es von seinem Haken herunter und versuchte, darauf zu blasen. Keinen Ton entlockte er dem Horn. Er strengte sich so sehr an, dass sein Kopf rot anlief.

»Es ist nicht in Ordnung, oder?«, sagte er.

Sie nahm es ihm ab. Sie hatte ein paar Melodien komponiert, als sie noch ein Kind war, aber sie waren einfach und leicht zu merken. Jetzt spielte sie ihm ein paar von ihnen vor.

Er wollte es noch einmal versuchen. Er blies und prustete, brachte schließlich einen Ton hervor, der heiser und unmelodisch war.

»Ich habe es von Anfang an gekonnt«, sagte sie bescheiden.

»Ich bekam es einmal von meinem Vater geschenkt. Er sagte, es sei wie für mich gemacht.«

Auch Nathan fand, dass sie das Haus verkaufen sollte.

»Und zwar bevor der Vogel alles kaputtgemacht und verdreckt hat.«

»Du verstehst das nicht. Ich will hier wohnen. Meine Mama hat sich dieses Haus ausgesucht. Ich habe immer hier gelebt.«

»Gerade deshalb. Was meinst du, in wie vielen Häusern ich schon gewohnt habe? Ich weiß es selbst nicht einmal mehr. Man muss in Bewegung bleiben, sich neue Perspektiven erobern. Man verkümmert, wenn man jeden Tag die gleiche beschissene Aussicht hat. Verstehst du das nicht? Man muss sich entwickeln, Justine, muss wagen, sich auf Abenteuer einzulassen.«

Sie trafen sich bei Ben. Die beiden Norweger waren bereits da, als Justine und Nathan ankamen. Sie waren knapp dreißig, hießen Ole und Stein. Kurze Zeit später tauchten auch der Isländer und die drei Deutschen auf, Heinrich, Stephan und Katrin. Heinrich war der Älteste in ihrer Gruppe, etwas über sechzig Jahre alt. Der Isländer hieß Gudmundur.

Dann kam Martina, öffnete die Tür und trat ein. Setzte sich, als würde sie alle schon kennen, als wäre sie nur kurz weg gewesen, um ein paar Dinge zu erledigen:

»Hallöchen. Wartet ihr schon lange auf mich?«

Sie trug eine dünne Baumwollhose, so dünn, dass man den Slip unter dem Stoff erahnen konnte. Sie hatte ihr Haar hinten hochgesteckt. Über die Schulter trug sie an einem breiten Gurt ihre Kamera, groß und professionell.

Einer der Norweger stieß einen Pfiff aus.

»Eine Nikon? Ist das eine F4?«

»Ja«, erwiderte Martina. »Das ist meine Dienstkamera.«

»Dann bist du Fotografin?«

»Nein, eigentlich freie Journalistin. Aber da muss man auch fotografieren.«

»Die ist doch bestimmt ganz schön schwer! Willst du die etwa im Dschungel mitschleppen?«

»Ich habe sie letztes Jahr um den halben Globus mitgeschleppt, da wird es auch hier gehen.«

Sie würde die jüngste Teilnehmerin sein. Sie war fünfundzwanzig und gewohnt, allein zu reisen.

»Martina hat versprochen, eine Reportage über unsere Exkursion zu machen«, sagte Nathan. »Sie wird mit anderen Worten bei der Vermarktung meines neu gegründeten Unternehmens behilflich sein, und ihr seid die Testgruppe. Alles hängt also von euch ab ...«

Alle lachten.

Ben ging ein paar Sachen mit ihnen durch, die alle wissen mussten. Er entschied, dass alle von jetzt an nur noch Englisch miteinander sprechen sollten.

»Dann braucht sich niemand ausgeschlossen zu fühlen. Etwas sollt ihr wissen, die ihr hier in diesem Raum sitzt. Ihr gehört zu den wenigen Menschen, die sich glücklich schätzen können, einen der schönsten Orte auf dieser Erde zu besuchen: den Regenwald mit seinem Reichtum an Tieren und Pflanzen. Den Regenwald, den es zwar noch gibt, dessen Fläche aber ständig verkleinert wird. Ich möchte auch, dass ihr darauf vorbereitet

seid, was es bedeutet, an dieser Expedition teilzunehmen ... Einige von euch werden finden, dass es teilweise recht anstrengend ist, wir müssen immerhin auch unsere Ausrüstung schleppen. Es gibt keine Wege oder Pfade im Dschungel. Wir müssen kriechen, klettern und balancieren. Wir werden uns den Weg mit dem Parang freihauen müssen, so heißen die Dschungelmesser, die wir morgen kaufen werden, wenn wir unsere Ausrüstung vervollständigen. Wir werden Land betreten, auf das nie zuvor eine weiße Frau oder ein weißer Mann seinen Fuß gesetzt hat. Noch gibt es die Möglichkeit, hier zu bleiben. Bis morgen könnt ihr die Sache noch einmal überschlafen.«

Abends führte Ben sie in ein chinesisches Restaurant aus, in dem es auch Bier gab. Justine hätte am liebsten ein Glas Wein getrunken, aber so etwas schien es in diesem Land nicht zu geben. Sie saß neben Heinrich aus Deutschland, der ihr sofort sympathisch war. Er und seine Frau hatten sich vorgenommen zu reisen, sobald sie pensioniert würden, aber seine Frau erkrankte an Krebs und war vor einem knappen Jahr gestorben.

»Ich hörte auf zu arbeiten, als sie starb, jetzt mache ich das hier für sie und mich«, vertraute er ihr an. »Es ist fast so, als wäre sie die ganze Zeit bei mir. Ich rede abends mit ihr, erzähle ihr, was ich gemacht habe. Jemand zu haben, mit dem man seine Erlebnisse teilen kann, ist ja fast schon das halbe Vergnügen.«

Das Bier ließ sie entspannter werden.

»Es ist schwer, jemanden zu verlieren, den man liebt«, sagte sie.

»Else war so süß ...« Er holte seine Brieftasche hervor und zeigte ihr kurz und etwas verlegen ein Foto seiner toten Frau. Sie sah wenig spektakulär aus. Justine wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Wir waren fast vierzig Jahre lang verheiratet. Und ihr, wie lange seid ihr schon verheiratet?«

»Wir? Nein, Nathan und ich ... Wir sind, ich weiß nicht, wie man das auf Englisch nennt. Wir sind zusammen, aber nicht verheiratet, und wir wohnen auch nicht zusammen.«

»Lovers?«

»Nein, mehr als das. Wir werden vermutlich heiraten, wir haben davon gesprochen.«

Martina hatte sich umgezogen und trug ein Kleid, ihr Haar glänzte frisch gewaschen. Sie saß lange Zeit stumm da und betrachtete sie alle, einen nach dem anderen. Als sie zu Justine kam, sagte sie schnell auf Schwedisch:

»Die ersten weißen Frauen im Dschungel. Was sagst du dazu?«

Der jüngere Deutsche, Stephan, rief dazwischen und legte seinen Arm um sie.

»Hallo, hallo, auf Englisch, bitte!«

»Ich habe Justine nur gesagt, dass es ihr, mir und deiner Freundin Katrin im Urwald ganz wunderbar gehen wird, umgeben von so vielen hübschen Kerlen.«

Als sie in ihr Hotelzimmer zurückkamen, packten sie ihre Sachen. Am frühen Morgen wollten sie sich auf den Weg machen. Sie würden mit dem Bus ins Landesinnere bis zu einer kleinen Stadt am Rande des Dschungels fahren, wo sie übernachten und die notwendigen Einkäufe erledigen wollten.

Justine war fertig mit dem Packen, sie hatte sich ins Bett gelegt. Eine seltsame Wehmut hatte sie ergriffen. Sie dachte, dass es an ihren Tagen lag, ihr Körper war aufgedunsen und prall.

»Kannst du jemand von den Leuten schon vorher?«, fragte sie.

»Nein.«

»Aber du hast doch gesagt, Martina habe dir versprochen, eine Reportage zu machen?«

»Ich habe sie gestern getroffen, während du deinen Schönheitsschlaf gemacht hast.«

»Davon hast du mir gar nichts erzählt.«

»Muss ich dir jetzt über jeden meiner Schritte Rechenschaft ablegen?«

»So habe ich das nicht gemeint ...«

»Nein, natürlich nicht!«

»Es kommt mir ein wenig waghalsig vor, ein junges, schwedisches Mädchen, das ganz allein unterwegs ist.«

»Findest du? Die Mädels sind heutzutage ziemlich auf Draht.«

Sie konnte es nicht lassen:

»Nathan ...?«

»Ja.«

»Findest du sie sexy ...?«

»Dummkopf. Niemand kann dir das Wasser reichen, das weißt du doch.«

»Stimmt das auch?«

»Zum Teufel, sie könnte meine Tochter sein!«

In dieser Nacht bekam sie Schüttelfrost. Sie schreckte mitten aus einem Traum auf. Ein Körper unter Blättern, sie selbst. Der Durst war in ihr, ließ sich nicht löschen, pflügte ihre Zunge, die voller Furchen war. Sie tastete in der Dunkelheit um sich, alles war schwarz. Sie lag auf der Seite, das obere Bein lastete schwer auf dem unteren, den Knien und Gelenken.

Sie weinte lautlos.

»Nathan ...«

Als er endlich wach wurde, war er wütend.

»Wir müssen verdammt noch mal schlafen, morgen ist ein harter Tag.«

Es war fünf nach zwei.

Seine Fingerspitzen.

»Scheiße, du glühst ja.«

Er holte Aspirin und Wasser.

»Sieh zu, dass du wieder gesund wirst, Liebling, das wird sonst wirklich sehr schwierig.«

»Ja, Nathan, ich weiß ...«

Der Muezzin. Seine harte, schallende Stimme. Sie fror, wie sie noch nie in ihrem Leben gefroren hatte.

»Ich muss auf Toilette ...«

Er schlepte sie hinaus, kühlte ihr Gesicht. Sie sah, wie sich etwas in der Ecke bewegte. Sie schrie und schlug.

»Da war nichts, nur eine Kakerlake, beruhige dich, Liebling, beruhige dich ...«

Wieder zurück ins Bett.

»Ich kann nicht, ich schaffe es nicht ...«

»Soll ich einen Arzt holen?«

»Nein, lass mich einfach in Ruhe ...«

Er ging zum Portier hinunter und kam mit zwei Decken zurück. Es nützte nichts. Sie klammerte sich an seinen Arm.

»Ich kann nicht mit dem Bus fahren ...«

»Das ist mir schon klar, meine Kleine.«

Er war gezwungen, sie allein zu lassen. Sie hatte Fieberfantasien. Sie war im Dschungel und versank, Martina stand breitbeinig im Fluss. Dann hatte sie das Gefühl, von der verknitterten Matratze gehoben zu werden, ein schimmernder Fluss aus Kakerlaken, sie hing nach vorne gebeugt und fühlte

sich doppelt so schwer wie sonst. Jemand hielt sie fest. Jemand rieb ihren Rücken mit Liniment ein. Sie fror zwischen den Schulterblättern. Ein Glas an ihren Lippen. Jemand sagte, trink. Sie trank und fiel zurück, und die Schatten wuchsen.

Am Abend war er wieder bei ihr.

»Nathan, ich habe so sehr nach dir gerufen ...«

»Ich habe fast die ganze Zeit hier gesessen. Ich habe bei dir gewacht, du bist sehr krank gewesen.«

»Was für ein Tag ist heute?«

»Es ist Mittwoch.«

»War gestern Dienstag?«

»Ja, Dienstag. Du bist sehr krank gewesen ... Aber jetzt geht es dir besser, du hast die Krise überstanden. Ben hat mir ein Medikament gegeben. Wir können morgen den Bus nehmen.«

Als sie daran dachte, wollte sie wieder die Augen schließen, sie schnappte nach Luft.

»Ben hat gesagt, dass es dir morgen schon viel besser gehen wird. Du hast einen richtigen Hammer bekommen. Aber du musst viel trinken. Die beiden Flaschen hier.«

Er ließ nicht zu, dass sie schlief. Wenn sie die Augen zu lange geschlossen hielt, weckte er sie und flößte ihr das Wasser ein, Sie fror nicht mehr. Die Schmerzen in den Gelenken begannen schwächer zu werden. Er saß bei ihr, blieb bei ihr.

»Verzeih mir ...«, flüsterte sie. »Dass ich euch so aufhalte ... uns.«

»Aber nun bitte doch nicht um Verzeihung, du kannst doch nichts dafür. Auf einer solchen Reise muss man auf alles gefasst sein.«

»Ja, aber die anderen ...?«

»Besser, so etwas passiert jetzt, als draußen im Dschungel. Nicht wahr?«

»Oh Gott«, wimmerte sie. »Glaubst du wirklich, dass ich es schaffe?«

Am nächsten Morgen war es vorbei. Sie war matt und mitgenommen, hatte aber kein Fieber mehr. Nathan half ihr beim Duschen. Es kam immer noch Blut. Er war nicht gereizt. Er sang, als er sie trocken rieb.

Sie nahmen ein Taxi zum Busbahnhof. Sie hatte ihren Rucksack auf dem Schoß. Sie fühlte sich sehr matt, ertrug es nicht, den Druck auf den Schultern zu spüren.

Der Bus war alt und heruntergekommen, er füllte sich schnell mit Menschen. Ben hatte dafür gesorgt, dass sie alle zusammensaßen. Die durchgesessenen Sitze reichten nicht für alle Passagiere. Ein paar kleinere Jungen mussten vorne auf Klappstühlen sitzen. Sie taten ihr unendlich Leid.

In der Gruppe bereitete man ihr einen ausgesprochen warmen Empfang.

»Ihr müsst mir wirklich verzeihen«, sagte sie verlegen.

»Das nächste Mal sind wir dran«, sagte der Isländer.

Sie mochte seine Art zu sprechen, seinen Akzent.

Heinrich hatte eine Tüte Kandiszucker für sie gekauft.

»Du kannst jetzt etwas Zucker gebrauchen«, sagte er und versetzte ihr einen freundschaftlichen Klaps.

»Danke«, flüsterte sie. »Wie nett ihr alle seid.«

Martina hatte den Sitz schräg vor Justine bekommen.

»Geht es dir besser?«, fragte sie.

Justine nickte.

»Ich habe etwas Ähnliches einmal in Peru gehabt. Es schlug mir dann auf die Augen. Ich dachte, ich würde blind werden.

Stell dir vor, sich in völliger Dunkelheit in einem vollkommen fremden Land vorzutasten.«

»Wie bist du denn wieder gesund geworden?«

»Ein Mann, den ich dort kennen gelernt hatte, besorgte mir irgendein Pulver. Es war etwas, was die Indios benutzten. Es brannte höllisch in den Augen, aber nach etwa einem Tag war alles wieder normal.«

»Dass du dich getraut hast! Du hättest wirklich blind werden können!«

»Ja. Im Nachhinein denke ich das auch. Aber manchmal muss man auch etwas riskieren.«

»Ich bekam irgendeinen Hammer von Ben.«

Martina prustete los.

»Hier gibt es bestimmt so einiges, bei dem sich unsere schwedischen Gesundheitsbehörden in die Hose machen würden.«

»Ja.«

»Du musst versuchen, dich während der Fahrt auszuruhen. Wir werden den ganzen Tag unterwegs sein.«

Der Bus wurde von einem fetten und launischen Chinesen gefahren, der nur zweimal hielt, einmal für eine kurze Mittagspause, das zweite Mal genau acht Minuten für einen Toilettenbesuch. Er hielt seine Wurstfinger hoch, wobei er die beiden Daumen in die Handteller geklappt hatte:

»And I tell you, only eight minutes. After that: Bus is gone!«

Die Toilette war unbeschreiblich schmutzig und bestand aus einer Versenkung im Fußboden. Justine hatte Probleme, das Gleichgewicht zu halten. Ihre Schuhe wurden nass.

Es gab nichts, um sich abzuwischen.

Sie berichtete Nathan anschließend davon.

»Müssen die hier so verdreckte Toiletten haben? Es roch widerlich da drinnen, dass die das nicht selber merken!«

»Halt durch, im Dschungel wird es besser«, lachte er. »Da gibt es wenigstens frische Luft und Blätter.«

»Aber auch leeches!«, ergänzte Martina.

Sie wusste nicht, was das Wort bedeutete. Nach einer Weile fragte sie Nathan. Er sah Martina an und lächelte verschwörerisch.

»Das wirst du noch früh genug erfahren.«

Im Bus saß Martina ihnen zugewandt, die Beine auf den Gang ausgestreckt. Die Armlehne ihres Sitzes war fort. Sie hatte ein fein geschnittenes und kleines Gesicht mit dunklen Augenbrauen. Ein schwacher Seifenduft ging von ihr aus. Sie machte ein paar Bilder von ihnen.

Plötzlich tat der Bus einen Schlenker, so dass sie fast ihre Kamera verloren hätte.

»Verdammter Idiot!«, entfuhr es ihr.

Nathan hatte sie festgehalten.

»Alles okay?«

»Ja, klar. Aber dieser Idiot da vorne hat offensichtlich noch nie an einem Benimmkurs teilgenommen.«

»Nein. Aber du darfst nicht vergessen, dass wir eine ganz schöne Strecke vor uns haben, er will bestimmt nicht im Dunkeln fahren. Weiß der Teufel, ob dieses Wrack überhaupt Scheinwerfer hat.«

»In Guatemala sind wir eine ganze Nacht mit einem Bus gefahren, der kein Vergleich zu dem hier war. Der hier ist dagegen das reinste Luxusgefährt. Wir sind von Tikal nach Guatemala Stadt gefahren, die Sitze waren steinhart, ohne Polsterung ... Da hat einem vielleicht der Arsch wehgetan, als wir morgens endlich ankamen.«

»Hast du eine Reportage gemacht?«, fragte Nathan.

»Ja. Ich habe den Schund an ein Reisemagazin verkauft. Sie haben eine mehrseitige Reportage daraus gemacht, ich bekam sogar das Cover.«

Er wuschelte ihr durchs Haar.

»Echt gut, Martina. So machst du das auch bei uns.«

»Und was bekomme ich dafür?«

»Mal sehen ... Ich kann dich in Naturalien bezahlen, wenn du willst. Wir werden uns schon einig werden, du und ich.«

Sie warf ihm einen verschmitzten Blick zu.

»Es gibt eine alte, goldene Regel. Don't screw the crew!«

Der Isländer sagte:

»Martina, gab es denn in Guatemala keine Unruhen?«

»Doch, schon. Ich bin manchmal von Soldaten angehalten worden.«

»Ich finde, es klingt nicht ungefährlich, ja, geradezu dumm, sein Schicksal so herauszufordern und als junge, allein stehende Frau loszuziehen.«

»Und warum? Soll eine Frau etwa nicht die gleiche Bewegungsfreiheit haben wie ein Mann?«

»Du verstehst schon, was ich meine.«

»Ich bin noch nie jemand begegnet, der versucht hätte, mich zu vergewaltigen, falls es das ist, was du meinst. Einmal ist mein Pass verschwunden. Aber dabei hat mir die Botschaft geholfen.«

»Bist du schon in der ganzen Welt gewesen?«, fragte Justine.

»Nein. Nicht auf Island. Aber da hat es mich auch nie hingezogen.«

Spätabends kamen sie an. Es war immer noch sehr heiß. Die Luft war voller Vögel, sie ähnelten Schwalben, ihre silbrig

glänzenden Körper besetzten die Telefonleitungen, die kreuz und quer über den Straßen verliefen. Ben war begeistert.

»Oh, was bin ich froh, dass ihr das zu sehen bekommt, es sind Zugvögel, sie kommen nur ein- oder zweimal im Jahr vorbei.«

»Man sollte vielleicht nicht direkt unter ihnen hergehen«, sagte Nathan. »Ich habe gehört, dass das Unglück bringt.«

Alle lachten.

Sie wurden in einer schmucklosen und einfachen Pension einquartiert. Justine war sehr müde, sie streckte sich auf dem Bett aus. Das Zimmer war heiß wie ein Wäschetrockner. Sie musste eigentlich ein paar Sachen waschen, alles stank, es juckte sie am ganzen Körper.

»Wie geht es dir?«, fragte Nathan. Er war draußen gewesen und hatte geduscht, stand breitbeinig unter dem Ventilator, um sich trocknen zu lassen. Die goldenen Haare auf seinen Beinen, er war schön, sie sehnte sich nach ihm, sehnte sich danach, dass er sie in den Arm nahm, sie wiegte, küsste und ihr versicherte, dass nichts Schlimmes geschehen würde, dass sie immer, immer zusammenbleiben würden.

»Ich bin okay«, flüsterte sie.

»Du kommst mir etwas niedergeschlagen vor.«

»Nein, es ist nichts. Ich bin nur müde.«

»Wir werden runtergehen und eine Kleinigkeit essen.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich nicht.«

»Bist du zu müde?«

»Ja.«

»Ich muss jedenfalls etwas essen.«

Er ging. Es gab keine Laken auf dem Bett, nur einen dünnen, geblühten Überzug um die Matratze. Es fühlte sich an, als läge sie auf Sand, aber als sie versuchte, den Überzug abzubürsten,

war er ganz glatt. Sie wollte sich mit etwas zudecken, nicht weil sie fror, sondern weil sie es so gewohnt war. Sie fühlte sich nackt und schutzlos.

Sie hörte, wie sich die anderen im Erdgeschoss versammelten. Das Zimmer war quadratisch, der Fußboden aus grauem Zement. Das einzige Möbelstück im Raum war das Bett. Durch das vergitterte Fenster stieg ein Chor aus Zikaden und Fröschen zu ihr hinauf.

Sie setzte sich auf, es juckte und brannte an allen Stellen, wo Haut auf Haut lag. Sie zog sich an und ging in den Flur hinaus. Am Ende des Flurs gab es ein altes und verfärbtes Waschbecken. Rechts lagen eine Dusche und eine asiatische Toilette. Sie ging in die Dusche und zog sich aus. Es gab keine Haken für die Kleider. Justine hängte sie über die Türklinke, aber während sie duschte, wurden sie nass gespritzt.

Sie wusch ihren BH und den Slip aus. In ihr Handtuch gehüllt lief sie ins Zimmer zurück. Wenn jemand sie so sähe? Es schickte sich wahrscheinlich nicht, sich in einer muslimischen Pension nur mit einem Handtuch bekleidet zu zeigen. Vielleicht wurde man zur Strafe öffentlich ausgepeitscht oder zu Tode gesteinigt. Sie zog ein T-Shirt an und eine lange Hose, breitete die nassen Sachen auf dem Fußboden aus. Das Haar kühlte angenehm den Kopf, sie merkte, dass sie Hunger hatte. Sie war auf dem besten Wege, wieder gesund zu werden.

Vorsichtig ging sie die steile und dunkle Treppe hinunter. Ein Fernsehapparat lief, ein paar jüngere Burschen saßen davor und schenkten ihr keine Beachtung. Eine Frau schaute hinter einem Vorhang hervor.

»Have you seen my friends?«, fragte Justine.

Dann entdeckte sie die anderen. Sie hatten sich an ein paar Tischen auf der Straße niedergelassen. Sie stellte sich in den Türrahmen. Die anderen bemerkten sie nicht. Martina saß in der Mitte. Sie war gerade dabei, ihnen etwas zu erzählen.

Nathan saß neben ihr. Er saß ihr so nahe, dass seine Hand an ihrem Bein ruhte.

Eine ganze Weile blieb sie so stehen und betrachtete die anderen, ihre leuchtenden Gesichter, wie intensiv sie lauschten. Etwas sperrte sich in ihr. Sie brachte es nicht über sich, zu ihnen hinauszugehen, konnte aber auch nicht wieder hinaufgehen. Alle Geräusche des Tages schwirrten ihr durch den Kopf, Motoren, Stimmen, Zikaden. Sie stand da, als wäre sie zu einer Statue erstarrt: zu einer wenig charmanten, blassen, fetten Touristin mittleren Alters.

Ben bemerkte sie als Erster. Er stand auf und kam ihr entgegen.

»Setz dich zu uns, Justine. Ich werde dir etwas zu essen holen.«

»Was macht ihr?«

»Nichts. Wir haben etwas gegessen, wir sitzen da und lassen es uns gut gehen.«

Sie trat zwischen die Stühle.

»Ich dachte, du schläfst«, sagte Nathan.

»Aha«, antwortete sie kurz.

Heinrich gab ihr einen Klaps auf die Wange.

»Es ist gut, dass du dich ausruhst. Damit du morgen fit bist.«

Sie nickte. Ihr schossen Tränen in die Augen, sie zog sich schnell ihre Sonnenbrille an.

»Jetzt siehst du aus wie Greta Garbo«, sagte Stephan. Er sprach Englisch mit starkem deutschen Akzent. Katrin ahmte ihn spöttisch nach. Dann sprach sie die Worte nochmal aus, extrem deutlich. Stephan und Katrin waren verlobt. Sie waren durchtrainiert, Justine bemerkte ihre muskulösen Waden. Die beiden würden keine Mühe haben, im Dschungel mitzuhalt.

Sie zwang sich, etwas zu sagen.

»Was habt ihr gegessen?«

Katrin prustete los.

»Rat mal!«

»Keine Ahnung ...«

»Flajd lajs and tjicken.«

»Das ist das malaysische Nationalgericht«, sagte einer der Norweger.

Justine fiel es schwer, die jungen norwegischen Männer voneinander zu unterscheiden.

»Bist du Stein oder Ole?«, fragte sie.

»Ole natürlich. Sollen wir in Zukunft vielleicht Namensschilder tragen?«

»Aber ihr seid euch wirklich ähnlich.«

»Sind wir das? Das hast du aber nicht nett gesagt.«

Sie brachen in Gelächter aus, das gleiche glucksende, wohlwollende Lachen.

»Es liegt wahrscheinlich daran, dass ihr Norweger seid«, sagte sie.

»Dann findest du also, dass alle Norweger gleich aussehen? Ich finde nicht, dass alle Schweden gleich aussehen.«

Er zeigte auf Martina.

»Sie da, zum Beispiel, ist dunkelhaarig. Und du bist blond.«

Ben kam mit einem Teller Essen und einer eiskalten Coca-Cola zurück. Sie trank gierig davon.

Ben sagte:

»Wir haben über das Gepäck für morgen gesprochen. Nathan wird es dir zeigen. Nimm nur das Notwendigste mit. Denk daran, dass du alles, was du mitnimmst, auch ein paar Tage auf deinem Rücken tragen musst. Kleidungsstücke, die nass werden, wiegen zudem mehr als trockene Kleider. Was du nicht

mitnimmst, wird hier im Haus verwahrt, bis wir wieder zurückkommen.«

»Okay.«

»Du bekommst noch eine Tablette von mir. Morgen wirst du dich stärker fühlen als je zuvor.«

Sie konnte nicht einschlafen. Nathan lag neben ihr, er schnarchte ein wenig. Trotz der Hitze sehnte sie sich nach etwas, mit dem sie sich zudecken könnte. Außerdem musste sie mal, mochte aber nicht hinaus auf die Toilette gehen. Dazu hätte sie sich wieder komplett anziehen müssen, das war ihr zu viel.

Martina hatte gesagt:

»Gute Nacht zusammen. Und denkt daran, dass es für lange Zeit das letzte Mal sein wird, dass wir in einem Bett liegen.«

Wahrscheinlich würde sie sich bald sogar nach einem wie diesem hier sehnen, dachte Justine.

Trotz allem musste sie eingeschlummert sein, denn als sie aufwachte, war Nathan bereits aufgestanden und dabei, seine Sachen zusammenzulegen. Essensgeruch zog zum Fenster herein. Der Chor der Frösche war ohrenbetäubend.

»Guten Morgen, Sweetheart«, sagte Nathan. »Wie geht es uns heute?«

Sie streckte sich.

»Besser.«

Er ging in die Hocke und stopfte seine Sachen in den Rucksack.

»Nathan ...«

»Ja.«

»Nein, schon gut.«

»Raus aus den Federn. Ich habe gehört, wie die Dusche draußen gerade frei geworden ist.«

»Kannst du mir nicht beim Packen helfen?«

»Ach was, das schaffst du schon allein. Ich muss ein paar Sachen mit Ben besprechen. Nimm Wechselsachen, in denen du gehen kannst, und etwas, das du anziehen kannst, wenn wir das Lager aufschlagen. Vergiss die Malariatabletten nicht! Ich gehe schon mal runter. Komm nach, wenn du fertig bist.«

4. KAPITEL

Ein Lastwagen, der mit einer Plane bedeckt war, brachte sie aus der Stadt heraus. Aus Rücksicht auf sie, vielleicht auch, weil sie die älteste Frau in der Gruppe oder weil sie krank gewesen war, durfte Justine vorne beim Fahrer sitzen. Die anderen quetschten sich zusammen mit der Ausrüstung auf die Ladefläche.

Einmal drehte sie sich um. Nathan saß mit angezogenen Beinen. Martina hatte sich an sie gelehnt.

Sie trank von dem lauwarmen Wasser aus der Flasche. Der Mann neben ihr fuhr ruckhaft, schien das Fahrzeug nicht gut zu kennen. Bei jedem Schaltmanöver zerrte er so am Schaltknüppel, dass die Zahnräder kreischten und knirschten. Das schien ihn nervös zu machen. Die Fenster waren heruntergedreht, Staub wurde in die Fahrerkabine gesogen. Er schielte ab und an zu ihr hinüber, sprach aber kein Englisch. Seine Haut war sehr dunkel. Zu beiden Seiten der Straße erhob sich dichter Dschungel.

Einmal rief er etwas und zeigte auf die Straße. Eine mehrere Meter lange Pythonschlange lag am Straßenrand. Sie war tot, war überfahren worden. Sie hörte, wie die anderen fragten, hörte nicht die Worte, nur ihre erregten Stimmen. Sie dachte an die kommende Nacht. Ihr schauderte.

Nach mehreren Stunden bog das Auto auf eine Sandpiste ab, die direkt in den Wald führte. Die Reifen schlingerten etwas, hätten sich fast festgefahren. Dann schaltete der Mann den Motor aus. Im ersten Moment wurde es ohrenbetäubend still, dann drangen die Dschungelgeräusche zu ihnen wie ein mächtiges und anschwellendes Orchester.

Justine tat alles weh. Sie sprang in den roten Sand hinab, massierte ihre Beine.

Nathan stand neben ihr.

»Hier hast du deinen Rucksack! Und dann habe ich dir noch das hier gekauft.«

Er reichte ihr ein Messer in einem Futteral, es war breit und schwarz und einen halben Meter lang.

»Ein Messer?«

»Ein Parang«, sagte er.

»Es bringt Unglück, jemand etwas Scharfes zu schenken.«

»Mag sein. Aber du wirst es vermutlich brauchen.«

Justine hievte sich den Rucksack auf den Rücken. Sie ließ die Wasserflasche an einem der Haken an der Seite herabhängen. Vorne trug sie ihre Hüfttasche, dort befestigte sie auch das Messer. Die Hitze war mörderisch, ließ unter ihren Haaren den Schweiß ausbrechen. Sie dachte ... nein, sie dachte überhaupt nicht. Wenn sie anfang zu denken, würde alle Kraft aus ihr weichen, sie würde es nicht durchhalten.

Langsam machten sie sich auf den Weg. Das erste Stück bestand aus einem steilen und sandigen Hang, dann kamen sie in den Urwald. Ben und Nathan gingen vor. Nach einer Weile entdeckte sie, dass sich ihnen eine Gruppe eingeborener Männer angeschlossen hatte. Sie hatte die Männer nicht bemerkt. Ihr erster Gedanke war, dass sie etwas im Schilde führten. Dann begriff sie, dass die Männer sie auf ihrem Weg begleiten würden. Ben erzählte ihr, dass sie zum Volk der Orang Asli gehörten, the original people.

Sie arbeiteten sich einen glatten und schlüpfrigen Hang hinauf. Der Rucksack zog sie die ganze Zeit nach hinten. Sie klammerte sich an Wurzeln und Zweige, kämpfte sich mühsam nach oben. Heinrich war dicht hinter ihr, als ein pfeifendes Atemgeräusch.

»Wie geht's?«, keuchte sie.

»Man sollte wahrscheinlich nicht klagen, wir sind ja gerade erst losgegangen«, sagte er. »Aber es ist diese verdammte Hitze.«

Ja, die Hitze war kräftezehrend, sie machte die Bewegungen langsam und das Atmen schwer. Sie trieb den Schweiß aus allen Poren, der ihre Kleider feucht werden, den Hosenstoff an den Schenkeln kleben ließ, was jeden Schritt noch schwerer machte.

Oben auf der Kuppe bildete die Vegetation eine undurchdringliche, grüne Wand. Die Eingeborenen bahnten ihnen den Weg. Justine versuchte, ihr Messer zu benutzen, aber es war nicht leicht, es zu halten, sie brauchte beide Hände, um sich festzuklammern. Einer der Männer nahm ihr das Messer ab und zeigte ihr, wie man damit hauen musste. Es sah ganz leicht aus, als er es vormachte.

Sie gingen eine Zeit lang geradeaus weiter, dann ging es steil bergab, in eine Schlucht voller Lehm und glitschiger Blätter.

»Müssen wir hier unbedingt runter?«, sagte Gudmundur.

»Ja, die haben sich fest vorgenommen, uns beizubringen, wie es im Dschungel aussieht«, murrte Heinrich. »Bis in den kleinsten Blattnerve hinein.«

Ben kam zu ihnen.

»Ist es anstrengend?«

»Wenn es nur nicht so verdammt heiß wäre. Wir sind das einfach nicht gewohnt.«

»Ihr müsst trinken. Ihr dürft nicht vergessen zu trinken.«

Einer der Eingeborenen war der Erste beim Abstieg. Er trug einen Sweater, auf dem Pepsi stand, und dunkelblaue Shorts. Seine Beine waren mager und zerkratzt. Sie dachte, dass sie ausrutschen würde, um dann wie ein Paket bis zum steinigen Grund der Schlucht zu rollen. Ihre Muskeln zitterten vor Anstrengung, sie fierte sich hinunter, unendlich langsam, hielt

sich an Lianen und Ästen fest. Fiel auf den Hintern und rutschte ein ganzes Stück, ehe sie von einem Baumstamm gebremst wurde. Saß dort eine Weile und hielt sich an ihm fest wie an einem Rettungsring. Als sie ihn wieder losließ, fasste sie mit der Hand direkt in eine stachlige Pflanze. Sie fluchte vor sich hin, verbissen.

Nathan war ein gutes Stück vor ihr, kommst du, rief er.

Martina war schon unten.

»Wir können jetzt eine kurze Pause machen«, sagte Ben.

Der Fluss floss gelb und mit starker Strömung vorbei, in der Ferne hörte man das Donnern eines Wasserfalls.

»Setz deinen Rucksack ab«, sagte Nathan, aber sie war zu müde, ihre Hände zitterten. Er half ihr, hob ihn ihr vom Rücken, die Gurte schnitten in die Schultern. Ihre Arme waren so geschwollen, dass ihr Uhrband zu eng saß. Sie musste es zwei Löcher weiter machen. Sie betrachtete ihre Finger, die zu kleinen Partywürstchen angeschwollen waren und sich kaum noch beugen ließen.

Als Letzter von allen kam Heinrich den Abhang herunter. Seine Augen flackerten, die Kleider waren nass und schmutzig.

Ben betrachtete sie. Er lächelte ein wenig.

»Ihr werdet euch daran gewöhnen. Am Anfang ist es immer am schwersten.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, keuchte Heinrich. »Ich glaube nicht, dass man alten Hunden noch etwas beibringen kann.«

Es war ein schöner Platz, an dem sie Halt gemacht hatten. Große, weiße Blumen wuchsen an den Flussufern, weiter oben lagen Grotten, und jetzt sah sie, wie eine Schar von Fledermäusen ins Licht herauskam, erschreckt durch ihre Nähe. Justine fiel am Fluss auf die Knie. Sie ließ Wasser über Hände und Gesicht laufen. Ein riesiger Schmetterling saß auf einem

Zweig, der über der Wasseroberfläche hing. Auf einmal sah sie noch mehr, sie umkreisten Justine, und sie streckte ihre Hände aus. Einer von ihnen landete auf ihrem Daumen. Sie fühlte die kleinen, kühlen Füße und den Saugrüssel, als er über ihre Haut fuhr.

»Bleib sitzen!«, sagte Martina. »Ich will versuchen, eine Großaufnahme von ihm zu machen.«

Aber als sie sich mit dem Kameraobjektiv näherte, bekam der Schmetterling Angst und flog fort. Sie stöhnte vor Enttäuschung auf.

»Shit, das hätte das Bild des Jahres werden können.«

»Sie suchen nach Salz«, sagte Ben.

»Ist das wahr, ich dachte, Schmetterlinge mögen alles, was süß ist?«

»Ja, deshalb setzen sie sich bestimmt auf Justine«, sagte Heinrich. Er hatte sich die Schuhe ausgezogen und tauchte jetzt seine Füße ins Wasser, wobei er wild grimassierte.

»Autsch! Habt ihr euch etwa keine Blasen gelaufen?«

»Ich weiß nicht«, sagte Justine. Ihre Turnschuhe waren durchnässt und lehmverschmiert. »Ich traue mich nicht, die Schuhe auszuziehen, denn dann bekomme ich sie bestimmt nicht wieder an.«

Einer der Eingeborenen trat zu Ben. Er war ein wenig jünger, über eine Gesichtshälfte verlief eine Narbe. Er hielt ein Blasrohr in der Hand. Ein Köcher mit Pfeilen hing an seiner Hüfte. Er sah erregt aus, sagte ein Wort, wiederholte es mehrere Male.

»Was sagt er?«, fragte Nathan.

»Tigerspuren.«

»Wo?« Martina drängte sich vor. »Lasst mich sehen, ich schieße ein paar Bilder.«

Etwa zehn Meter entfernt sahen sie im Sand die Abdrücke großer Tatzen.

»Ben, du hast gesagt, dass sie mehr Angst vor uns haben als wir vor ihnen«, murmelte Katrin. »Ich hoffe wirklich, dass du Recht hast.«

»Doch, doch, das stimmt schon. Er hat uns sicher gehört und sich aus dem Staub gemacht. Er ist über alle Berge.«

Sie machten sich wieder auf den Weg, wollten dem Flussufer folgen. Zu ihrer Linken erhob sich steil der Berg. Sie mussten über schlüpfrige Wurzeln und Felsen steigen, genau dort, wo der Berg auf das Wasser stieß. Einer der Männer hatte ein Seil aus Hanf zwischen Zweigen und Bäumen gespannt. Sie hielten sich an dem Seil fest und hangelten sich langsam vorwärts.

Nach einer Weile ließen sie den Berg hinter sich und kamen in eine Ebene. Dort bogen sie wieder in den Wald ab.

Immer war sie es, die zuletzt kam. Sie und Heinrich. Sie ließ sich durch das Tempo der anderen stressen und verausgabte sich, geriet außer Atem und verlor ihren Rhythmus. Anfangs wartete Nathan noch auf sie und half ihr über die schwierigsten Passagen hinweg. Anfangs ermahnte er sie auch noch.

»Versuch einmal, etwas schneller zu gehen, Justine, du hältst die ganze Gruppe auf.«

Dann ließ Ben einen der Eingeborenen zusammen mit Justine und Heinrich gehen. Jedes Mal, wenn sie die anderen einholten, hatten die sich bereits seit längerem ausgeruht und waren bereit, weiterzugehen. Auf diese Weise wurde der Stress nur noch größer, ihr Gefühl der Unzulänglichkeit. Heinrich bemerkte es, er versuchte, sie zu trösten.

»Nicht jeder hat so viel Energie, das ist nun mal so. Und wenn Nathan auch in Zukunft Dschungelausflüge organisieren will, muss er einen besser darüber informieren, dass man sowohl

Marathonläufer, als auch Spitzenturner sein muss, um mitkommen zu dürfen.«

Es war ganz einfach so, dass die begrenzten Möglichkeiten ihres Körpers plötzlich deutlich zu Tage traten. Sie war nicht mehr jung.

Sie saßen auf ein paar Steinen und ruhten sich aus. Justine rieb sich den Knöchel und spürte etwas Warmes an ihrer Hand. Es war Blut. Ihre Strümpfe hatten große, rote Flecken. Sie fasste einen der Flecken an, fühlte etwas Gummiartiges. Sie schrie auf. Die Eingeborenen lachten.

Vier Blutegel hatten sich durch die Strümpfe hindurch festgesaugt. Ihre Körper schwollen, wurden immer dicker. Sie hatte ihre Socken über die Hosenbeine gezogen, die Egel hatten sich mühelos durchgesaugt.

»Da hast du deine Schmarotzer«, sagte Nathan.

»Mach sie weg!«, schrie sie.

Martina näherte sich mit der Kamera.

»Bleib sitzen. Es dauert nur ein paar Sekunden.«

Sie schrie auf Schwedisch:

»Zur Hölle, verschwinde!«

Sie warf sich auf die Erde, scheuerte mit den Beinen über den Erdboden, trat, jaulte.

Nathan packte sie an den Schultern.

»Werd jetzt nicht hysterisch, Justine, verdamme Scheiße, mach dich doch nicht lächerlich!«

Sie wurde ruhiger und schluchzte auf.

»Dann mach sie doch weg, mach sie weg!«

»Mach es selbst! Wir haben auch Blutegel abbekommen.«

Sie zwang sich, ihre Finger um die glatten, weichen Körper zu legen, Finger, die abrutschten. Sie kniff die Augen zusammen,

hinein mit dem Nagel in den zähen Gummimund: so! Schwarz und sich aggressiv windend, bewegten sie sich in ihrem Griff, suchten bereits nach einem neuen Halt. Mit vor Ekel verzerrtem Gesicht strich sie die Egel an einem Stein ab.

Es wollte nicht aufhören zu bluten. Aber es tat nicht weh.

»Sie sprühen etwas hinein, das betäubt und das Blut daran hindert zu gerinnen«, sagte Ben. »Sie rechnen sich aus, dass sie es schaffen, einiges aufzusaugen, ehe man etwas bemerkt. Sie sind nicht gefährlich, aber auch nicht sehr angenehm.«

»Wenn sie im Fluss sind, brauchen wir ja nicht unbedingt dort zu gehen«, sagte Katrin.

»Sie sind überall. Sie liegen im Gras auf der Lauer. Sie scheinen einen unglaublichen Geruchssinn zu haben. Wenn ein Mensch oder ein Tier vorbeikommt, nehmen sie Anlauf und springen. Und sie verpassen einen fast nie.«

Gudmundur sagte:

»Alle Lebewesen haben ihre spezielle Funktion im Kreislauf des Lebens. Aber der Blutegel? Welche Funktion hat er? So wie ich es sehe, hat er kein Recht zu leben.«

Und er riss einen kräftig angeschwollenen Egel von seinem Knöchel und zermalmte ihn unter seinem Absatz.

Am späten Nachmittag erreichten sie wieder den Fluss. Auf der anderen Seite wollten sie ihr Lager aufschlagen. Einer der Eingeborenen, er war fast noch ein Junge, nahm Justine bei der Hand und führte sie vorsichtig ins Wasser. Der Grund war glatt und voller Steine. Sie klammerte sich an den Jungen. Als sie es fast geschafft hatte, rutschte sie aus und fiel ins Wasser. Der Junge konnte sie nicht mehr halten, sie tauchte prustend wieder auf.

Zwei Hände ergriffen sie von hinten. Nathan.

»Du kleiner Tollpatsch!«, sagte er. »Jetzt hast du bestimmt dein ganzes Gepäck nass gemacht.«

Martina irgendwo hinter ihr, ihr schallendes Gelächter.

»Entschuldige, Justine, aber das sah wirklich zu komisch aus.«

Sie lag auf einem umgestürzten Baumstamm. Eine Wolke kleiner Fliegen umschwärmte sie. Überall rauschte, raschelte und brummte es.

Sie hörte die anderen, sie waren dabei, das Lager aufzuschlagen. Sie lag regungslos auf dem Stamm. Die Fliegen krochen in ihre Augenwinkel, sie war zu müde, um sie zu verjagen. Vom Lager her hörte sie Martinas leise gurrende Laute, vergnügt und spöttisch, samtweich wie der Gesang der Gibbonaffen hoch oben in den Baumkronen.

Durch ihre Wimpern hindurch konnte sie Hände und Arme erkennen, sie hörte Stimmen und Rufe.

In der Ferne hallte ein Donner, als sie die Augen öffnete, fielen bereits die ersten Regentropfen. Sie hatte nie zuvor Regen aus dieser Perspektive erlebt, von unten. Die weißen Tropfen waren wie Perlen, sie lag da und ließ sie zu sich kommen, ihre Haut tränken und von ihr und den Kleidern aufsaugen, ließ die Tropfen ihren Körper reinigen und erfrischen.

Ben hockte unter einem Regenschutz. Er trug jetzt einen Sarong und rührte in einem Blechteller über dem Feuer.

»Justine?«, rief er.

»Ja.«

»Ist alles okay?«

»Ja.«

»Bist du hungrig?«

»Ja? Das ... bin ich vielleicht.«

»Geh und zieh dich um, zieh dir etwas Trockenes an.«

Sie betrachtete prüfend ihre Fingerspitzen. Sie waren aufgeweicht, als hätte sie zu lange in der Badewanne gelegen. Ihre Hände waren voller Stiche.

Sie sagte zu Ben:

»Meine Fingerspitzen sind blau.«

Sie wusste nicht, wie man *blaue Flecken* auf Englisch sagte.

Er nickte zerstreut.

Eine Plastikplane war zwischen ein paar Pfählen gespannt worden. Geduckt lief sie dorthin. Heinrich und das deutsche Paar saßen bereits dort. Sie stellte ihren Rucksack ab. Ein Blitz zuckte zwischen den Baumstämmen. Unmittelbar darauf donnerte es.

»Wo sind denn die anderen?«, fragte sie.

»Sie wollten sich den Wasserfall ansehen.«

Sie sank zu Boden und versuchte, ihre nassen Turnschuhe zu öffnen. Ihre Hose hatte Löcher bekommen, sie blutete aus einer Wunde oberhalb des Knies. Alles im Rucksack war in Plastiktüten verstaut. Ihre Sachen hatten nicht viel Feuchtigkeit abbekommen. Schlimmer stand es um alles, was sich in ihrer Hüfttasche befand: die Kopfschmerztabletten, drei Tampons, ein Notizbuch und ein paar Papiertaschentücher. Alles war zu einem einzigen Haufen zusammengepappt.

Sie fand ein Handtuch und begann, sich abzutrocknen.

Draußen im Fluss ging der Mann mit dem Pepsisweater mit einem großen, runden Fischnetz umher. Von Zeit zu Zeit hob er es hoch, pflückte die Fische heraus und stopfte sie sich in die Taschen. Nach einer Weile watete er zurück und brachte seinen Fang zu Ben.

Justine zog sich Shorts und ein trockenes Hemd an. Es war nicht kalt. Das Gewitter wurde heftiger, wütete in der Ferne und

gleichzeitig direkt über ihnen. Der Regen donnerte jetzt herab und ließ die Erde noch matschiger werden.

»Sie hätten gar nicht zu einem Wasserfall gehen brauchen«, meinte Stephan. »Hier ist genauso viel Wasser.«

»Dass sie gar nicht Bescheid gesagt haben!«, murmelte Justine.

»Doch, das haben sie schon. Aber wir hatten für heute die Nase voll vom Klettern. Wir wollten nicht mitkommen.«

»Ich lag da unten auf dem Baumstamm.«

»Sie dachten bestimmt, du schläfst.«

Sie entdeckte Nathans Rucksack und stellte ihn neben ihren eigenen. Es brodelte und rauschte im Wald, die Blitze krachten. Katrin duckte sich zwischen ihnen.

»Es sieht dramatisch aus«, sagte Heinrich. »Man spürt wirklich, wie klein der Mensch doch ist.«

»Hauptsache, es schlägt kein Blitz ein«, sagte Katrin.

»Er schlägt doch andauernd ein. Man sieht hier doch ständig Bäume, die gespalten worden sind.«

»Ja, aber ich meine hier, bei uns!«

»Schlimmer ist es wohl für die da draußen.«

»Was ist, wenn sie nicht zurückfinden?«

»Sie haben doch einen der Orang Asli-Typen dabei, den mit der Narbe, ich weiß nicht, wie er heißt. Er sollte nun wirklich den Weg finden. Wer im Dschungel lebt, hat bestimmt eine Art inneres Radarsystem, oder was meinst du, Justine?«

Sie antwortete nicht. Die Dämmerung begann, sich herabzusinken, die Geräusche des Dschungels wurden lauter. Ein schrilles Geräusch wie von einem Sägeblatt irgendwo ganz in ihrer Nähe.

»Was zum Teufel ist denn das?«, fragte Heinrich.

Stephan schaute auf.

»Ich glaube, es ist ein Insekt.«

»Das muss dann aber ein verdammt großes Insekt sein.«

»Es kann auch ein Frosch sein. Auf jeden Fall ist es ein Nachttier.«

»Sollen wir bei dem Lärm etwa schlafen?«, sagte Katrin.

»Vielleicht hört es bald auf, das steht jedenfalls zu hoffen.«

Da sahen sie in einiger Entfernung den flackernden Schein einer Taschenlampe zwischen den Bäumen.

»Gott sei Dank, da kommen sie ja!«, rief Katrin.

Das Gewitter war widerwillig dabei, sich zu verziehen, aber es regnete immer noch. Nathan schaute unter der Plastikplane herein. Er griff nach Justines Fuß.

»So ist das also, ihr sitzt hier und habt es euch gemütlich gemacht.«

Sie konnte seinem Blick nicht begegnen.

»Da hättet ihr vielleicht einen Wasserfall sehen können, es war Spitze!«

»Du hättest ja Bescheid sagen können«, sagte sie lahm.

»Plötzlich wart ihr verschwunden.«

»Ja, aber du warst doch so müde. Du hättest es sowieso nicht geschafft. Es war fast unmöglich, hinzukommen.«

»Du hättest auf jeden Fall etwas sagen können.«

Er kroch zu ihnen herein, seine Stirn war breit und nass. Er betrachtete die Rucksäcke.

»Wir müssen hier eine Plastikunterlage ausbreiten, das kapiert ihr doch wohl. Zum Teufel, wir können doch nicht direkt im Matsch schlafen.«

Er brachte ihr das Abendessen, heißen Tee in einer Plastiktasse, Fisch und Reis.

»Ist ja nicht nötig, dass du dir deine trockenen Kleider nass machst.«

»Danke«, flüsterte sie.

Und nach einer Pause:

»Hört es denn gar nicht mehr auf zu regnen?«

»Um diese Jahreszeit regnet es nachts fast immer.«

Sie rollte ihre Schlafsäcke aus, bereitete ihnen ein Nachtlager, machte es ihnen so nett wie möglich. Der Regen hatte etwas nachgelassen.

Einer der Männer ging mit einer Tüte um das Lager herum und verstreute ein Pulver. Es leuchtete schwach und gelblich weiß.

»Snake powder«, grinste er.

Innerhalb des Kreises lag die geschützte Zone.

Sie hatten gegessen. Sie waren satt. Die feuerroten Plastikteller standen in einem Stapel draußen im Regen. Martina hatte sich eine Stirnlampe angezogen und fingerte an ihrer Kamera herum. Nathan nahm sie ihr ab. Er hielt die Kamera ans Auge und fotografierte Martina, wie sie dort saß. Der Blitz erleuchtete ihr Gesicht.

»Der Fotograf kommt selber nie mit aufs Bild«, sagte er.

»Mein Freund war Pressefotograf.«

»War?«

»Ja, war.«

»Sollten wir uns nicht waschen?«, fragte Katrin. »Und die Zähne putzen und so.«

»Wir haben geduscht«, sagte Martina. »Im Wasserfall. Es war unglaublich schön. Das Wasser war ganz weich und warm, kristallklar.«

Justine zog sich ihr Regencap über und steckte ihre Füße in die nassen Turnschuhe.

»Wohin willst du?«, fragte Nathan.

»In die Büsche«, antwortete sie kurz.

»Nimm dich vor den Schlangen in Acht!«

Sie trat in den Matsch hinaus und wäre beinahe ausgerutscht. Musste zurückkehren, um eine Taschenlampe bitten. Leuchtete in die glitschigen, dunklen Blätter. Übertrat die Phosphorlinie und entfernte sich ein Stück. Hockte sich in der Dunkelheit hin.

Es raschelte, sie sah einen gefleckten Ast, der einer Schlange glich, ihr Herz pochte, der Schrei saß ihr im Hals. Sie biss sich fest auf die Unterlippe.

»Halt jetzt das Maul!«, flüsterte sie. »Werd nicht hysterisch!«

Unter ihr sah sie das Lager, den flackernden Schein vom Feuer und von ein paar Kerzen. Ben und die Männer hatten sich vor sie gelegt, unter einer eigenen Plastikplane. Einer von ihnen saß da und stocherte in der Glut, aus ihrer Perspektive sah er aus wie ein zusammengekauert Schatten.

Als sie zurückkam, waren die anderen schon in ihre Schlafsäcke gekrochen. Martina lag an Nathans rechter Seite, von ihm abgewandt. Neben ihr lag Ole und ganz außen Stein.

»Alles klar?«, murmelte Nathan.

Sie antwortete nicht. Sie streifte sich vor der Plane die Schuhe ab und öffnete den Schlafsack. Die Erde unter ihr war kalt und uneben. Sie sehnte sich nach einem Kissen.

Nathan beugte sich zu ihr und drückte einen harten und lautlosen Kuss auf ihre Wange.

»Du bist ja eiskalt«, flüsterte er.

»Ja.«

»Hast du Angst?«

»Wovor sollte ich Angst haben?«

»Vor der Nacht und vor dem Dschungel, und davor, dass wir direkt auf der Erde liegen, zwischen allen Schlangen, Tigern und Elefanten.«

»Ich habe keine Angst.«

»Gut. Dann gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Einer nach dem anderen schliefen sie ein, sie hörte, wie ihre Atemzüge gleichmäßiger wurden. Sie lag auf dem Rücken, anders konnte sie nicht liegen, ihr Knie tat weh. Die Geräusche aus dem Wald kamen von allen Seiten, gellend und schneidend. Sie meinte, ein Augenpaar zu sehen, aber als sie die Taschenlampe anmachte, war es verschwunden.

Ein Tiger?, dachte sie. Komm doch. Komm her und rei uns das Leben heraus mit deinen großen Kiefern, tu es. tte uns alle!

Die Augen waren noch da. Regungslos betrachteten sie Justine.

Sie drehte sich zu Nathan um. Er lag mit dem Gesicht ihr zugewandt, in der Haltung eines Fötus. Sie streckte ihre Hand aus und berührte ihn, formte die Lippen zu einem Flüstern:

»Nathan?«

Er schlief.

»Gute Nacht«, flüsterte sie. »Gute Nacht, mein Geliebter.«

Der Regen hrte in der Morgendämmerung auf. Stattdessen zogen Nebelschwaden heran. Als der Nebel sich hob, lösten sich die Stämme der Bäume aus ihm und bekamen Konturen. Eine neue Art von Geräuschen war jetzt zu hören, die Geräusche der Morgendämmerung. Die Affen erwachten und die kleinen, flinken Vögel.

Hatte sie geschlafen? Hatte sie überhaupt geschlafen? Sie saß in ihrem Schlafsack, die anderen schliefen, die Köpfe vergraben. Sie massierte ihre schmerzenden Finger.

Die Sonne brach durch die Wolken wie ein warmer und heller Vorhang.

Justine nahm ein Handtuch und ihren Badeanzug und schlich zum Ufer hinab. Im Schutz einiger Sträucher zog sie sich um und stieg dann in das gelbe, warme Wasser. Sie hatte die Turnschuhe an.

Alles Mögliche konnte es dort im Wasser geben, aber sie musste sauber werden, ihr fiel selber auf, dass sie nach abgestandenem Schweiß roch.

Sie wusch sich mit Sand, schrubhte die Bisswunden der Blutegel. Sie fingen wieder an zu bluten.

Sie blieb lange im Wasser, dachte, dass Nathan kommen würde, sie einander umarmen würden, dass er sie dort im Wasser in seine Arme nehmen und ihr versichern würde, dass alles wie immer war, dass sich nichts zwischen ihnen verändert hatte. Aber er kam nicht.

Im Lager war Ben dabei, das Frühstück zu machen. Die Sonne wärmte, sie hängten ihre nasse Kleidung über Äste und Sträucher. Sie sah zwei bleiche Pilze. Sie waren es, die ihr in der Nacht entgegengeleuchtet hatten wie die Augen eines Raubtiers. Sie musste erzählen, welchen Streich sie ihr gespielt hatten, Nathan würde lachen und die Geschichte wirklich komisch finden.

Aber Nathan war nicht da.

Sie fragte Ben.

»Ein paar sind losgegangen, um Wurzeln zu sammeln. Ich werde sie uns zum Frühstück kochen.«

Einer der Orang Asli saß in der Hocke und rauchte. Es war der gleiche Mann, der zusammen mit ihr und Heinrich gegangen war. Sie rauchten immer, diese Männer, schon im Alter von wenigen Jahren lernten sie, wie man sich Zigaretten drehte. Es konnte dauern, bis die Jäger mit Beute zum Dorf zurückkehrten. Das Rauchen vertrieb den Hunger.

Justine versuchte, ihr verfilztes, nasses Haar zu ordnen. Der Mann lächelte sie kurz und scheu an, schaute dann weg.

»Mahd wird auf die Jagd gehen«, sagte Ben.

»Und was wird er jagen?«

»Irgendetwas, was sich essen lässt, einen Affen vielleicht oder ein kleines Schwein.«

»Kann man Affen essen?«

»Natürlich kann man das.«

Sein Blasrohr stand an einen Baum gelehnt. Als sie danach griff, fiel es um. Sie beeilte sich, es wieder hinzustellen.

Der Mann namens Mahd holte einen Pfeil aus seinem Holzköcher hervor.

»Ist er giftig?«, fragte sie.

»Ja«, sagte Ben.

Sie kratzte sich heftig die Arme. In der Nacht hatte sie eine Menge kleiner, juckender Bisse abbekommen. Sie glaubte, dass es Ameisen waren. Als sie aus dem Schlafsack kroch, sah sie eine Ameisenstraße genau dort verlaufen, wo sie lagen.

»Hast du Lust, ihn bei der Jagd zu begleiten?«

»Hat er denn nichts dagegen?«

Ben sagte etwas zu Mahd. Mahd grinste. Seine Zähne waren lang und standen unregelmäßig. Er beugte sich über seinen Köcher.

»Er sagt, dass er nichts dagegen habe.«

Er lief wie ein Wiesel durch das Unterholz. Obwohl sie fast nicht geschlafen hatte, fühlte sie sich stark. Sie folgte ihm, versuchte, sich so lautlos wie möglich zu bewegen. Ab und zu drehte er sich um, um zu sehen, ob sie noch da war. Sie gingen ein Stück den Fluss entlang. Die Hitze kehrte allmählich zurück, die Sonne glitzerte auf den dunklen, grünen Blättern. Der Nebel verzog sich mehr und mehr.

Er wählte Wege, auf denen auch sie problemlos gehen konnte. Er hielt ihr die Zweige aus dem Weg. Einmal packte er sie am Handgelenk und zog sie eine Anhöhe hinauf. Er war nicht sehr groß. Er war sehr stark. Sie hatte Lust, ihm etwas zu sagen, aber er sprach kein Englisch. Sie ging und dachte an eine Zeichensprache, als der Mann plötzlich stehen blieb. Justine erstarrte, mitten in einem Schritt. Sie nahm seinen Geruch wahr, der aus Tabak und noch etwas anderem bestand, es erinnerte vage an Vanille.

Langsam hob er die Hand, zeigte zwischen den Sträuchern in eine Richtung. Sie sah nichts. Er setzte das Rohr an seine Lippen, sie hielt den Atem an, sah, wie sein Brustkorb kurz zuckte. Unmittelbar darauf hörte man einen schrillen und erstickten Schrei. Es klang, als käme er von einem Kind. Die Augen des Manns waren jetzt blutunterlaufen. Er zog kurz eine Grimasse, entspannte sich dann.

Ein Körper lag am Wasser. Der Körper war ein Tier. Als sie näher kam, sah sie, dass es ein kleines Wildschwein war. Der Pfeil hatte seinen Hals durchbohrt. Mahd sagte etwas zu ihr, sie konnte es nicht verstehen. Dann ahmte er das Grunzen eines Schweins nach. Sie streckte die Hand aus und strich über die raue, lehmige Haut. Die Augen des Tieres waren weit geöffnet. Sie hatte das Gefühl, als würden diese Augen sie ansehen.

Sie fühlte etwas Hartes an ihrem Arm. Das Blasrohr. Mahd gab ihr durch Gesten zu verstehen, dass sie es ausprobieren solle. Er war voller Eifer. Sie sah sich um, zuckte mit den Schultern.

Er zeigte auf einen Baum, dessen Äste sich zum Wasser neigten. Er ging zu dem Baum. Auf einen abgebrochenen Ast setzte er seinen braunen, flachen Gummischuh. Er kehrte zu ihr zurück und zeigte ihr, wie sie das Rohr halten musste, zeigte auf den Schuh und lachte, fasste sich an die Knie und lachte wieder.

Das Rohr war lang, aber leichter, als sie geglaubt hatte. An der einen Seite, wo man hineinblies, saß ein getrockneter Klumpen Harz. Ein einfaches Muster war gleich darunter in die Rinde geritzt worden. Die Luft war voller Geräusche, die Hitze presste sich gegen ihren Kopf.

Sie hob das Rohr und setzte es an die Lippen. Ein beißender Geruch stieg aus dem Loch. Sie konzentrierte sich, setzte an, blies wie zu Hause in das Mundstück, wie in ihr Horn. Sie vernahm das dumpfe, leise Geräusch eines Pfeils, der in etwas einschlug. Sie hörte, wie Mahd nach Luft schnappte.

Der Pfeil hatte sich in den Baum gebohrt, nur ein paar Millimeter von seinem Schuh entfernt. Er saß so fest, dass Mahd ihn fast nicht wieder herausbekam.

Die Kleider waren während der Nacht nicht getrocknet. Der Gestank einsetzender Verrottung ging von ihnen aus, trotzdem mussten sie die Sachen wieder anziehen.

Sie hatten das Lager abgebaut und machten sich bereit, weiterzugehen. Justine steckte ihre Füße in die Socken, die Flecken waren jetzt steif und braun geworden.

Ben stand vor ihnen, er sah ein wenig bekümmert aus.

»Ihr denkt, dass ihr nass seid. Aber ich fürchte, dass ihr bald noch viel nasser sein werdet.«

Heinrich räusperte sich.

»Tatsächlich?«

»Ich hatte gehofft, dass es nicht nötig sein würde. Aber es gibt keinen anderen Weg. Wir müssen leider wieder über den Fluss, in der Nähe des Wasserfalls, und diesmal ist er richtig tief.«

Sie hatte Angst vor Wasser, hatte panische Angst ... davor, wie es in einen eindrang, einen hinabzog, einem die Luft nahm, davor, wie man kämpfte und schlug und vergaß, dass man tatsächlich schwimmen gelernt hatte, sie wollte nicht länger hier sein, sie wollte nicht mehr dabei sein ...

Sie sah Nathan an.

Nein, dachte sie. Du wirst nie wieder sehen, dass ich hysterisch werde.

Sie sagten nichts. Sie wanderten wortlos. Dann standen sie an der Stelle, wo sie hinüber mussten. Das Wasser hatte eine starke Strömung und war reißend, große Stämme und Äste trieben vorbei. Ein Stück stromabwärts stürzte es in einem donnernden Wasserfall herab, der alle anderen Geräusche verschluckte, und alles, was mitgespült worden war, in Stücke schlug.

Sie mussten auf die andere Seite.

Sie fühlte sich seltsam matt.

Mahd befand sich schon auf der anderen Seite. Er war im Dschungel geboren, hier geboren und in die Lehre gegangen. Nichts fiel ihm schwer. Er hatte ein zähes und geglättetes Hanfseil über die Stromschnellen gespannt, das von Ufer zu Ufer verlief. Jetzt traten Ben und die Orang Aslis in den Fluss hinaus. Sie suchten sich einen festen Stand und hielten sich am Seil fest. Sie würden ihnen durch die Stromschnellen helfen, ihre Bremsklötze sein.

Als Erster war Nathan an der Reihe.

»Wish me luck!«, sagte er und zurrte das Kinnband seines Huts fest. Seine Augen waren blau und heiter.

»Hier kommt nämlich ein Wikinger, und für einen schwedischen Wikinger ist nichts unmöglich!«

Er stieg in das Wasser hinab und begann zielstrebig, sich vorwärts zu bewegen. Anfangs ging auch alles gut. Aber in der Mitte des Stroms rutschte er ab und geriet unter Wasser. Justine sah seine Knöchel, sie klammerten sich an das Seil. Sie ballte ihre Hände zu Fäusten, die Nägel bohrten sich in die Handflächen. Ja, jetzt sah sie ihn, er schnaubte und schüttelte seinen Kopf, anschließend gelangte er problemlos ans andere Ufer.

Stand auf der anderen Seite und winkte mit beiden Armen. Schlug sich gegen die Brust wie Tarzan.

Jetzt wurden die Rucksäcke auf die andere Seite geschickt. Die Männer im Wasser reichten sie mit der freien Hand von Mann zu Mann. Nathan stand am Ufer und nahm sie entgegen.

»Willst du den Anfang machen, Justine?«, sagte Ben.

»Ja.«

Sie saß auf dem glatten Felsen und ließ sich ins Wasser gleiten. Es war tief. An den Zehenspitzen fühlte sie Felsblöcke. Aber das Wasser zog an ihren Beinen und zerrte sie von den Steinen. Ben ergriff ihre Hand, zeigte ihr, wie sie sich festhalten sollte. Sein Mund war wie ein Strich.

»Was immer auch geschieht, lass niemals los!«

Sie hörte das Donnern der Stromschnellen und des Wasserfalls.

»Was passiert sonst?«

»Still! Such mit den Füßen nach Halt.«

Sie machte einen Schritt. Das Wasser umgab sie, wollte sie mitreißen. Sie machte sich schwer. Am Ufer sah sie Martina, sie lag auf den Knien mit ihrer vermaledeiten Kamera. Würde sie doch bloß mit ihr ins Wasser stürzen, sie verlieren, so dass sie weggespült wurde und verschwand.

Noch ein Schritt. Ein Mann stand neben ihr, sie kroch unter seinen Armen hindurch. Das Wasser schäumte und brauste, noch ein Schritt, halt das Seil gut fest. Jetzt war sie gleich in der Mitte.

»Gut, Justine!«, rief Nathan.

Sie fühlte, wie ihr Herz schlug.

An der gleichen Stelle, wo auch er gestürzt war, passierte ihr das Gleiche. Etwas war dort anders, es war zu tief bis zum Grund. Sie geriet mit dem Kopf unter Wasser, weiße und grüne Wirbel, die Hände krampfhaft um das Seil geschlossen. Das Wasser ergriff sie, zernte und streckte sie, sie fühlte seine Kraft. Mit einer gewaltigen Anstrengung versetzte sie ihre rechte Hand und ließ die linke folgen. Ihr rechter Fuß fand einen Stein. Sie trat auf ihn und klammerte sich fest.

»Nur noch ein kleines Stück, Justine, gleich bist du drüben!«

Sie holte tief Luft, wieder ein Arm, unter dem sie herkriechen musste, wieder eine Sekunde Galgenfrist. Dann wieder hinaus und durch das letzte Stück. Nathan fing sie auf, sie stand auf, und das Wasser rann aus ihren Kleidern.

»Ich habe es geschafft«, keuchte sie.

»Ja!«, antwortete er, wandte sich aber schnell wieder dem Fluss zu. Der Nächste war dran.

Am Abend schlugen sie ihr Lager an einem breiten und steinigen Uferstreifen auf. Die Eingeborenen begannen unverzüglich, Haufen aus Reisig zu sammeln und ein Feuer anzuzünden. Martina wechselte den Film.

»Sie machen Feuer, um die Tiere fern zu halten«, sagte sie.

»The big mammals. Die Elefanten kommen hier ans Wasser, um zu trinken, wir haben da hinten drops gefunden, mehrere Haufen.«

»Müssen wir dann ausgerechnet hier lagern?«, fragte Stein.

»An ihrem geheimen Örtchen? Das ist den Elefanten gegenüber aber nicht besonders nett. Wir haben doch den ganzen Dschungel zu unserer Verfügung.«

»Wir können nicht mehr weiter, die Dunkelheit bricht herein«, sagte Ben.

Sie halfen sich gegenseitig, die Plastikplanen zu spannen. Mahd ging mit dem Fischnetz in den Fluss hinaus. Da erinnerte sich Justine an das Wildschwein.

»Und das Wildschwein, das wir geschossen haben?«, sagte sie.

»Seine Familie hat es bekommen. Er hat sechs kleine Kinder.«

»Wo ist seine Familie?«

»Irgendwo im Dschungel.«

Martina nahm ihr Handtuch und eine Plastiktüte mit Duschgel und Shampoo.

»Ich gehe runter und wasche mir den Dreck vom Leib, kommt ihr mit, Mädels? Auf zum Damenbad!«

Sie fanden eine kleine Bucht, in die das Wasser hineinfluss, so dass sich dort eine Art Lagune bildete. Justine zog ihren Badeanzug an. Katrin und Martina glitten nackt ins Wasser, sie waren glatt und glänzend wie Tiere.

»Oh, man sollte hier leben, man sollte zu einem Nomadenvolk gehören«, sagte Martina und goss sich etwas Shampoo in die hohle Hand. »Nichts mit der Zivilisation und ihren ganzen Forderungen zu tun haben, ganz und gar eins mit der Natur werden.«

»Aber so lebst du doch jetzt auch schon!«, sagte Katrin. »Du reist und ziehst doch durch die Welt.«

»Stimmt, irgendwie schon. Ich werde mir nie einen ganz normalen Job suchen. Ich werde mich niemals irgendwo niederlassen, niemals. Ich suche ständig nach Neuem. Neuen Erlebnissen, neuen Menschen.«

»Wir sind auch viel gereist, Stephan und ich. Aber sobald wir nach Hause kommen, werden wir heiraten und Kinder bekommen.«

»Wir auch«, sagte Justine. »Wir werden auch heiraten und Kinder bekommen.«

Martina stieg gerade wieder aus dem Wasser. Ein Blatt klebte auf ihrem Bauch, gleich oberhalb des dunklen Felds aus Haaren.

Sie schlang ihr Handtuch um sich.

»Nathan und du?«

»Ja.«

»Ich habe gedacht, er will sich nicht mehr binden.«

Ihr pochte das Herz bis zum Hals.

»Was weißt du denn davon?«

»Ach, nichts. Es war nur so ein Gedanke.«

Es wurde wieder Morgen. Von Heinrich hatte sie eine Schlaftablette bekommen. Sie war fast augenblicklich eingeschlafen. Während der Nacht war sie mehrmals aufgewacht und hatte im Halbschlaf an die Elefanten gedacht. Einmal glaubte sie sogar, ein entferntes Trompeten zu hören. Als sie sah, dass von den Feuerstellen Rauch aufstieg, schlief sie wieder ein.

Sie aßen Fisch und gebratenen Reis. Nathan war braun gebrannt, seine Augen waren wie blaue Steine. Er sah sie mit diesen Augen an, er sagte:

»Wir werden zu den Elefanten gehen.«

Druck auf ihren Ohren, wie Schmerz.

»Warum denn das?«

»Martina will versuchen, sie zu fotografieren. Jeda und ich gehen mit.«

»Wer ist Jeda?«

»Der da hinten in dem grünen Pullover.«

Er war aufgestanden, die kurzen, goldenen Härchen auf seinen Beinen, er sagte:

»Martina und ich machen uns mit Jeda auf den Weg. Er zeigt uns die Elefanten. Mehr können leider nicht mitkommen. Wir erschrecken sie sonst.«

Die Worte drangen in sie ein, lösten sich auf.

Martina war schon fertig. Die Kamera hing über ihrer Schulter.

Bis Mittag blieben sie fort. Als Justine sie zwischen den Bäumen zurückkommen sah, wusste sie, dass es aus war.

Eine Wurzel aus Kälte wuchs in ihr, aus der Rundung ihrer Fersen, durch Becken und Brust direkt in ihr Gehirn. Sie konnte nicht mehr sprechen.

Sie wartete. Es geschah etwas mit ihrer Haut, sie hatte das Gefühl zu schrumpfen. Ein pochender Schmerz im Gehirn, als säße dort etwas zu eng.

Nathan ging fort, am Fluss entlang. Er ging, um seine Notdurft zu verrichten. Niemand sah, dass sie Mahds Blasrohr nahm. Niemand sah, wie sie ihm folgte, Nathan folgte.

Er stand da und sah auf das Wasser und die Stromschnellen hinaus. Er stand da und drehte sich eine Zigarette. Sein Mund war zu einem Pfeifen geformt, aber sie hörte nichts. Sie hörte nur das Tosen des Wasserfalls.

Der Pfeil traf ihn genau zwischen den Schulterblättern.

Er fiel mitten in das wirbelnde, gelbe Wasser.

5. KAPITEL

Jemand fragte nach Nathan. Jemand fragte mit jammernder Stimme, Nathan, hat keiner Nathan gesehen?

Vielleicht war sie es, die fragte.

Vielleicht war sie es selbst.

Sie erinnerte sich an Stimmen, an Geräusche.

Und mittendrin Nathans Rucksack.

Schließlich kam es zu einer Art Aufbruch. Sie erinnerte sich an das Gras, wie es sich an ihren Schuhen verfang und die Knoten löste. Wie sie wieder und wieder stehen bleiben musste, um die Schuhe zuzubinden, wie mühsam es war, sich zu bücken, wie ihr schwindelig wurde, und dann die Hitze. Sie hatten den Dschungel verlassen, gingen über glühende Felder, sie brach ein Blatt ab, es war so groß wie ein Elefantenohr. Sie hielt es sich als Schutz über den Kopf, hielt es dort, bis ihr die Arme herunterfielen.

Sie hatten lange gesucht, auch sie. Mahd und sie hatten gesucht, seine Augen waren schwarz, sein Blasrohr hing an seiner Hüfte.

Am frühen Morgen kam Ben ihr entgegen. Sie sah ihn kommen, stumm und aufrecht stand sie vor ihm.

»Ich kann verstehen, dass du das nicht willst. Aber wir müssen uns auf den Weg machen. Wir können nicht länger suchen.«

Sie starrte in Richtung der Bäume. Als höre sie ein Geräusch.

Sie sagte:

»Die Elefanten.«

»Die Elefanten?«, wiederholte er.

»Elefanten können durchdrehen, wenn man ihnen zu nahe kommt.«

Er kniff seine Augen zusammen.

»Meine arme Kleine«, sagte er tonlos.

Sie wurde in einen Zug geführt.

Vielleicht war sie allein.

Aber jemand kam mit Kaffee in einem Becher, jemand kam mit Wasser.

»Trink!«, sagte eine helle, schwedische Stimme.

Martinas.

Die Fenster waren geöffnet, die Hitze schwappte herein, ein Kleinkind schrie in einem Tücherknäuel. Das Kopftuch der jungen Mutter, es war mit roten Nadeln festgesteckt. Es sah aus, als stächen sie direkt in die Schläfen.

Martinas Finger hatten weiße, saubere Nägel.

Die Kamera war nicht mehr da.

Sie bemerkte den Geruch ihres Körpers. Ein Mann ging stolpernd durch den Gang. Als er näher kam, sah sie, dass es Ben war.

Der Zug hielt eine Weile. Draußen lag ein Dorf. Zwei Mädchen auf einem Motorroller, sie winkten und lächelten. Die Toilette war ein Loch im Fußboden. Sie lag auf den Knien und erbrach sich.

Dann die Stadt.

»Ich werde mich um deine Flugtickets kümmern«, sagte Ben.
»Es gibt einen Flug morgen Nachmittag.«

Er hatte ein Hotel gefunden, ließ sie mit Martina das Zimmer teilen.

»Es ist nicht gut, wenn du allein bist. Jetzt könnt ihr wenigstens Schwedisch miteinander sprechen.«

Er war unheimlich lieb.

»Hast du eine Frau?«, fragte sie. Er nickte.

»Ja, ich habe eine Frau.«

»Wie heißt sie?«

»Tam.«

»Tam.«

»Ja.«

»Liebst du Tam, deine Frau?«

»Ich liebe und achte sie.«

»Nathan!«, schrie sie auf, verstummte dann jäh.

Sie stieg aus der Dusche, sie war sauber. Sie hatte so lange geduscht, bis das Wasser kalt geworden war.

Martina stand im Zimmer, ihr schmaler Rücken, der Sarong wie ein Rock. Sie hielt etwas in der Hand, es war das Maskottchen, sie hatte es von Justines Rucksack losgebunden.

»Was machst du da?«, fragte Justine, und ihre Worte kamen wie Peitschenhiebe.

»Nichts. Ich gucke bloß.«

Sie beugte sich über das Gepäck, nahm den Parang vom Karabinerhaken.

Der Schmerz im Gehirn kehrte zurück.

Sie erinnerte sich an die Wucht des Bluts, als es ihre Arme traf, erinnerte sich daran, wie es brannte.

Sie zwangen sie zu sprechen, wieder und immer wieder. Ihr Kopf schrumpfte. Es waren ein paar Männer von der Polizei und

eine Frau namens Nancy Fors. Sie hatte einen hellen Teint, sie war Schwedin. Die Botschaft hatte sie geschickt.

Die Fenster des Raums waren vergittert.

Sie erzählte alles noch einmal.

»Ich kam aus der Dusche, jemand stand da, ein Mann, sie lag auf dem Boden, Martina lag auf dem Boden, und ich schrie, und er drehte sich zu mir um, nein, ich erinnere mich nicht an sein Gesicht, dunkle Haare, schlank, ich lief in die Dusche, ich rutschte aus und stieß mich, und das Handtuch wurde nass, ich hörte, wie er die Tür schloss. Dann ging ich hinaus. Sie lag auf dem Boden und war schon tot.«

»Wo haben Sie sich verletzt, Miss Dalvik?«

Sie musste ihren Rock hochziehen und es ihnen zeigen, hier, hier am Oberschenkel, und sie war voller Schrammen und eigenartiger Stiche.

Ein Arzt befand sich im Raum. Er tastete ihr Bein ab, brachte sie zum Schreien.

Sie erinnerte sich an eine Nadel und den Geruch von Äther.

Oder war das später?

Später.

»Dieser Mann.«

»Ja.«

»Was denken Sie, wie alt war er?«

»Ich erinnere mich nicht, I have already told you.«

»War er dreißig? Oder vielleicht erst zwanzig?«

»Er hatte dunkles Haar und war schlank.«

»Erzählen Sie uns alles noch einmal von vorne.«

»Sie lag auf dem Boden und der Parang ... Er steckte in ihrem Rücken.«

»Hat er Sie bedroht, Miss Dalvik?«

»Dazu kam er gar nicht, ich bin doch da reingelaufen und habe mich eingeschlossen, er hatte doch Martina umgebracht.«

Es fiel ihr immer schwerer zu atmen, die Luft erreichte ihre Lunge nicht mehr, sie rang um Atem und schrie schließlich einfach los.

Dann war da ein Krankenhaus, denn alles war weiß, Laken, Wände. Nancy Fors hatte ein nettes, längliches Gesicht. Jedes Mal, wenn Justine die Augen öffnete, saß sie an ihrem Bett.

»Dieser Mann, der mit Ihnen im Dschungel war, Ben, hat mich gebeten, Sie zu grüßen.«

Sie weinte, als sie seinen Namen hörte.

Aber die meiste Zeit schlief sie.

Nancy Fors sagte:

»Sie haben einen Mann festgenommen, der sich auf Hoteleinbrüche spezialisiert hat.«

»Haben sie das?«

»Ja, und sie möchten wissen, ob Sie ihn identifizieren können.«

Sie hatte mehrere Tage nur geschlafen. Jetzt zog sie die Kleider an, die Nancy Fors ihr mitgebracht hatte, eine lange, weiße Hose und eine gemusterte, langärmelige Tunika.

»Es sind Sachen von mir, ich glaube, wir haben die gleiche Größe. Sie können sie behalten.«

Sie musste durch eine Luke schauen. Ein Mann saß dahinter, er war mager und hatte einen eingefallenen Mund.

»Sie wollen wissen, ob er es war«, sagte Nancy Fors.

Sie sagte, dass sie es nicht wisse.

Sie hätte sich gerne von Ben verabschiedet, aber dazu kam es nicht mehr.

Sie traf ihn nie wieder.

Nancy Fors begleitete sie auf dem Flug, um ihr eine Stütze zu sein oder auch, um sie zu bewachen. Sie begleitete Justine bis nach Stockholm.

3. TEIL

1. KAPITEL

Auch daheim kam es zu einer Reihe von Verhören. Zwei schwedische Staatsangehörige hatten in Südostasien ihr Leben verloren. Justine hatte zu beiden Kontakt gehabt.

In den ersten Tagen klingelte das Telefon so oft, dass sie es schließlich aussteckte. Von der Polizei konnte sie sich ein Handy leihen. Wir müssen Sie erreichen können, sagten sie. Achten Sie bitte darauf, dass es immer geladen ist.

Aber jedes Mal, wenn Nathan Gendsers Name fiel, geschah etwas mit ihrer Atmung, sie musste ihre Kleidung am Hals öffnen und begann zu hyperventilieren, sie weinte und kratzte sich die Arme blutig.

Sie stand unter einem schweren Schock. Man gab ihr den Namen einer Psychologin, aber es kam ihr nie in den Sinn, dort tatsächlich anzurufen.

Sie wagte es nicht, das Klingeln des Handys zu ignorieren. An einem der ersten Tage nach ihrer Rückkehr rief Micke an, Nathans Sohn. Sie ließ ihn zu sich nach Hause kommen.

Es gab eine gewisse Ähnlichkeit, und als ihr das auffiel, musste sie wieder weinen. Sie verließ hastig ihren Stuhl im blauen Zimmer und ließ ihn allein. Saß auf dem Bett in ihrem Zimmer und hörte, wie er durch das Haus ging und nach ihr rief. Schließlich trat sie in den Flur hinaus.

Er stand auf der Treppe und hielt sich krampfhaft am Geländer fest. Der Vogel zog unter der Decke seine Kreise, er war jetzt so lange allein gewesen, dass ihn unbekannte Stimmen erschreckten. Justine lockte ihn, aber es dauerte lange, bis er zu ihr flog.

»Hab keine Angst!«, rief sie die Treppe nach unten. »Der Vogel hat mehr Angst als du.«

Dann musste sie an die Tiger denken, so hatte sich auch Ben ausgedrückt, »er ist über alle Berge, er hat noch viel mehr Angst als ihr«.

Sie setzte sich auf die oberste Treppenstufe, setz dich, sagte sie zu dem Jungen, weißt du, dass wir die Spuren eines Tigers gesehen haben.

»Kann ein Tiger ihn getötet haben?«, fragte er mit belegter Stimme.

»Dann schon eher ein Elefant.«

»Ein Elefant ...«

»Ja. Es gab Elefanten in der Nähe unseres Lagers.«

»Verdammt ... Habt ihr sie gesehen?«

»Ich nicht. Obwohl einer von denen, die uns im Dschungel begleitet haben, ein Mann namens Ben, gesagt hat, er habe noch nie erlebt, dass die Tiere angreifen.«

»Vielleicht hat er sie ja gereizt?«

»Dein Vater?«

»Ja.«

»Nein. Er hat sie nicht gereizt. Aber vielleicht gab es ein krankes oder verletztes Tier ... Man weiß nie, was geschieht ... Der Dschungel ist so ... irgendwie unberechenbar.«

»Er war so verdammt scharf auf diesen Job. Ich habe ihn noch nie so gesehen. Er dachte, er hätte eine Marktlücke gefunden, wir haben darüber gesprochen, dass ich mit der Zeit auch ...«

»Wie alt bist du, Micke?«

»Fast sechzehn.«

»Du bist fast erwachsen.«

Er zuckte steif mit den Schultern.

Plötzlich sah sie das Ganze wie eine Theaterszene. Sie stand auf und ging zu ihm hinunter, kauerte sich auf die Treppenstufe. Der Vogel flog in ihr Zimmer.

Sie legte ihre Hand auf den Kopf des Jungen. Die Repliken kamen jetzt, wie sie kommen sollten.

»Geh jetzt nach Hause und tröste deine Schwestern. Wir wollen hoffen, dass es deinem Vater gut geht, wo immer er jetzt ist. Er war ein Mann des Abenteuers, er wurde mitten aus dem Leben gerissen, wie man so sagt. Er starb, als er am glücklichsten war. Draußen in der Natur, mitten im großen Abenteuer. Meinst du, das wäre vielen vergönnt?«

Und während sie sprach, wurde ihr klar, dass sie tatsächlich die Wahrheit sagte. Indem sie ihn, den sie so sehr liebte und der ihr am meisten bedeutete, opferte, hatte sie ihm den trivialen Alltag erspart, der sich früher oder später seiner bemächtigt hätte, wie er sich aller bemächtigte. Er würde nie gezwungen sein, nach Hause zurückzukehren, ihm blieb es erspart zu altern und zu erleben, wie der Körper mehr und mehr aufgab, bis er schließlich verschlissen und verkümmert, vergessen oder einsam irgendwo in einem Heim hockte. Er hatte in der Blüte seiner Jahre sterben dürfen. Sie hatte ihm dazu verholfen.

Aber das Opfer war unerhört gewesen.

Der schlaksige Körper des Jungen schüttelte sich. Er weinte laut und hemmungslos.

Sie zog ihn an sich. Wie sie es mit seinem Vater getan hatte. Sie berührte seine Jacke, seine Haut.

»Er war ein wirklich feiner Kerl, so stark und lieb und mutig. Ich habe noch nie jemanden so geliebt, wie ich deinen Vater geliebt habe.«

Sie schob ihn sanft von sich.

»Manchmal habe ich für ihn gespielt. Ich habe ein Horn ... Ich könnte dir ein paar Melodien vorspielen, wenn du möchtest.«

»Was denn für ein Horn?«, fragte er misstrauisch.

»Ein altes Posthorn, das ich einmal geschenkt bekommen habe, als ich noch klein war.«

»Ich weiß nicht ... Kann man auf denen spielen?«

»Ja.«

Sie stand auf und holte das Instrument. Es war von einer Staubschicht bedeckt. Sie polierte es mit einem Rockzipfel.

»Ich habe ein paar Mal für ihn gespielt. Er mochte es, wenn ich spielte.«

Sie stellte sich ans Fenster und setzte das Horn an die Lippen. Während sie spielte, sah sie, wie der Junge seine Hände zu Fäusten ballte.

Als er gegangen war, brach sie zusammen. Ein schrilles und gackerndes Lachen drang aus ihrer Kehle, es gelang ihr nicht, es aufzuhalten, es schoss aus ihr heraus und warf sie in Krämpfen zu Boden. Sie presste ihre Zunge an die Wand, der Geschmack von Stein, der Geschmack von Staub und Stein, aber gleichwohl dieses Lachen.

Bis es klein gehackt wurde, sich in Weinen verwandelte.

Dann waren Martinas Eltern an der Reihe. Eine wahrhaft absurde Geschichte.

Hans Nästman, ein Polizist, mit dem sie oft gesprochen hatte, ließ ihr keine Ruhe damit.

»Natürlich möchte ich sie treffen«, sagte sie. »Es ist mir nur alles so schwer gefallen. Ich bin so müde gewesen.«

Sie wollte Martinas Eltern nicht in ihrem Haus haben. Das sagte sie Hans Nästman allerdings nicht. Sie sagte:

»Können wir uns nicht in einem Raum bei der Polizei treffen?«

»Ich kümmere mich darum«, versprach er.

Er kam sogar zu ihr und holte sie ab. Er fuhr ein ganz gewöhnliches, neutrales Auto, er war in Zivil.

»Sie wohnen hier wirklich schön«, sagte er und schaute auf den See hinaus. »Das Boot da unten ist nicht gerade eine Anfängerjolle.«

»Es gehörte meinem Vater.«

»Nicht übel. Können Sie damit umgehen?«

»Ich bin bisher nicht sehr weit damit gefahren, nur ein bisschen hier in der nächsten Umgebung. Aber vielleicht sollte man irgendwann einmal eine längere Tour machen, zum Beispiel nach Gotland oder Åland.«

»Da müssen Sie aber sicher noch ein bisschen üben. Haben Sie einen Bootsführerschein?«

Er sprach Dialekt, es klang wie Värmländisch.

Der Vogel war auf dem Speicher. Aus irgendeinem Grund wollte sie nicht, dass Hans Nästman ihn zu sehen bekam. Sie schloss die Tür ab und folgte ihm.

Das Auto roch neu und gut. Sie dachte an ihren alten Opel, und möglicherweise entschloss sie sich in diesem Augenblick, ihn gegen einen neuen Wagen auszutauschen.

Zu spät bemerkte sie, dass sie gar nicht auf dem Weg ins Stadtzentrum, nach Kungsholmen, waren.

»Wohin fahren wir?«, fragte sie.

»Sie wohnen in Djursholm. Sie wollten Sie bei sich zu Hause empfangen.«

Die Schmerzen im Gehirn, sie hatte wieder das Gefühl, als würde ihr Kopf schrumpfen.

»Stimmt was nicht? Sie haben doch nichts dagegen, oder?«

»Nicht im Geringsten. Es ist nur dieser Geruch im Auto ... Mir ist nur ein wenig schlecht. Könnten wir für einen Moment das Fenster öffnen?«

Sie hießen Andersson. Ihr wurde schlagartig klar, dass sie nicht gewusst hatte, wie Martina mit Nachnamen hieß. Ihr Haus war grau wie ein Bunker, mit hohen, schmalen Fenstern.

»Ich frage mich, ob es Ralph Erskine war«, sagte Hans Nästman.

»Was war?«

»Der den Schuppen da gebaut hat, meine ich.«

»Keine Ahnung.«

Er ging dicht hinter ihr, so dicht, dass er ihr fast in die Hacken trat.

»Noble Gegend«, sagte sie, nur um etwas zu sagen.

»Wohl wahr. Hätte nichts dagegen, hier zu wohnen. Obwohl Sie sich nicht beklagen können, Sie wohnen doch mindestens genauso schön.«

Die Haustür war aus massivem Holz, versehen mit einem Türklopfer in Form eines Löwenhaupts. Hans Nästman griff nach ihm, aber ehe er klopfen konnte, wurde auch schon die Tür geöffnet. Ein Mann in einem dunklen Anzug stand auf der Türschwelle.

»Den zu benutzen, ist sinnlos«, sagte er. »Man hört ihn doch nicht. Er ist mehr als Verzierung gedacht.«

Er war hager und braun gebrannt; das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden. Er drückte ihr fest die Hand.

»Mats Andersson. Herzlich willkommen.«

Hans Nästman hielt sie am Ellbogen, führte sie hinein. Sie ahnte eine Bewegung im Inneren des Hauses.

»Bitte, treten Sie ein, meine Frau kommt gleich. Das hier ist, wie soll ich sagen ... nicht leicht für sie, ja, für uns beide.«

Der Raum, den sie betraten, war groß, lang gestreckt und ganz in Schwarz und Weiß eingerichtet. In der Mitte des Raums stand ein Flügel. Die Sonne flutete durch die schmalen Fenster herein, bildete ein Muster aus Stäben. An einer Wand stand eine Reihe schwarzer Ledersessel. Neben ihnen war eine Art Altar errichtet worden, mit Kerzen in silbernen Kerzenständern und einem Foto von Martina, fröhlich und lächelnd, die ein fliederfarbendes Nachthemd trug. Ihre Brustwarzen zeichneten sich durch den Stoff ab.

Der Polizist ging zu dem Foto.

»Ja«, sagte ihr Vater. »Das ist sie.«

»Das habe ich mir gedacht. Von wann ist das Bild?«

»Es ist letzten Sommer aufgenommen worden. An einem dieser richtig heißen Tage. Sie liebte die Wärme, sie hätte nie in einem Land wie diesem geboren werden dürfen.«

»Demnach war sie vierundzwanzig, als die Aufnahme gemacht wurde?«

Martinas Vater sagte:

»Ja. Das müsste hinkommen. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich will nur ...«

Mit diesen Worten verschwand er aus dem Zimmer.

Sie setzten sich nebeneinander in die Sessel. Der Deckel des Flügels stand offen, es war ein Steinway.

»Haben Sie eigentlich schon einmal von Mats H. Andersson gehört?«, fragte der Polizist. »Er ist ein ziemlich bekannter Konzertpianist. Oder interessieren Sie sich nicht für klassische Musik?«

Ihre Augen studierten das Emblem auf dem Flügel, es war aus Gold, verschnörkelt und glich einem Kognakschwenker. Es war

eine Art Harfe oder Lyra. Plötzlich bekam sie Lust auf ein Glas Portwein oder Sherry.

In einem anderen Zimmer hörten sie Martinas Vater sprechen, mahnend, wie zu einem Hund. Dann stand er mit einem Tablett und ein paar Kaffeetassen im Türrahmen.

»Meine Frau kommt gleich«, sagte er schrill.

Sie kam mit gesenktem Kopf. Sie war jünger, als Justine gedacht hatte. Sie hatte Martinas dunkle Haare und irgendwie zwinkernde Augen. Die ganze Gestalt hatte etwas Träges und Langsames.

»Marianne«, sagte sie und streckte ihnen die Hand entgegen. »Ich nehme zur Zeit Valium. Ich denke, das lässt sich so oder so nicht verbergen.«

Ihr Mann kam mit einer Kaffeekanne herein. Als er begann, Kaffee einzugießen, fiel der Deckel von der Kanne und kippte eine der Tassen um. Ihr Gesicht glich dem eines Iltis.

»Ich ertrage diese Geräusche nicht, das habe ich dir doch gesagt«, jammerte sie.

Er bekam rote Ohren.

»Meine Finger sind einfach nicht praktisch veranlagt«, sagte er in einem Versuch zu scherzen.

Seine Frau ging im Zimmer umher, sie war barfuß, an einem der Zehen saß ein sehr schmaler Ring. Sie warf das Haar zurück, gab seltsame Laute von sich.

»Ein Kind zu verlieren«, sagte sie gebetsmühlenartig. »Sein geliebtes Kind zu verlieren.«

»War sie Ihre einzige Tochter?«, fragte Hans Nästman.

»Ja«, antwortete Mats Andersson. »Wir haben noch einen Sohn. Aber er lebt in Australien. Er kommt natürlich zur Beerdigung. Aber ansonsten sieht man sich nicht so oft. Entschuldigen Sie mich, ich will nur etwas holen, um das aufzuwischen.«

»Die Beerdigung, ja ... Wie ich gehört habe, ist sie inzwischen heimgebracht worden.«

Die Frau blieb stehen.

»In einem Sarg! Verpackt wie ein Stück Frachtgut!«

Sie stand vor Justine, fiel auf dem weißen Teppich auf die Knie. Legte ihren Kopf auf Justines Schoß, sie war warm und zitterte, drehte den Mund nach unten und biss plötzlich zu. Justine gab einen keuchenden Laut von sich, hielt sich die Hand vor den Mund und starrte den Polizisten an. Er war sofort zur Stelle, hob Marianne Andersson hoch und half ihr in einen Sessel.

»Alles in Ordnung, Marianne, alles in Ordnung?«

Ihre schmalen Augen glänzten. Ihre Lippen öffneten sich, der Mund stand etwas offen, dann schloss sie ihn wieder.

Ihr Mann kam mit einem Lappen zurück. Unbeholfen begann er, den verschütteten Kaffee aufzuwischen.

Marianne Andersson sagte mit vollkommen normaler Stimme:

»Und jetzt können wir vielleicht der Person, die unsere Tochter als Letzte lebend gesehen hat, ein paar Fragen stellen.«

»Ja, Justine Dalvik«, sagte der Polizist.

»Genau genommen habe nicht ich sie zuletzt lebend gesehen. Das war jemand, der noch in Kuala Lumpur ist, es war der Mann, der ... sie getötet hat, er hat sie als Letzter lebend gesehen.«

Die Frau hatte sich ihr zugewandt.

»Seien Sie so gut, nicht jedes Wort auf die Goldwaage zu legen. Es ist so schon schlimm genug.«

»Hören Sie«, sagte der Polizist. »Wir sind alle zutiefst betroffen angesichts dessen, was geschehen ist. Die Nerven liegen blank. Justine Dalvik teilte das Zimmer mit ihrer Tochter. Sie gibt an, dass sie in der Dusche war, als es geschah.«

»Darf ich fragen, was ich will?«, sagte die Frau.

»Ja?«

»Es gibt da ein paar Dinge, über die man so nachgrübelt. Ein paar Details.«

»Nur zu.«

»Als Sie aus der Dusche kamen ... Waren Sie da nackt?«

»Nein ... Ich hatte ein Handtuch um.«

»Stand der Mann einfach da? Haben Sie nicht gehört, wie er kam?«

»Nein. Ich stand ja unter der Dusche.«

»Hat er Sie denn nicht in der Dusche gehört?«

»Ich weiß nicht ... Vermutlich dachte er, ich wäre allein, er hat bestimmt die Dusche gehört und wollte wahrscheinlich die Gelegenheit zu einem Einbruch nutzen, während ich unter der Dusche war.«

»Und dann entdeckte er, dass dort noch jemand wohnte?«

»Ja.«

Die Fragen kamen wie aus der Pistole geschossen.

»Versuchte meine Tochter, ihn an der Tat zu hindern?«

»Das weiß ich nicht.«

»Und was glauben Sie?«

»Ich glaube, dass sie einfach überrumpelt wurde. Sie haben gesagt, dass es keine Anzeichen eines Kampfes gab.«

»Aber wenn er von der Tatsache überrascht wurde, dass sich jemand im Zimmer befand, hätte er dann nicht augenblicklich fliehen müssen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Das wissen Sie nicht?«

»Nein. Vielleicht war sie für einen Moment hinausgegangen, und als sie wiederkam, stand er da, vielleicht wollte sie nur kurz etwas holen.«

»Sie haben nicht versucht, Martina zu verteidigen?«

»Aber dazu war es doch zu spät. Es war doch schon passiert.«

»Und was haben Sie getan?«

Ihr wurde schwindlig, sie blickte zu dem Polizisten, er warf ihr einen aufmunternden Blick zu.

»Was ich tat ... Was hätten Sie denn getan?«

»Ich hätte ihn getötet, ich hätte ihn erwürgt, ich hätte ihn mit meinen bloßen Fingern zerfetzt ...«

»Marianne ...«, sagte Mats Andersson. »Marianne ...«

»Er war gefährlich«, flüsterte Justine. »Er hatte einen Menschen ermordet, dann konnte er ebenso gut auch zwei ermorden.«

»Und was haben Sie getan?«

»Ich lief zurück in die Dusche und schloss ab.«

»Warum sind Sie nicht stattdessen hinausgelaufen? Um Hilfe zu holen. Das kommt mir doch sehr merkwürdig vor.«

»Ich weiß nicht. Es war ein Reflex.«

»Wenn sie in ein Krankenhaus gekommen wäre! Wenn sie rechtzeitig abtransportiert worden wäre!«

»Aber es war doch schon zu spät!«

»Woher wissen Sie das? Wie viele Tote haben Sie gesehen? Wie konnten Sie sich Ihrer Sache so sicher sein?«

Sie griff nach ihrer Kaffeetasse, aber ihre Hände zitterten so stark, dass sie die Tasse nicht hochheben konnte.

»Darf ich ... darf ich jetzt etwas fragen?«, sagte Martinas Vater. »Welche Laune hatte sie an diesem Tag? Ging es ihr gut oder war sie traurig ... können Sie ...?«

»Niemand von uns ging es wirklich gut.«

»Sie müssen bedenken, was im Dschungel geschehen war«, sagte Hans Nätman. »Die Gruppe musste sich vorzeitig auflösen, einer der Führer verschwand, wurde vermutlich das Opfer eines Unglücks, ist höchstwahrscheinlich tot.«

»Dann hat man ihn nie gefunden?«

»Nein. Was im Dschungel verschwindet, taucht fast nie wieder auf.«

»Sie war ein unruhiger Geist, unser Mädchen. Ich habe mir immer Sorgen gemacht, wenn sie fort war und durch die Welt zog. Dass ihr etwas passieren könnte. Früher oder später, habe ich gedacht, früher oder später ... Aber man kann es ihnen ja nicht verbieten.«

»Nein. Das kann man nicht.«

»Haben Sie Kinder, Herr Kommissar?«

»Ja. Zwei Jungen, achtzehn und zwanzig Jahre alt.«

»Mit Jungen hat man es leichter.«

»Nicht unbedingt.«

Die Frau stand auf. Sie ging zu dem Altar und zündete die beiden Kerzen an.

»Sie können jetzt fahren, wenn Sie möchten«, sagte sie heiser. »Jetzt weiß ich, wie die Frau aussieht, die mit Martina das Zimmer geteilt hat. Mehr will ich nicht wissen. Es reicht.«

»Was für eine seltsame und unangenehme Frau«, sagte Hans Nätman, als sie wieder im Auto saßen. »In meinem Beruf trifft man viele bizarre Persönlichkeiten. Aber jemand wie Marianne Andersson ...«

»Trauer kann einen Menschen verändern.«

»Ich weiß nicht.«

Sie schnallte sich an.

»Was hat sie mit Ihnen gemacht?«, fragte er.

»Nichts.«

»Sie hat Ihnen wehgetan, das habe ich doch gesehen. Hat sie Sie etwa gebissen?«

»Nein.«

»Justine, jetzt hören Sie bitte auf mich. Sie müssen sich eine Tetanusspritze geben lassen, Menschenbisse sind das Gefährlichste, was es gibt.«

»Ich bin geimpft.«

»Ja, ja, stimmt natürlich. Wenn man so weit weg gewesen ist.«

»Wir bekamen massenhaft Spritzen. Nathan auch. Aber gegen alles kann man sich nicht impfen lassen.«

»Da ist was dran.«

Er schwieg eine Weile. Dann sagte er:

»Ich habe gesehen, dass sie Sie gebissen hat, Justine.«

Sie seufzte.

»Okay.«

»Ich habe das Gefühl, dass Sie es einfach geschehen ließen.«

»Okay, okay. Vielleicht geschah es mir ja auch recht. Vielleicht hätte ich ihre Tochter irgendwie beschützen müssen.«

»Sehen Sie das wirklich so?«

»Ich weiß nicht. Aber es ist wohl eher Sache eines Psychiaters, das herauszubekommen. Können Sie mich jetzt bitte nach Hause fahren. Es ist ein schrecklicher Tag gewesen.«

Hans Nästman hielt auch danach noch Kontakt zu ihr.

»Ich nehme an, dass Sie wissen wollen, was in Kuala Lumpur geschieht. Ob sie jemals Nathan Gendser finden. Der Mann, den sie verhaftet haben, gesteht jedenfalls nichts anderes als Hoteleinbrüche. Er behauptet darüber hinaus, er habe seinen Fuß nie in dieses Hotel gesetzt. Es lässt sich nichts beweisen. Es gibt eine Reihe unterschiedlicher Fingerabdrücke auf dem Messer,

aber nicht die seinen. Nun kann er natürlich Handschuhe benutzt haben ... Obwohl es in diesem Land ziemlich heiß sein soll.«

Sie wusste nicht, was sie antworten sollte.

»Ich vermute, dass sie ihm trotzdem etwas anhängen können, das heißt, falls er kein wasserdichtes Alibi hat. Ein bettelarmer Gauner ohne Geld.«

»Ich möchte nicht ständig darüber sprechen«, sagte sie. »Ich würde das Ganze am liebsten vergessen.«

2. KAPITEL

Im Herbst und Winter ließ die Polizei sie in Ruhe.

Es war nicht so, dass sie vergaß. Nathan kam weiterhin zu ihr. Nachts tauchte er in ihren Träumen auf, tagsüber konnte er sich dicht hinter ihr bewegen, so nahe, dass sie seinen Atem hörte. Aber sobald sie sich umdrehte, glitt er in die Ecke und verschwand.

Doch, Nathan kam zu ihr, aber immer seltener.

Dann war da die Sache mit Hans Peter. An diesem Wintertag mit Plusgraden und Regentropfen am Fenster hatten sie zum ersten Mal miteinander geschlafen. Sie wusste, dass er gehen musste, sie wollte ihn nicht gehen lassen.

Er sagte, er müsse zur Arbeit ins Hotel.

Sie waren in ihrer Küche. Er drückte sie an sich, zog sie auf seinen Schoß herunter.

»Es ist so merkwürdig ... Wir kennen uns doch gar nicht ... und doch.«

Sie schlang die Arme um ihn und bohrte ihr Gesicht in seinen Hals.

»Ein kleines bisschen kennen wir uns jetzt doch schon?«

»Jaaa ...«

»Ich will ... noch mal«, flüsterte sie.

»Aber nur ganz kurz.«

»Ein Quickie.«

Sie deckte den Tisch ab und räumte ihn leer, beugte sich anschließend vor und hob ihr Kleid. Sie trug keinen Slip. Er stand hinter ihr, seine Hände lagen auf ihren Schenkeln und

ihrer Hüfte. Sie rieb sich an ihm, damit er steif wurde, fühlte sein Glied durch den Stoff der Hose.

In diesem Moment klingelte das Telefon.

»Verdammt!«, rief sie. »Verdammter Mist.«

Er war ein paar Schritte zurückgetreten, hob den Hörer ab, reichte ihn ihr. Sie schüttelte abwehrend den Kopf, aber es war schon zu spät.

»Hallo!«, sagte sie gereizt.

»Hallo ... Ich möchte gerne Justine Dalvik sprechen.«

»Am Apparat.«

»Mein Name ist Tor Assarsson. Ich bin Berits Mann. Berit und Sie waren früher einmal Klassenkameradinnen, soweit ich weiß.«

»Ja, das stimmt. Hallo.«

»Ich mache mir Sorgen um sie. Sie ist verschwunden.«

»Ach.«

»Sie ist seit fast vierundzwanzig Stunden nicht mehr zu Hause gewesen.«

»Tatsächlich.«

Sie bekam Kopfschmerzen, die sich in ihre Stirn fraßen, und als sie den Körper drehte, zog sich die Haut um das Kranium zusammen. So als schrumpfe ihr ganzer Schädel.

»Ich dache nur ... Sie wollte doch zu Ihnen, hat sie gesagt. Ist sie gestern bei Ihnen gewesen?«

»Ja, natürlich. Wir haben gestern Abend eine Zeit lang zusammengesessen und uns unterhalten.«

»Wie lange denn?«

»Keine Ahnung. Ich erinnere mich nicht, wie viel Uhr es war.«

»Ist es spät geworden?«

»Es ging so, glaube ich.«

Hans Peter betrachtete sie. Er zog den Reißverschluss seiner Hose wieder zu, lächelte und schüttelte den Kopf. Justine versuchte, zurückzulächeln.

»Ich muss gestehen, dass ich mir große Sorgen mache.«

»Ich verstehe ...«

»Es ist nicht Berits Art, so etwas zu machen. Ich habe Angst, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte, etwas Schreckliches.«

»Vielleicht ist sie verreist? Vielleicht will sie einfach ein wenig allein sein?«

»Hat sie Ihnen gegenüber so etwas angedeutet?«

»Sie machte nicht unbedingt einen glücklichen Eindruck, das kann man nicht behaupten.«

»Sie hat es im Moment nicht leicht. Und ich bin ihr vielleicht auch nicht die Stütze gewesen, nach der sie gesucht hat. Was hat sie gesagt? Worüber haben Sie gesprochen?«

»Sie hat mir die Sache von ihrer Arbeit erzählt. Dass sie nicht nach Umeå ziehen wollte, oder was es nun war.«

»Luleå!«

»Ja, kann sein. Sie war traurig und machte sich Sorgen, wie es weitergehen würde.«

»Was meinen Sie, kann sie sich etwas angetan haben?«

Seine Stimme wurde heiser, sie hörte, dass er einem Zusammenbruch nahe war.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »So gut kennen wir uns ja nicht, jedenfalls nicht als Erwachsene. Ich habe nicht die geringste Ahnung, ob sie der Typ Mensch ist, der sich selbst etwas antut. Ich weiß es nicht.«

»Ich habe bisher eigentlich nicht geglaubt, dass sie der Typ dazu ist. Sie ist in allen Lebenslagen ausgeglichen und stark gewesen, trotz aller Belastungen. Aber man weiß ja nie ... Außerdem ist sie in einem schwierigen Alter, denke ich, mit den

Wechseljahren und all dem. Ich vermute jedenfalls, dass sie angefangen haben. Die Hormone können den Frauen da ganz schön zusetzen, wie ich gehört habe.«

»Das ist schon richtig. Es gibt Frauen, deren ganze Persönlichkeit sich verändert.«

»Auf der anderen Seite sind mir solche Tendenzen überhaupt nicht aufgefallen.«

Sie hörte, dass Hans Peter die Treppe hinaufging. Er würde sich bald auf den Weg machen müssen. Ihr wurde bewusst, dass sie das nicht wollte. Zum ersten Mal hatte sie das Gefühl, nicht allein im Haus bleiben zu wollen, sie wollte ihn begleiten, wohin auch immer, sich ins Auto setzen und einfach nur fahren.

»Was hat sie gesagt, als sie ging?«

»Was sie gesagt hat? Ja ... Sie sagte, sie wolle zum Sandviksväg hinaufgehen und den Bus nehmen, glaube ich. Aber wir hatten ziemlich viel getrunken ... Ich erinnere mich nicht mehr genau an jedes Wort.«

»War sie betrunken?«

»Ja, ziemlich.«

»Kann sie gestürzt sein?«

»Keine Ahnung. Hätte sie dann nicht jemand finden müssen?«

»Dass sie aber auch kein Taxi genommen hat. Dass sie das nicht getan hat.«

»Ja.«

Der Mann atmete schwer.

»Ich muss die Polizei anrufen«, sagte er. »Es gibt keinen anderen Weg. Anschließend mache ich mich auf den Weg und suche nach ihr. Vielleicht schaue ich auch bei Ihnen vorbei.«

»Ich weiß nicht, ob ich zu Hause bin, wahrscheinlich nicht.«

»Nein. Ich gebe Ihnen für alle Fälle unsere Telefonnummer und meine Handynummer. Für den Fall, dass Sie mich erreichen

wollen. Falls Ihnen noch etwas einfällt, was Sie jetzt vergessen haben.«

Er hatte seine Jacke angezogen.

»So wurden wir leider um unser bezauberndes Schäferstündchen betrogen«, sagte er und umarmte sie. »Ich werde dieses Bild die ganze Nacht vor Augen haben, dein wunderbares Hinterteil. Ich werde die ganze Nacht einen Ständer haben.«

»Ooh. Musst du wirklich gehen?«

»Ja.«

»So ein Mist aber auch, dass ich vergessen habe, das Telefon auszustecken. Ich ziehe fast immer den Stecker raus. Ich will nicht, dass die Leute einen ständig anrufen.«

Er schob sie ein wenig von sich.

»Aber Justine! Das darfst du nicht! Wie soll ich dich sonst erreichen?«

»Aber du warst doch hier.«

»Aber wenn ich nicht hier bin.«

»Ja ...«

»Ich kaufe dir einen Caller.«

»Was ist denn das?«

»Kennst du das nicht? Das ist so eine kleine Spielerei, bei der man auf einem Display ablesen kann, von welcher Nummer aus angerufen wird. Hat man gerade mal keine Lust, mit Tante Greta zu sprechen, geht man einfach nicht an den Apparat.«

»Ich wusste gar nicht, dass es so etwas gibt.«

»Oh doch. Jetzt muss ich mich aber beeilen. Ich rufe dich morgen an, sobald ich wach bin. Ich sehne mich jetzt schon danach.«

Sie war im Haus. Sie war allein. Sie schloss die Türen ab und ging durch alle Zimmer, spülte und räumte das Geschirr weg. Dann löschte sie die Lampen und zog das Telefon heraus.

Sie stand am Küchenfenster, wollte nicht liegen, nicht die Augen schließen. Die Schmerzen nagten an ihrem Gehirn, nagten und fraßen.

So stand sie in der Dunkelheit und sah ihn kommen. Er sah genauso aus, wie sie ihn sich vorgestellt hatte. Grauer Mantel, blasses und anonymes Gesicht. Nicht einmal seiner Sorge war es gelungen, den Eindruck eines korrekten Beamten auszulöschen. Sie hörte seine Schritte auf der Außentreppe, dann die Türklingel, die Klingelzeichen, die sich bis in den Kern des Hauses bohrten.

Er wartete ein wenig, klingelte dann erneut. Als nichts geschah, begann er, um das Haus und hinunter zum See zu gehen. Sie lief die Treppe hinauf. Sie sah ihn am Rand der Eisfläche stehen, er tat ein paar vorsichtige Schritte, machte dann aber kehrt und kam zurück, er war ein wenig in sich zusammengesunken. Er tat ihr unendlich Leid.

In dieser Nacht begann es zu schneien. Das Thermometer vor dem Schlafzimmerfenster zeigte zwei Grad minus. Sie zog sich nicht aus, sie ging im Haus umher und tastete sich an den Wänden entlang, als wäre sie blind. Sie hatte ein paar Thomapyrin geschluckt, aber die Kopfschmerzen gingen nicht weg, ließen nur etwas nach.

Es war zwei Uhr. Sie griff nach dem Telefonhörer und wählte eine Nummer.

Er war sofort am Apparat.

»Hallo. Justine Dalvik. Entschuldigung, dass ich so spät noch störe.«

»Das macht doch nichts.«

»Sie haben sie nicht gefunden?«

»Nein.«

»Haben Sie die Polizei eingeschaltet?«

»Was man so einschalten nennt. Ich war da und habe mit ihnen gesprochen. Aber sie machen nicht besonders viel, noch nicht. Sie haben mir gesagt, dass Ehefrauen ziemlich oft verschwinden. Viele machen das, um ihren Mann irgendwie zu bestrafen. Aber ich glaube, das haben sie vor allem gesagt, um mich zu beruhigen.«

»Ich habe lange nachgedacht. Sie hat tatsächlich ... über eure Ehe gesprochen.«

»Ist das wahr, was hat sie gesagt?«

»Ich hatte das Gefühl, dass sie ein wenig, wie soll ich sagen, enttäuscht war.«

»Von mir?«

»Ja.«

»Tatsächlich? Was hat sie gesagt?«

»Sie weinte und schien deprimiert zu sein. Sie sagte etwas in der Art, dass ihr nicht mehr besonders viel gemeinsam hättet. Was bleibt mir denn noch, sagte sie, ohne Arbeit oder Liebe, etwas in der Art.«

Sie hörte, wie er sich eine Zigarette anzündete.

»Das hat sie gesagt?«

»Etwas in der Art, ja.«

Er weinte jetzt, murmelte undeutlich vor sich hin. Es schien, als lege er den Hörer auf die Seite, sie hörte, wie er sich räusperte und hustete. Dann war er wieder am Apparat.

»Entschuldigung«, sagte sie leise. »Ich hätte Sie nicht mitten in der Nacht anrufen sollen.«

»Doch, doch!«, rief er. »Das macht überhaupt nichts, im Gegenteil.«

»Ich kann einfach nicht schlafen. Ich mache mir natürlich auch Sorgen.«

»Ich war vorhin in Hässelby. Ich habe geklingelt, aber es war niemand da.«

»Nein.«

»Was soll ich tun? Was zum Teufel soll ich bloß tun!« Die letzten Worte schrie er, sie hörte, wie er sich selber wieder zur Vernunft brachte.

»Entschuldigung ... Aber ich mache mir solche Sorgen, dass ich einfach nicht mehr weiter weiß.«

»Das ist doch verständlich. Haben Sie keine Schlaftabletten, oder so etwas? Ich meine, damit Sie ein wenig schlafen können.«

»So etwas nehme ich nie.«

»Sie auch nicht?«

»Das weiß ich ehrlich gesagt nicht.«

»Nicht. Nun ja, ich will Sie nicht länger stören. Sollte mir noch etwas einfallen, rufe ich an. Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Jedes Mal, wenn sie sich hinlegte, kehrte alles zurück. Tagsüber hatte es sich fern gehalten. Und nachher, als alles vorbei war, schlief sie ein. Zu diesem Zeitpunkt war sie nicht mehr betrunken, aber als sie aus der Dusche kam, setzte sie sich auf die Bettkante und trank noch ein paar Gläser Wein. Sie merkte, dass sie wieder Schmerzen im Fuß hatte. Dann schlief sie ein.

Sie waren sich in die Arme gefallen. Lange Zeit hatten sie so gestanden und sich umarmt, Berits erhitztes, verheultes Gesicht, ihr besoffenes Weinen, ich habe mir Vorwürfe gemacht, ich habe solche Angst gehabt, Kinder sind eben so, habe ich

versucht, mir einzureden, Kindern scheint die Fähigkeit zum Mitgefühl zu fehlen, aber es hat nichts genutzt, oh, Justine, Justine, du musst mir verzeihen.

Sie war etwas kleiner als Justine und schlanker. Aber sie war stark. Als Justine sie auf die Erde hinunterzog, gab sie widerstandslos nach. Justine wälzte sich auf ihre Brust, schmiss sich nach vorn und drückte ihr den Hals zu. Da erst fing sie an, sich zu wehren. Justine reckte sich nach einem Buch, zerrte es aus dem Bücherregal, es war ein Dostojewskij, und schlug damit direkt auf Berits Nasenrücken. Sie hörte das knirschende Geräusch, spürte, wie der Körper unter ihr sich nicht mehr bewegte, sich ihre Augen verdrehten. Sie war für einen Moment ohnmächtig geworden, vielleicht mehr durch den Schock als durch den Schmerz. Schnell stürzte sie in ihr Schlafzimmer, holte ihr langes Halstuch, wickelte es der liegenden Frau mehrmals um den Hals und zog zu.

Sie lockerte ihren Griff erst, als kein Zweifel mehr bestand.

Sie hörte das Telefon klingeln und hob den Hörer ab, es war ein Mann, Nathan? Nein, Hans Peter. Nathan gab es nicht mehr, sein Körper war in Stücke gehauen worden, weit entfernt in einem Strom auf der anderen Seite der Erde, das war lange her, und alles war vergessen.

Wortlos legte sie den Hörer wieder auf.

Sie wusste haargenau, was sie zu tun hatte. Ohne vorher darüber nachgedacht zu haben, flog ihr jetzt alles zu, es gab eine Stimme, die sie führte. Hole die leinenen Einkaufstaschen aus dem Besenschrank, zwei weiße Stofftaschen mit dem Konsumzeichen darauf. Dann das Halstuch: Sie sah nicht in das Gesicht der Toten, löste das Halstuch von ihrem Hals, ein grausiges, pustendes Geräusch war zu hören, zog es durch die Griffe der Taschen. Band es anschließend wie eine Schärpe um Berits Taille.

Der Vogel umkreiste sie, geh schlafen, sagte sie ihm, du wirst dir hier im Dunkeln noch wehtun. Aber er hörte nicht auf sie, saß die ganze Zeit auf ihrer Schulter, während sie den Körper die Treppe hinunterschleifte. Er brachte sie für einen Moment aus dem Konzept.

Erst als sie begann, zur Kellertür zu gehen, hob er ab und flog wieder nach oben.

»Ich komme gleich!«, rief sie. »Du weißt, dass ich das tue, und dann bekommst du etwas Leckeres, ein Ei sollst du bekommen, vielleicht sogar eins mit einem Embryo, wie es sie manchmal gibt.«

Sie hatte Berit im Flur gelassen. Es gab Steine im Keller, sie erinnerte sich jetzt an sie. Ihr Vater hatte sie mitgebracht, hatte die Steine einem Geschäftsfreund abgekauft, der ihm helfen sollte, einen Grill zu bauen. Aus diesem Grill war nie etwas geworden. Flora hatte gemeckert, sie hörte plötzlich wieder ihre nörgelnde Stimme, nie bekommst du etwas auf die Reihe, sollen sie etwa bis zum Ende aller Tage hier auf dem Hof liegen, das sieht ungepflegt aus, ich will das nicht.

In einem Wutanfall hatte ihr Vater eines Tages jeden einzelnen Stein in den Keller geschleppt. Ganze zehn Minuten brauchte er dafür, er war blass und raste vor Wut, nahm anschließend das Boot und fuhr auf den See hinaus.

Justine trug ein paar dieser Steine hinauf und legte sie in die Leinentaschen, aber als sie anschließend versuchte, Berit von der Stelle zu bewegen, ging dies über ihre Kräfte.

»Verdammte Scheiße«, knirschte sie.

Ihr Atem ging jetzt schneller, aber sie war nicht wirklich in Panik.

Sie holte die Steine wieder heraus. Mit etwas Mühe zog sie Berit die Jacke und die hässliche braun karierte Mütze an.

Beinahe hätte sie die Fingerhandschuhe vergessen, die auf dem Hutregal lagen. Als sie die Handschuhe entdeckte, versuchte sie zunächst, sie über Berits Hände zu ziehen, hielt dann aber schluchzend inne und stopfte sie in die Jackentaschen der Toten.

Danach zog sie sich selbst an. Sie zerrte den Tretschlitten zur Treppe. Jetzt kam das Schwerste, den leblosen Körper herabzuwuchten und auf der Ladefläche des Schlittens abzusetzen. Die ganze Zeit über war sie sich der Schmerzen in ihrem Fuß bewusst, aber es war, als erreichten sie die Schmerzen nicht wirklich. Sie belastete den Fuß, und es stach und schmerzte unablässig, aber es war ein gedämpfter und verhaltener Schmerz. Sie würde sich später mit ihm beschäftigen.

Sie ließ ihre Last auf den Schlitten fallen. Die Kufen rutschten ein wenig, die Arme der Toten schlugen schwer in den Schnee. Justine versuchte, sie in Berits Schoß zu legen, aber sie fielen immer wieder zurück, unkontrolliert. Deshalb musste sie hineingehen und nach einer Schnur suchen. Erst fand sie keine, zog jede einzelne Schublade in der Küche heraus, kippte ihren Inhalt auf den Fußboden.

Und nun zeigte sie erste Anzeichen von Panik.

Sie ging zum Spiegel, betrachtete ihr Gesicht, sprach ihren Namen laut aus:

»Justine! Das bist du dir schuldig, vergiss das nicht! Denk immer daran!«

Ihre Hände hatten angefangen zu zittern, sie hob sie und versetzte sich selbst zwei feste Ohrfeigen, calm, calm, werd jetzt nicht hysterisch, du weißt, was er davon hält.

Da ging es vorüber.

Gleich darauf fand sie das Knäuel aus Schnüren. Es lag in der Fensternische, sie erinnerte sich, dass sie es vor einigen Tagen gebraucht hatte, um ... nein, sie erinnerte sich nicht mehr, wozu. Sie hob die Schere vom Boden auf und ging hinaus.

Berit saß zusammengesunken auf dem Schlitten, war nahe daran, herunterzurutschen. Justine zurrte sie am Schlitten fest, um den Bauch, die Hände, die Beine. Ihr Kopf hing herab, das gebrochene Genick, nicht in die erstarrten Augen gucken, nicht gucken, sie zog ihr die Mütze so weit ins Gesicht wie möglich, ging wieder hinein und holte die Steine.

In jede Leinentasche passten fünf Steine.

Es war eine dunkle und neblige Nacht. Sie ahnte die Konturen eines Flugzeugs hoch über ihr, hörte sein Motorengeräusch. Nur mit großer Mühe gelang es ihr, den Tretschlitten zum See zu bugsieren. Die Kufen sackten ständig in dem pappigen Schnee ein. Es ging etwas besser, als sie schließlich aufs Eis hinauskam. Sie schob den Schlitten so weit hinaus, wie sie sich traute, ängstlich geworden durch die hämmernden und durchdringenden Laute, die ihr von Zeit zu Zeit von dort draußen entgegenhallten. Sie ging so lange, bis sie nasse Füße bekam. Sie sah eine Wasserschicht auf dem Eis.

Dann blieb sie stehen und nahm Anlauf. Humpelnd lief sie auf den Schlitten zu, versetzte ihm einen Stoß, brachte ihn so dazu, ein Stück vorwärts zu gleiten. Aber es reichte nicht. Noch trug das Eis. Sie musste versuchen, noch ein Stück weiter hinauszukommen. Sie legte sich auf den Bauch, robbte vorwärts, der Mantel sog die Nässe auf, aber sie fror nicht, es schien eher zu brennen, sie stemmte die Hände gegen Berits Hinterteil und stieß noch einmal zu. Der Schlitten glitt etwa zehn Meter weiter. Man hörte krachende und glucksende Geräusche, dann kippte der Schlitten vornüber, sie sah, wie er langsam ins Wasser glitt, sah die schwankenden Kufen, wie alles versank und verschwand.

Zurück im Haus meldeten sich die Schmerzen in ihrem Fuß. Sie zog die nassen Sachen aus und stopfte sie in den Trockner.

In der Dusche entdeckte sie die Abschürfungen auf ihren Armen, Schürfwunden von Fingernägeln. Es brannte höllisch, als sie Salbe darauf tat.

Aber erst als sie zur Schlafzimmertür kam, fiel ihr Blick auf Berits Tasche. Sie stand noch neben dem Stuhl, auf dem sie gesessen hatte.

3. KAPITEL

Am Morgen war sie von einem Gewicht auf ihrem Brustkorb erwacht. Sie hatte versucht zu schreien, aber ihr Hals war wie eine Raspel. Sie tastete zwischen den Laken und fühlte den Vogel, nie zuvor war er auf ihrem Bett gelandet.

Sie hatte Berits Tasche in ihrem Kleiderschrank versteckt. Als sie am frühen Morgen in den oberen Flur kam, entdeckte sie noch eine Tasche, eine dunkelblaue Leinentasche, bedruckt mit den Worten Lüdings Verlag und einem Firmenzeichen, das aus ein paar Buchrücken bestand. Sie lag achtlos hingeworfen an der Wand, und Justine erinnerte sich jetzt, dass Berit Blumen und eine Flasche Wein mitgebracht hatte. Sie fühlte sich vollkommen leer.

Sie faltete die blaue Tasche zusammen und legte auch sie in den Kleiderschrank.

Den Rest des Tages verbrachte sie mit Hans Peter. Es gelang ihr, alles andere zu verdrängen. Sie hatte an ihn gedacht, er hatte begonnen, einen Platz in ihrem Denken einzunehmen. Sie wurde von Zärtlichkeit erfüllt, wenn sie an sein Schlüsselbein, seinen Hals, seine Hände dachte. Es war nicht wie bei Nathan, das hier war sanfter, zärtlicher. Er schenkte ihr eine Art fröhlicher Zufriedenheit.

Sie hatte vorgehabt, sich Berits Tasche anzunehmen, sobald er gegangen war, aber ihr fehlte die Kraft dazu. Die Müdigkeit traf sie wie ein Schlag, sie legte sich ins Bett, sein Geruch hing in den Laken, seine Nähe.

Montagvormittag rief Tor Assarsson wieder an.

»Ich kann einfach nicht arbeiten gehen«, sagte er. »Ich habe wirklich gehofft, dass Sie zu Hause sind.«

»Ja, ich bin zu Hause.«

»Es ist zum Verweifeln, das Ganze ist einfach zum Verweifeln.«

»Das verstehe ich. Sie haben also nichts Neues gehört?«

»Nein.«

»Vielleicht, wenn die Post kommt. Sie hat Ihnen vielleicht schon einen Brief geschrieben, aus Rom oder Tobago. Vielleicht hat sie sich einfach nur aus dem Staub gemacht, um ein wenig Distanz zu bekommen.«

»Glauben Sie wirklich?«

»Undenkbar ist es jedenfalls nicht.«

»Vielleicht haben Sie Recht. Ich hoffe es.«

Er sagte, dass er zu ihr kommen und mit ihr sprechen müsse. Es gelang ihr, seinen Besuch hinauszuzögern, er solle erst einmal die Post abwarten, sagte sie, wann kommt die immer?

Er sagte, dass er es nicht wisse. Er war ja in der Woche nie zu Hause.

Schließlich versprach sie ihm, ihn nach dem Mittagessen zu empfangen.

Sie dachte an Hans Peter.

Aber jetzt waren erst einmal die Taschen an der Reihe. Sie hatte gehofft, die Taschen hätten sich auf wundersame Weise in Luft aufgelöst, als sie die Schranktür öffnete, was aber natürlich nicht der Fall war. Berits große Ledertasche stand auf Justines Turnschuhen, genau dort, wo Berit sie abgestellt hatte.

Ihre Kopfschmerzen kehrten wieder.

Sie setzte sich mit einer Schere auf den Fußboden. Sie hatte vor, die ganze Tasche in winzig kleine Stücke zu schneiden, die Tasche und ihren Inhalt. Als sie die Tasche in der Hand hielt, wie Berit sie immer gehalten hatte, wurde ihr klar, dass dies

nicht leicht werden würde. Justine wollte sie nicht öffnen, wusste aber, dass sie es musste, die kleinen Metallbügel knipsten, und die Tasche gähnte ihr mit ihrem dunklen und geheimen Innenleben entgegen. Die Sachen der Besitzerin, ihr Leben.

Zuoberst lag ein Stofftaschentuch mit schwachen Lippenstiftspuren, dann all das andere, was sie nicht sehen wollte, aber sehen musste, all die persönlichen Gegenstände und Dinge, die nun das Bild Berits wieder in ihrem Haus lebendig werden ließen. Eine Brieftasche, an den Rändern abgenutzt, die Fächer mit der Scheckkarte, der Krankenkassenkarte, American Express, ein Mitgliedsausweis des Verlegerverbands, der vor einigen Jahren abgelaufen war. Justine klappte eine Ecke um, und die Augen von drei Menschen trafen ihre: die Augen Tors und der Söhne noch als Schuljungen. Im Fach für die Geldscheine befanden sich fast tausend Kronen. Mit den Geldscheinen fing sie an, zerschnitt sie in schmale Streifen, dann die Fotos, die Plastikkarten und all die kleinen Zettel und Quittungen, die sich im Fach hinter den Geldscheinen befanden. Anschließend nahm sie den Kalender, blätterte ihn schnell durch und las sporadisch auftauchende Notizen, Zahnarzt 13.40, vergiss den Schuster nicht. Am Boden der Tasche lag lose Berits Führerschein. Sie sah sich auf dem Foto nicht ähnlich, es war ein altes Bild, auf dem Berit die Haare zu einem Dutt hochgesteckt hatte, was sie alt aussehen ließ. Schlüssel, Kamm, Spiegel und Lippenstift, sie sammelte alles in einer Tüte, versuchte eine Weile, den Kamm mittendurch zu brechen, es war ein hellblauer Plastikkamm mit Stiel, sie bot all ihre Kräfte auf, aber das Plastik hielt, ein kleiner Parfümflacon, Nuits indiennes, sie wickelte ihn in Frischhaltefolie, um den Duft zu dämpfen, das Feuerzeug stand auf dem Tisch. Dort lag auch die Schachtel Zigaretten, fünf, sechs Zigaretten waren übrig geblieben, sie zerbröselte sie über dem Haufen. Schnitt die Leinentüte in kleine Stücke, machte sich dann an die

Handtasche, aber hier musste sie aufgeben, die Schere schnitt nicht mehr, war stumpf geworden.

Was sollte sie mit der Tasche machen? Sie saß mit ausgestreckten Beinen auf dem Boden, ein abgeschnittenes Auge Berits starrte ihr direkt ins Gesicht. Sie hob es mit den Fingerspitzen auf und steckte es ganz unten in den Haufen.

Das Telefon klingelte, sie wagte nicht, es auszustecken, sie dachte an Tor Assarsson und Berits Kinder. Sie musste verfügbar sein, die fröhliche und feinfühlige Freundin.

Gereizt meldete sie sich mit ihrem vollen Namen.

»Mein Liebling!«

Es war Hans Peter.

»Ich hatte schon Angst, du hättest das Telefon wieder einmal ausgesteckt.«

»Nein ...«

»Ich sehne mich so nach dir, mein ganzer Körper sehnt sich nach dir, meine Handflächen vermissen die Wärme deiner Haut, ich will deine Stimme hören und dich umarmen.«

»Oh, Hans Peter ...«

»Was ist mit dir? Du klingst so anders, ist etwas passiert?«

»Nein, es ist nichts.«

»Bist du sicher?«

»Ja, ja. Musst du heute arbeiten?«

»Sicher. Aber nicht vor heute Abend. Wenn ich jetzt zu dir kommen darf, dann komme ich!«

Ihre eigene Stimme machte sie frösteln.

»Ich habe leider keine Zeit. Ich habe zu tun.«

»Und wann hast du Zeit?« Sie hörte, dass er den Faden verloren hatte.

»Ich rufe dich an.«

»Aha?«

»Lieber Hans Peter, es gibt da ein paar Dinge, die ich zuerst erledigen muss, ich kann jetzt nicht darüber sprechen. Aber ich rufe dich an.«

»Es kann aber sein, dass ich nicht zu Hause bin.«

»In Ordnung. Aber ich werde es auf jeden Fall versuchen, ich muss jetzt Schluss machen, entschuldige bitte!«

Sie legte auf. So hatte sie sich das nicht vorgestellt. Sie presste ihre Hände gegen die Augen und wimmerte.

Ob es möglich war, die Tasche zu verbrennen? Nein. Das wäre zu riskant. Sie murmelte vor sich hin und ging umher, was sollte sie tun, was sollte sie bloß tun? Dann erinnerte sie sich an Lövsta, an die Müllkippe hinter Riddarsvik. Natürlich. Dass sie daran nicht schon früher gedacht hatte. Sie war sehr müde, ihr drehte sich alles vor Augen, als sie in den Keller hinunterging. Dort unten fand sie die Rolle mit den schwarzen Müllsäcken, stopfte die Taschen und den Haufen aus zerschnibbelten Sachen in einen von ihnen und verschloss ihn. Drehte eine Runde und suchte in allen Zimmern, nein, keine weiteren Spuren. Zog sich an und fuhr los.

Sie hatte sich Sorgen gemacht, dass jemand fragen könnte, was sich in dem Müllsack befand. Ein Mann in einem Overall sah sie desinteressiert an, sie sagte dennoch:

»Brennbare Sachen, wo kommen die hin?«

Er zeigte auf einen der Container.

»Danke«, sagte sie.

Und als sie zurück zum Auto ging:

»Einen schönen Tag noch.«

Er murmelte etwas Unverständliches.

Sobald sie wieder zu Hause war, wählte sie Hans Peters Nummer. Er ging natürlich nicht an den Apparat. Sie wurde von Angst ergriffen, die zu Verzweiflung wurde. Sie ging ins Badezimmer und schminkte sich stark, dicke Kajalstriche und Lidschatten. Zog einen Rock, eine Strickjacke und eine dicke Wollstrumpfhose an. Ihrem Fuß war die Nachtruhe gut bekommen, aber er war immer noch ein wenig geschwollen.

Sie musste es noch einmal versuchen, nein, jetzt war er traurig und verletzt, er würde nicht abheben, selbst wenn sie es den ganzen Tag über versuchen würde. Er war der nachtragende Typ, da war sie sich sicher.

Jemand war an der Tür, war er es? Draußen stand ein Mann, das konnte sie durch das Milchglas erkennen, er sah aus wie Hans Peter, war er es?

Aber er war es nicht.

Sie wusste sofort, wer es war.

Es war Tor, Berits Mann.

»Du bist Justine, nicht wahr?«

Er sah furchtbar aus, Bartstoppel lagen wie eine graue Wolke auf Kinn und Wangen, die Augen waren klein und trüb.

»Komm herein!«, sagte sie leise.

Er stand im Flur, sah sich um.

»Hier ist sie also noch letzten Samstag gewesen. Ich versuche, mich in sie hineinzusetzen, mich in ihre Gedankengänge und Handlungen hineinzusetzen.«

»Ja ...«

»Wohin seid ihr dann gegangen?«

»Wir sind hochgegangen, denke ich. Wir haben da oben eine Weile zusammengesessen und uns unterhalten.«

»Lass uns das Gleiche tun.«

Sie zog sich mit Hilfe des Treppengeländers hoch, die Schmerzen in ihrem Fuß waren inzwischen stärker geworden, er sah es, sagte aber nichts dazu.

»Ich sollte dir vielleicht einen Kaffee anbieten?«

»Ich möchte keinen Kaffee, ich möchte nichts.«

Der Vogel saß auf der Lehne von Berits Stuhl. Als er den Mann erblickte, schrie er. Tor Assarsson zuckte zusammen.

»Oh, verdammt, was zum Teufel ist denn das?«

»Das fragt jeder«, sagte sie müde. »Es ist ein Vogel, mein Haustier.«

Er blieb stehen. Justine streckte den Arm aus, der Vogel hüpfte auf ihn, stieß sich von ihm ab und flog in einem Kreis durch das Zimmer, ehe er sich schließlich oben auf dem Bücherregal niederließ.

Tor Assarsson hatte die Arme über den Kopf erhoben.

»Wie kann man sich nur so ein Haustier anschaffen!«

Sie schwieg.

»Kann man es jetzt wagen, sich hinzusetzen, oder gibt es noch mehr Überraschungen?«

Justine bereute schon, dass sie den Mann hereingelassen hatte. Er klang gereizt und aggressiv, stand wahrscheinlich unter Schock.

Sie sank auf die äußerste Stuhlkante.

»Habt ihr so gegessen?«, fragte er.

»Ich glaube, ja.«

»Wir sind seit vielen Jahren verheiratet, Berit und ich. Erst jetzt begreife ich wirklich, dass sie ein Teil meiner selbst geworden ist. Verstehst du? Und jetzt ist es vielleicht zu spät!«

»Hast du die Post abgewartet?«, fragte sie.

»Ja. Aber da war nichts drin. Außerdem habe ich das hier gefunden.«

Er steckte die Hand in die Tasche und holte einen Pass hervor. Er schmiss ihn mit Wucht auf den Tisch.

»Sie kann also gar nicht verreist sein. Zumindest hat sie nicht das Land verlassen.«

»Wie ist es mit der EU ... Braucht man für diese Länder einen Pass?«

»Ich glaube schon.«

»Ja ... Es tut mir Leid, aber ich kann da auch nicht viel tun.«

»Darf ich dich etwas fragen, wart ihr Kameradinnen, als ihr in die Schule gingt? Wart ihr dicke Freundinnen, oder so?«

»Nicht direkt.«

»Nein, das habe ich mir gedacht. Sie hat so etwas angedeutet. Du bist gemobbt worden, nicht wahr? Obwohl, zu jener Zeit hat man wohl kaum gemobbt dazu gesagt. Was hat man eigentlich gesagt? Pennalismus?«

»Es ist nicht immer leicht gewesen. Aber ich habe wirklich nicht ständig darauf herumgeritten, es ist ja schon so furchtbar lange her.«

»Sie hat angedeutet, dass sie mit dir darüber sprechen wollte. Sie hat darunter gelitten, hatte ein schlechtes Gewissen bekommen.«

»Tatsächlich.«

»Hat sie das getan, hat sie etwas gesagt?«

Gedanken schossen ihr wüst durch den Kopf, war es wichtig, dass sie jetzt das Richtige antwortete, war es wichtig?

»Ich glaube, sie sagte, dass sie vielleicht nicht immer sehr nett gewesen sei.«

»Das hat sie gesagt?«

»Ich glaube schon.«

»Und was hast du geantwortet?«

»Ich erinnere mich nicht mehr genau ... Wahrscheinlich, dass ich auch kein Unschuldslamm war.«

Seine Schultern sackten nach unten, sie sah sein Hemd, der Kragen war verknittert, kein Schlips.

»Die Jungen«, sagte er schwerfällig. »Was soll ich nur den Jungen sagen?«

»Ich verstehe, dass du dir Sorgen machst«, flüsterte sie.

»Aber es ist doch noch gar nicht so viel Zeit vergangen, du musst versuchen, ein wenig Geduld zu haben. Vielleicht ruft sie dich in diesem Moment an, vielleicht ist sie gerade jetzt am Telefon.«

»Dann wird aufs Handy umgeschaltet.« Er klopfte sich auf die Rocktasche. »Ich höre sofort, wenn es zu Hause klingelt. Was hat sie gesagt, als sie gehen wollte? Was genau waren ihre Worte?«

»Oh, daran erinnere ich mich beim besten Willen nicht mehr.«

»Schaute sie schnell auf die Uhr und sagte, oh, nun muss ich aber wirklich los?«

»So was in der Richtung muss es gewesen sein.«

»Ich war übers Wochenende draußen in unserem Wochenendhaus. Sonst hätte ich schon früher reagiert. Warum zum Teufel bin ich nur in unser Wochenendhaus gefahren!«

Er knetete seine Stirn mit den Fingern.

»Also, ich verstehe das einfach nicht. Ich verstehe es nicht.«

»Nein ... Man denkt, dass man einen Menschen kennt. Aber dann stellt sich heraus, dass man im Grunde gar nichts von ihm weiß.«

»Ja, das ist wahr, das ist wirklich wahr.«

Justines Telefon klingelte. Sie fuhr auf.

»Entschuldige, bitte.«

Hans Peter, dachte sie. Lieber, süßer, geliebter Hans Peter.

Aber es war ein anderer Hans, Hans Nächstman.

4. KAPITEL

Es war stürmisch geworden. Wolken aus trockenem Schnee stoben draußen durch die Luft wie Rauchfahnen. Ihr Gesicht lief rot an.

»Guten Tag, Justine Dalvik. Erinnern Sie sich an mich?«

»Aber ja. Sicher erinnere ich mich. Warum rufen Sie an ... gibt es etwas Neues von Nathan?«

»Nein.«

»Also nicht.«

»Und auch nichts Neues über den Mörder des jungen Mädchens.«

Justine hielt den Atem an. Hinter ihr ging Tor Assarsson durchs Zimmer, öffnete die Tür zum Balkon und zündete sich eine Zigarette an. Es zog eiskalt über den Fußboden.

»Einen Augenblick!«, sagte sie in den Hörer. »Mach zu!«, zischte sie anschließend Tor Assarsson zu und zeigte auf den Vogel.

»Haben Sie Besuch?«, fragte Hans Nätman.

»Ja.«

»Nach allem, was ich höre, hatten Sie auch letzten Samstag Besuch.«

»Stimmt.«

»Darüber würde ich mich gerne ein wenig mit Ihnen unterhalten.«

»Wieso denn das? Darf man in seinem Haus etwa keine Gäste mehr empfangen?«

»Sicher darf man das, Justine. Sicher.«

»Ja, dann verstehe ich nicht ...«

Das Gespräch wurde getrennt, sie begriff, dass er von einem Handy aus anrief und in ein Funkloch geraten war. Sie bereute ihre Reaktion, sie hatte ihm geantwortet, indem sie ihn attackierte. Das war nicht gut. Sie legte den Hörer auf, bückte sich schnell und zog den Stecker heraus. Dann ging sie zu Tor Assarsson auf den Balkon.

»Man muss mit Türen und Fenstern ein wenig Acht geben, der Vogel könnte sonst aus einem Impuls heraus davonfliegen.«

Rauch sickerte aus seinen Nasenlöchern.

»Das wäre wohl auch besser so!«

»Auf gar keinen Fall!«

»So ein Vogel gehört ins Freie.«

»Ja, aber damit käme er nicht zurecht. Er weiß nicht, wie man sich gegen wilde Vögel und anderes, was ihn draußen bedroht, verteidigt. Er ist in der Gesellschaft von Menschen gewesen, seit er aus dem Nest gefallen ist. Er ist von Menschen geprägt worden, von mir.«

Der Aschenbecher stand auf dem Boden. Ihr fiel ein, dass sie vergessen hatte, ihn zu leeren. Die Windböen ließen die Asche aufwirbeln. Tor Assarsson drückte seine Zigarette zwischen den vielen halb gerauchten Kippen Berits aus.

»Schon gut«, sagte er. »Das geht mich ja auch gar nichts an.«

Er brach auf. Erst meinte er, er wolle sich ein Taxi rufen, dann entschied er sich anders.

»Ich mache es, wie sie es gemacht haben muss, ich gehe zur Straße hoch und nehme einen Bus. Hast du eine Ahnung, wie oft die Busse hier fahren?«

»Leider nicht. Ich nehme nie den Bus.«

»Nein. Ich habe gesehen, dass du draußen ein schickes, neues Auto stehen hast.«

»Ja. Ich habe es gerade erst gekauft. Ich habe leider ein paar Dinge zu erledigen, sonst könnte ich dich bis zur U-Bahn fahren.«

»Nein, nein! Ich möchte gern gehen. Wie ich schon sagte, ich versuche, mich in alles hineinzusetzen, was Berit am Samstag getan hat.«

Sie begleitete ihn zur Tür. Reichte ihm seinen Mantel und Schal. Nahm seine eiskalte Hand in ihre beiden warmen Hände.

»Tor«, sagte sie und redete ihn zum ersten Mal mit seinem Namen an. »Wir beide werden die Daumen drücken, so fest es nur geht. Dass Berit wieder auftaucht. Dass ihr nichts zugestoßen und alles in bester Ordnung ist. Wenn wir nur ganz fest an sie denken, dann wird bestimmt alles gut!«

Er räusperte sich.

»Danke«, sagte er.

Sobald er den Hang hinauf verschwunden war, steckte sie das Telefon wieder ein. Es klingelte unmittelbar darauf.

»Hallo?«, rief sie, hörte aber nur ein Rauschen.

»Hans Peter? Bist du es?«

Aber es war wieder der Polizist am anderen Ende, er meckerte und fluchte. Seine Worte kamen abgehackt.

»Hallo? So ein Mist ... Ich bin gleich ... draußen in Hässelby. In etwa ... Minuten.«

Sie ging auf den Balkon und holte den Aschenbecher, leerte ihn in die Toilette und musste viermal abziehen, bis alle Kippen verschwunden waren. Dann rief sie den Vogel und sperrte ihn auf den Speicher. Eine eigenartige Ruhe hatte Besitz von ihr ergriffen, sie setzte eine Kanne Kaffee auf und deckte den Tisch mit Tassen.

Hans Nästman war allein. Er parkte dicht hinter ihrem Auto und kam den Schotterweg herunter. Sie öffnete, noch ehe er klingeln konnte.

Er hatte sich verändert, war mager geworden.

»Guten Tag, Justine. Ich habe Sie nicht vergessen, wie Sie sehen.«

»Ich habe Sie auch nicht vergessen.«

»Das ist gut so.«

»Ich habe Kaffee gekocht.«

Er nickte.

Sie saßen am Küchentisch, hier hatte sie gestern mit Hans Peter gegessen, hatte die Tischplatte leergeräumt und war von einer rein sinnlichen Sehnsucht erfüllt worden, das Telefon hatte geklingelt.

»Sie haben sich verändert«, sagte sie.

»Sieht man das?«

»Ja.«

»Ich bin krank gewesen.«

»Ja, Sie müssen einige Pfunde verloren haben. Nichts Ernstes, hoffe ich?«

»Ein Tumor am Dickdarm.«

»Oh.«

»Er ist jetzt weg. Der Tumor, meine ich. Wir wollen hoffen, für immer.«

»Schrecklich, diese Krankheit!«

»Ja. Man lernt das Leben wirklich schätzen, wenn man so krank wird.«

Sie goss Kaffee ein.

»Leider habe ich keine Teilchen.«

»Umso besser! Kuchen und Teilchen bekommt man viel zu oft.«

»Ich nehme an, Sie kommen aus einem bestimmten Grund?«

»Ich komme wegen Berit. Berit Assarsson, Ihrer alten Klassenkameradin.«

Ihr Bauch krampfte sich zusammen.

»Berit, ja.«

»Justine, nehmen Sie es mir bitte nicht übel, aber es hat den Anschein, dass Sie Unglück bringen. Menschen in Ihrer Nähe stößt etwas zu, sie verschwinden oder sterben.«

»Wollen Sie damit sagen, dass ich daran schuld bin?«

»Das habe ich nicht gesagt. Aber es ist schon seltsam: Als Ersten traf es Nathan Gendser, Ihren Bekannten. Er verschwand einfach so im Dschungel, und niemand hat ihn seitdem mehr gesehen. Dann traf es Martina Andersson, eine junge, hübsche und lebensfrohe Journalistin, die ganz offensichtlich ein Auge auf diesen Gendser geworfen hatte. Man findet sie kaltblütig mit einem Dschungelmesser erstochen. In Ihrem Hotelzimmer.«

»Ein Auge auf ihn geworfen?«, wiederholte sie.

»Ich habe selbstverständlich mit den anderen Teilnehmern der Exkursion gesprochen. Das dürfte Ihnen doch auch nicht entgangen sein.«

»Sie erweckte manchmal den Eindruck, gerne zu flirten, aber das war mehr so eine Art, wie sie manche junge Frauen haben. Übrigens flirtete Nathan auch ganz gerne, und ich kann nicht leugnen, dass mich das manchmal verletzt hat. Außerdem ist doch klar, dass ihm Martinas Interesse schmeichelte. Im Vergleich zu ihr war er doch ein alter Knacker!«

»Und jetzt diese Frau, Berit. Ihr Mann hat sie als vermisst gemeldet. Bei der Gelegenheit bin ich auf Ihren Namen gestoßen. Sie war ausgerechnet bei Ihnen, bevor sie verschwand.«

»Verdächtigen Sie mich in irgendeiner Weise? Wollen Sie mich ins Gefängnis bringen?«

Er sah sie über den Rand seiner Brille hinweg an.

»Ich möchte mich nur ein bisschen mit Ihnen unterhalten.«

»Ist das hier etwa eine Art Verhör?«

»Jetzt beruhigen Sie sich bitte! Ich möchte Ihnen nur ein paar Fragen stellen.«

Sie presste die Hände vors Gesicht, ihr Herz pochte so sehr, dass sie dachte, er müsse es hören.

»Okay«, sagte sie leise. »Die Sache mit Nathan ... Ich bin darüber noch nicht hinweggekommen, falls Sie das geglaubt haben sollten, jedes Mal wenn sein Name fällt ... Wir wollten heiraten, ich wäre heute schon seine Frau. Ich leide darunter, ich sehe ihn dort im Regenwald liegen, verletzt, vielleicht ... tot ... und wie die wilden Tiere ...«

Hans Nästman trank einen Schluck Kaffee. Er ließ sie reden. Er lehnte sich gegen die Stuhllehne zurück, und als sie ihre Hände wieder herabsinken ließ, lächelte er sie an.

Sie musste von jenem Samstagabend erzählen, jedes einzelne Detail wollte er wissen, er ließ sich zeigen, wie sie genau gesessen hatten, was sie gesagt, gegessen und getrunken hatten. Er erkundigte sich nach ihrem Fuß.

»Ich bin gefallen, als ich bei Glatteis gejoggt bin. Er ist wahrscheinlich verstaucht.«

»Ihr Mann sagt, sie habe Reuegefühle gehabt. Ihre Kindheit schien sie wieder eingeholt zu haben, sie war die geborene Anführerin und hatte offenbar einigen Schulkameraden das Leben schwer gemacht, unter anderem Ihnen. Das schien sie jetzt zu quälen.«

»Richtig, sie ... sprach es einmal an.«

»Wie sehen Sie die Sache?«

»Ich sagte ihr, Kinder seien nun mal so, ich war selber kein Unschuldslamm, ich konnte auch ganz schön gemein sein, das ist bei Kindern doch so, nicht wahr? Ich meine, denken Sie doch mal nach! Wie vielen Jungen haben Sie eine aufs Maul gegeben, als Sie noch ein Kind waren?«

»Berit suchte Sie jedenfalls auf, um darüber zu sprechen.«

»Ach Blödsinn, nicht nur deshalb. Wir waren alte Klassenkameradinnen, sie sucht im Moment nach ihren Wurzeln, versucht, auf alles eine Antwort zu finden. Sozusagen.«

»Hm. Warum ist sie dann verschwunden? Was denken Sie?«

»Tja, keine Ahnung ... Aber es ist doch gerade erst Montag. Sie taucht bestimmt wieder auf!«

»Sie hat so etwas noch nie gemacht, sagt ihr Mann.«

»Das hatte Nora Helmer in *Nora* auch nicht – bis zu jenem Abend, an dem sie Mann, Heim und Kinder verließ.«

»Ich habe *Nora* nicht gelesen.«

»Ibsen.«

»Das weiß ich.«

»Aber ich sage Ihnen das Gleiche, was ich auch ihrem Mann gesagt habe, als er vorhin hier war. Berit ist ganz offensichtlich niedergeschlagen. Sie sieht ihr ganzes Leben als einen einzigen, großen Fehlschlag an, die Ehe, ihre Söhne, die nicht mehr besonders viel Kontakt zu ihr zu haben scheinen, und dann ist da noch die Sache mit ihrer Arbeit. Ihr Chef will die ganze Firma nach Norrland verlegen. Sie können sich vielleicht vorstellen ... Sie ist nicht mehr jung, ja, sie ist in meinem Alter. Aber vielleicht wissen Sie auch nicht, welchen Wert eine Frau in unserem Alter hat? Auf dem Arbeitsmarkt ... und auf anderen Märkten im Übrigen auch.«

Vom Speicher war ein Geräusch zu hören. Ein Plumps, als wäre etwas umgefallen. Der Polizist stand auf.

»Was war das!«

Sie seufzte.

»Ich besitze einen Vogel. Er ist da oben. Sonst fliegt er immer frei im Haus herum, aber ich bin es endgültig leid, es jedem zu erklären, der vorbeikommt. Deshalb habe ich ihn auf den Speicher gesperrt, als Sie Ihren Besuch angekündigt haben.«

Sie ging die Treppe hinauf und öffnete die Speichertür.

»Hallo?«, lockte sie. »Kommst du?«

Sie hörte ihn nicht. Sie trat in die Dunkelheit und sah sofort, dass ein Stapel alter Zeitschriften von einem Schrank gefallen war. Sie hatten ihrem Vater gehört. Der Vogel saß zwischen den Büchern, zerrte an den Einbänden und warf ihr wütende Blicke zu.

»Oh, lass sie in Ruhe!«, schimpfte sie. »Papa wäre rasend vor Wut geworden!«

»Was ist?«, fragte Hans Nästman, er stand jetzt hinter ihr, hielt sich am Geländer fest. Wenn sie nun mit ihrem Bein nach hinten ausschlug und zutrat? Die Treppe war steil, er würde vor lauter Überraschung den Halt verlieren und mit dem Schädel geradewegs auf den Treppenabsatz stürzen. Wahrscheinlich war er noch schwach und mitgenommen von seiner Krankheit und würde keinen Widerstand leisten.

Sie tat es nicht.

Der Vogel flatterte über ihren Köpfen.

»Er ist sauer«, sagte sie. »Er mag es nicht, wenn man ihn einsperrt.«

»Nein«, sagte Hans Nästman. »Das geht den meisten so. Und trotzdem werden Verbrechen begangen.«

Erst nach halb fünf war sie wieder allein. Sie ging sofort zum Telefon und wählte Hans Peters Nummer. Wieder hob niemand ab. Konnte er schon zur Arbeit in die Stadt gefahren sein? Wie

hieß das Hotel noch, in dem er arbeitete, war es nicht irgendetwas mit Rosen? Sie holte das Branchenbuch und suchte unter Hotels und Pensionen, fand es fast sofort, Drei Rosen auf der Drottninggata. Sie schrieb die Telefonnummer auf einen Notizblock.

Sie ging hinaus und ließ den Wagen an. Er konnte so früh noch nicht im Hotel sein, so früh fing er nicht an. Sie fuhr zur Fyrspanngata und parkte am Friedhof. Es war ein wolkenverhangener Tag. Der Wind zerzte an ihren Haaren und Kleidern, ihr war kalt bis ins Mark.

Zuerst ging sie zum falschen Haus, erinnerte sich nicht an die Hausnummer. Nachdem sie eine Zeit lang umhergeirrt war, stand sie schließlich vor Hans Peters Haustür. Entfernt hörte sie gedämpfte, rhythmische Schritte, dann das Geräusch laufenden Wassers. Ein schwacher, fast unmerklicher Geruch von Stein und Marmor. Sie sah seinen Namen, zu lang, um ganz Platz zu finden, H P Bergman, zweite Etage.

Es gab keinen Aufzug. Langsam ging sie die Treppen hoch zu seiner Wohnung. Wieder sah sie seinen Namen.

Nein. Er war nicht zu Hause. Sie klingelte ein paar Mal an der Tür, und als er nicht öffnete, spinkte sie durch den Briefeinwurf. Sein Duft, der Duft von Hans Peter und allem, was zu ihm gehörte. Sie rief mehrmals hinein, sah aber schließlich ein, dass die Wohnung leer war.

Sollte sie sich hinsetzen und warten? Oder war er schon in die Stadt gefahren? Ja. Das könnte er getan haben. Es hatte keinen Sinn. Sie riss ein Blatt von ihrem Notizblock ab und schrieb seinen Namen darauf, *Hans Peter*, schrieb sie, *ich sehne mich ganz furchtbar nach dir. Verzeih mir, falls ich dich verletzt haben sollte. Justine.*

Sie faltete das Blatt in der Mitte und schob es durch den Briefschlitz. Es fiel direkt auf die Trmatte, sie sah es dort

liegen und konnte einen Zipfel seiner Winterjacke erkennen, sie hing an einem Haken.

Plötzlich begann sie zu weinen.

5. KAPITEL

Der Vogel war in der Küche. Sie hatte vergessen, ihn zu füttern. Was hatte sie noch da? Tiefgefrorenes Hackfleisch im Gefrierfach? Nein, nicht einmal das. Es war zwanzig vor sechs.

»Ich komme gleich wieder«, sagte sie. »Ich fahre noch mal los und gehe einkaufen.«

Sie fuhr zum Einkaufszentrum. Für einen Montagabend standen dort viele Autos, aber sie fand einen Parkplatz gleich neben den Einkaufswagen.

Im Schaufenster der Bank gleich rechts hingen Fotos von Häusern, die zu verkaufen waren. Hier hätte dieser Makler am liebsten auch ihr Haus ausgehängt! Sie wurde wütend, als sie daran dachte.

Sie war schon länger nicht mehr hier gewesen. Die Bücherei wurde umgebaut, das Personal und die Bücher waren in der Zwischenzeit in anderen Räumen untergebracht. An der Tierhandlung blieb sie stehen. In einem großen Käfig im Schaufenster hockte ein einsames Meerschweinchen. Früher war das Geschäft voller Tiere gewesen und hatte einer Frau gehört, die ihre Tiere leidenschaftlich geliebt hatte. Sie waren ihr Leben gewesen. Dann war sie allergisch geworden und hatte den Laden verkaufen müssen.

Aus einem Impuls heraus betrat sie die Tierhandlung. An der Ladentheke stand ein Mann und zeichnete Konservendosen mit Fischfutter aus.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«, fragte er.

»Dieses Meerschweinchen da.«

Sie schaute in den Käfig. Das Meerschweinchen hatte sich mit den Vorderpfoten an die Gitterstäbe gestellt und schnupperte.

»Er sieht einsam aus«, sagte sie.

»Soweit ich weiß, ist es ein Weibchen.«

»Na schön, *sie* sieht einsam aus.«

»Ja, wir haben alle Kleintiere und Vögel verkauft. Nur das Meerschweinchen ist noch übrig geblieben. Wir werden in Zukunft ausschließlich mit Reptilien handeln. Schlangen, Echsen und so weiter. Das ist jetzt in Mode.«

»Tatsächlich.«

»Möchten Sie das Meerschweinchen haben?«

»Als ich klein war, habe ich mir immer Tiere gewünscht. Ein Mädchen in meiner Klasse hatte Meerschweinchen. Aber sie waren nicht glatt wie das hier, sondern schwarz und voller Haarwirbel. Ich erinnere mich noch, dass sie Junge bekamen, sie trippelten in einer langen Reihe hinter ihrer Mama über den Fußboden.«

»Es sind liebe und friedliche Tiere, diese kleinen Schweinchen. Stellen keine besonderen Ansprüche.«

»Nein.«

Der Mann öffnete eine Kühltür und raschelte mit einer Plastiktüte. Das kleine Tier holte Luft und begann mit schriller und herzerreißender Stimme zu schreien.

»Sie denkt, dass sie Salat bekommt«, kicherte der Mann.

»Bekommt sie denn keinen?«

»Doch.«

Er hielt dem Meerschweinchen, das sich reckte und lang machte, ein Salatblatt entgegen, und es schnappte sich das Blatt mit den Zähnen.

»Es ist nicht leicht, es loszuwerden«, sagte der Mann.

»Hängen Sie so an ihm?«

»Nein, nein, so meine ich das nicht. Aber niemand scheint es haben zu wollen. Schlimmstenfalls muss ich es wohl zu den Schlangen stecken.«

»Das können Sie doch nicht machen!«
»Fressen und gefressen werden, das ist das Gesetz des Dschungels.«
»Was kostet es?«
»Sie können es haben, wenn Sie wollen.«
»Ich bekomme es geschenkt?«
»Ja. Sie scheinen Tiere zu mögen.«
»Tja ... vielen Dank. Ich laufe nur noch schnell und hole mir etwas zu essen.«

An der Fleischtheke kaufte sie Leber und zwei Kilo Hackfleisch. Sie griff sich eine Großpackung Eier von frei laufenden Hühnern, ein paar Zwiebeln und zwei Bund weißer Tulpen. An der Gemüsetheke nahm sie Salat und einen ganzen Berg verschiedener Gemüsesorten, Gurke, Mohrrüben, Tomate.

Die Kassiererin scherzte mit ihr.

»Hätte man nicht das ganze Fleisch gesehen, könnte man meinen, Sie hätten vor, Vegetarierin zu werden«, lachte sie vor sich hin. »Militante Vegetarierin. Ich habe von ihnen gelesen. Die lassen alle Würste frei.«

»Ich jedenfalls habe immer auf der Seite der Würste gestanden«, gab sie lachend zurück.

»Und wie geht es Ihrer Mutter?«

»Tja, es ist, wie es ist. Unverändert.«

»Wir können unserem Schicksal alle nicht entgehen. Wenn man so darüber nachdenkt, sie war immer so schön und so gut angezogen. Ich habe sie sehr bewundert. Ich erinnere mich noch, als wäre es gestern, wie sie in ihren maßgeschneiderten Kreationen und Kostümen hereinkam. So reich und vornehm, wie sie war, hat sie doch in unserem stinknormalen Lebensmittelgeschäft eingekauft.«

»Ja.«

»Sie hatte so eine bescheidene Art, wurde nie großspurig oder überheblich. Eine feine Frau, diese Flora Dalvik.«

Justine packte ihre Waren ein.

»Sie gehen sie doch öfters besuchen, nehme ich an. Können Sie mir nicht einen Gefallen tun und sie von Britt-Marie grüßen? Falls sie das noch ...«

»Doch, doch, das tut sie. Ich werde sie grüßen.«

Der Vogel flog ihnen entgegen, als sie ins Haus kamen. Neugierig landete er auf dem Käfig, legte den Kopf zur Seite und erspähte das Meerschweinchen.

»Das hier ist unser neues Familienmitglied«, erklärte sie.

»Es wäre fast den Schlangen zum Fraß vorgeworfen worden, aber ich habe es gerettet. Wenn du lieb zu ihm bist, wird es vielleicht dein Spielkamerad.«

Der Vogel rupfte unter einem Flügel, scheinbar uninteressiert. Eine weiche Daunenfeder fiel auf den Rücken des Meerschweinchens herab.

Sie füllte seine Schale mit Leber und Eiern. Er flog augenblicklich zu ihr.

Vorsichtig hob sie das Meerschweinchen hoch, fühlte die kleinen Pfoten auf ihren Fingerspitzen.

»Du siehst ein bisschen aus wie eine Ratte«, flüsterte sie.

»Hättest du einen Schwanz, wäre es gar nicht so einfach, dich von einer zu unterscheiden. Ich glaube, so werde ich dich nennen, Rattie, ja, so sollst du heißen. Rattie.«

Sie setzte das Tier auf dem Fußboden ab, und es lief sofort zum Schrank und versuchte, sich darunter zu verstecken. Der Vogel flog ihm nach. Er war rund um den Schnabel blutverschmiert.

»Du musst nett zu Rattie sein!«, ermahnte sie ihn. »Ihr sollt euch Freude machen und Gesellschaft leisten, denk daran.«

Er krächzte kurz, hüpfte ein paar Mal und stubste mit seinem Schnabel leicht gegen das runde Hinterteil des Meerschweinchens. Rattie drehte sich um und stellte sich auf die Hinterbeine.

»Das wird schon klappen«, sagte sie. »Ihr gewöhnt euch schon noch aneinander.«

Um acht rief sie im Hotel an. Eine Männerstimme antwortete. Sie fragte nach Hans Peter.

»Er ist nicht da.«

»Aber ... arbeitet er nicht bei Ihnen?«

»Doch. Aber im Moment gerade nicht.«

»Warum denn nicht? Er hat es mir doch gesagt.«

»Kann ich ihm etwas ausrichten?«

Sie legte den Hörer auf.

In der Nacht wurde sie öfters wach. Es war immer der gleiche Traum, er kehrte in schnellen Sequenzen zurück, Hans Nästman, mit einem ausdruckslosen und abgemagerten Gesicht. Er stand an ihrem Bett, rührte sich nicht, stand nur da. Als sie versuchte, sich aufzurichten, merkte sie, dass sie mit einem Hanfseil an ihr Bett gefesselt war. Hans Nästman lächelte sein breitestes Lächeln, jetzt ist es aus, Justine Dalvik, Sie werden schön mitkommen, ganz brav und ruhig.

»Sie können mir gar nichts beweisen!«, schrie sie. »Verschwinden Sie, lassen Sie mich in Ruhe!«

Er trat einen Schritt näher, seine Hand war ohne Haut und Nägel.

»Es braucht überhaupt nichts bewiesen zu werden, meine Liebe. Jetzt ist auch noch Hans Peter Bergman verschwunden, das reicht, um Sie zu überführen.«

Sie erwachte von ihrem eigenen Schrei. Es flatterte und schwirrte im Zimmer, sie machte das Licht an und sah den Vogel in Panik umherfliegen. Im Hellen beruhigte er sich, setzte sich auf seinen Ast, aber geduckt und verängstigt.

Sie musste aufstehen. Sie musste anrufen, Hans Peter zu Hause anrufen.

Es war Viertel vor drei. Niemand ging an den Apparat.

Der Tag war still, ohne Sonne, trockene Flocken in der Luft. Sie nahm das Meerschweinchen im Auto mit, wickelte es in eine Decke. Es rollte sich sofort zusammen und schlief ein. Sie betrat die Abteilung und ging zum Schwesternzimmer.

Dort saß eine Krankenschwester und blätterte in einem Ordner.

»Guten Morgen. Ich heiße Justine Dalvik, ich wollte meine Mutter besuchen.«

»Ihre Mutter?«

»Flora Dalvik.«

»Oh, Sie meinen Flora. Guten Morgen. Das wird sie freuen, jede Abwechslung ist unseren Gästen hochwillkommen.«

»Wie geht es ihr?«

»Richtig gut. Gestern war sie den ganzen Tag über auf.«

Die Krankenschwester hieß Gunlis. Justine kannte sie nicht. Gunlis schlug den Ordner zu.

»Ich bin noch ziemlich neu hier, ich glaube nicht, dass wir uns schon mal begegnet sind. Ich werde Sie begleiten. Was haben Sie denn da?«

»Ein kleines Meerschweinchen, das ich gerade geschenkt bekommen habe. Ich wollte es Mama zeigen, ich hoffe, dass nichts dagegen spricht.«

»Oh, aber nein, im Gegenteil. Es sollte im Pflegebereich etwas menschlicher zugehen, etwas weniger klinisch, wenn ich so sagen darf. Ich selbst habe das immer propagiert, aber es ist schwer, Dinge durchzusetzen, die nicht zu den alltäglich anfallenden Arbeiten gehören. Ich glaube, viele Patienten würden ein Stück Lebensqualität wiedergewinnen, wenn nicht alles so steril wäre.«

Sie senkte ihre Stimme:

»Aber so etwas wagt man kaum zu sagen, denn dann riskiert man, seinen Job zu verlieren ...«

»Ist das wahr?«

»Ja, so etwas kommt gar nicht in Frage. Wo kämen wir denn da hin? Wenn das Personal eigene Ansichten verträte? Darf ich mal sehen, was für eine süße, kleine Schnauze guckt denn hier heraus? Es beißt doch nicht, oder?«

»Nein, nein.«

Flora saß im Rollstuhl. Sie hob den Kopf, ein flackernder Blick.

Gunlis ging zu ihr und trocknete ihr das Kinn ab.

»Schau, Flora, wer da zu Besuch gekommen ist. Und sogar mit einem kleinen Enkelkind. Könnte man doch beinah sagen, nicht wahr?« Sie lachte.

Justine beugte sich über den Rollstuhl.

»Hallo, Muttchen!«

Sie strich Flora über die Wange, tätschelte ihre trockenen, kalten Hände. Platzierte das Bündel mit dem Meerschweinchen auf Floras Schoß, öffnete es vorsichtig. Ein heiserer und keuchender Laut drang aus der Kehle der Alten.

In der Ferne klingelte ein Telefon.

»Ich muss ans Telefon«, rief Gunlis. »Oh, ich hätte so gerne zugesehen!«

Das Meerschweinchen hatte sein Geschäft erledigt. Die Decke war voller länglicher, harter Perlen. Justine schüttete sie in einen Papierkorb. Dann ließ sie das Meerschweinchen auf Floras Schoß umherkrabbeln. Sie sah, wie sich Schweißtropfen auf Floras Oberlippe bildeten. Das Keuchen war schneller geworden, noch röchelnder.

»Ist sie nicht süß? Sie heißt Rattie. Nein, es ist keine Ratte, es ist ein ganz gewöhnliches Meerschweinchen. Du weißt, dass ich mir immer Tiere gewünscht habe, daran erinnerst du dich doch, oder?«

Flora hatte die Augen geschlossen. Ihre Haut hatte eine blassgraue Farbe angenommen. Justine nahm das Meerschweinchen wieder zu sich, wickelte es vorsichtig in die Decke. Die Krankenschwester war zurück.

»Hat sie sich gefreut?«

»Ich denke schon ... Es ist nicht immer ganz leicht, das zu sehen.«

»Sie sieht etwas mitgenommen aus ... Aber sie hat sich bestimmt gefreut. Wie lieb von Ihnen, mit dem Meerschweinchen vorbeizukommen. Wirklich aufmerksam. Darf ich es einmal streicheln?«

Das andere Bett im Zimmer war nicht bezogen. Auf dem Nachttisch befanden sich keine persönlichen Gegenstände mehr.

»Hatte meine Mama nicht eine Zimmergenossin?«, fragte Justine.

Die Schwester zog sie ein bisschen beiseite.

»Stimmt. Aber leider ... Sie ist von uns gegangen.«

»Das tut mir Leid.«

»Ja. Aber so ist das im Leben. Früher oder später geht es zu Ende.«

Justine machte eine Geste in Richtung der Frau im Rollstuhl. Sie hatte die Augen wieder geöffnet, in ihnen lag ein Ausdruck großen Schreckens.

»Traurig für meine arme Mama. Ich hatte den Eindruck, dass sie gut miteinander auskamen.«

»Ja, es ist sehr traurig. Aber heute Nachmittag kommt eine Neue. Bei uns stehen die Betten nie lange leer.«

»Tschüs Mama«, rief Justine. »Ich komme bald wieder. Ich dachte, ich hole dich dann ein bisschen nach Hause. Vielleicht schon morgen, wenn es dir passt?«

Es zuckte um die Lippen der alten Frau, gurgelnde Laute drangen aus ihrer Kehle.

»Sie versucht, etwas zu sagen«, meinte die Schwester.

»Sie hatte so eine schöne Stimme«, seufzte Justine. »Welch ein Schicksal, sie nicht mehr benutzen zu können.«

»Es gibt welche, denen es noch viel schlechter geht«, erwiderte die Schwester.

»Das ist wahr. Es gibt immer welche, denen es noch schlechter geht.«

Sie fuhr zur Fyrspanngata. Er musste nach Hause gekommen sein, musste ihre Nachricht erhalten haben. Sie klingelte, aber auch jetzt öffnete niemand. Als sie den Briefeinwurf öffnete, entdeckte sie auf dem Fußboden eine Zeitung und ein paar Umschläge. Sie konnte nicht erkennen, ob ihr Zettel noch dalag.

Sie fuhr nach Hause, fand aber keine Ruhe. Lief ziellos durchs Haus, bis sie schließlich in dem Zimmer stand, das ihrem Vater und Flora gehört hatte. Eine wahnsinnige Wut überkam sie. Sie riss die Kleiderschrantür auf und zerrte alles heraus, was Flora gehört hatte, ihre Kostüme, ihre Schuhe, ihre Kleider. In den Kleidern hingen die Erinnerungen, und plötzlich erschien Flora, sie wuchs im Zimmer, wurde wirklich, ihr Mund war weiß und

geschlossen. Zieh dich aus, kleines Luder, ich will dir eine Tracht Prügel verpassen.

Sie hob eines der Kleider auf, es hatte so lange gehangen, dass der Stoff Falten geschlagen hatte und brüchig geworden war. Sie packte es am Saum, mit einem einzigen Ruck riss sie es bis zur Taillennaht auf. Machte weiter, von unten nach oben, bis der Rock in langen Fransen hing. Aber die Florahand kam, schlug ihr auf den Kopf, fest und schallend.

»Du bist nie ganz normal gewesen, zieh dich aus, damit ich dir Vernunft in den Leib prügeln kann, ich werde dich in den Waschzuber stecken ... Da bleibst du sitzen, bis du lieb bist und folgst, du verwöhnter kleiner Affe, bis du dich so benimmst, wie ich es will.«

Flora war noch da, lebte in den Erinnerungen des Hauses. Sie würde Justine nie loslassen, das war in ihrem Blick zu lesen, dort gab es eine Stärke jenseits des Schreckens, Justine hatte es gesehen, als sie Flora besuchte, eine Art triumphierender Hohn.

Sie begann, am ganzen Körper zu zittern, ihr Hals schwoll zu und wurde trocken. Sie musste etwas Wasser trinken gehen.

Dann holte sie ein paar Plastiksäcke. Alles schmiss sie hinein, Schuhe, Schmuck, Kleider, alles, was an Flora erinnerte.

Dann fiel ihr Blick auf die Anzüge ihres Vaters, und sie trat in die Kleiderkammer und verbarg ihr Gesicht in ihnen. Jetzt weinte sie, bitterlich und laut, dann zerrte sie die Anzüge von ihren Bügeln und stopfte auch sie in die Säcke.

Am nächsten Vormittag fuhr sie zum Pfllegeheim zurück. Sie hatte tief und traumlos geschlafen, hatte ziemlich viel Wein getrunken, ehe es ihr endlich gelang, einzuschlafen. Sie fühlte sich fiebrig, hatte das Gefühl, ein Band wäre um ihre Stirn gespannt worden.

Gunlis kam ihr auf dem Korridor entgegen. Ihre Augen waren rot unterlaufen.

»Sieh einer an, guten Tag«, sagte sie und gähnte. »Oh, Verzeihung!«

»Das macht doch nichts, ich bin auch ein wenig müde. Aber ich hatte vor, Mama heute ein wenig mit nach Hause zu nehmen. Ist das okay?«

Gunlis legte den Arm um sie.

»Dumme Frage. Hätten mehr von unseren alten Menschen Angehörige, die sich öfter um sie kümmern würden, sähe die Welt ganz anders aus. Warten Sie hier, ich mache sie fertig.«

Justine sank auf eine Bank. Der Fußboden war blank wie ein Spiegel, er schien unendlich lang. In einiger Entfernung ging ein farbiger Mann mit einem Putzwagen vorbei. Es roch nach Kaffee und Kot.

Ein gekrümmter und sehr faltiger Mann trat aus einem Zimmer. Er kam ihr schlurfend entgegen, auf eine Gehhilfe gestützt. Unmittelbar vor ihr blieb er stehen.

»Schwester ... Arbeiten Sie hier?«

»Nein«, sagte sie und wurde rot.

»Da können Sie aber verdammt froh sein, das ist nämlich kein schöner Ort.«

Gunlis kehrte zurück.

»Was ist denn, Martin? Hast du Probleme?«

»Ich will nach Hause, das ist das Einzige, was ich will. Ich verstehe nicht, warum ich hier eingesperrt bin.«

Gunlis schüttelte den Kopf.

»Lieber Martin, wir haben dich hier doch nicht eingesperrt.«

Der Mann spuckte aus, braune und klebrige Spucke landete auf den Schuhen der Krankenschwester.

Ihr traten die Tränen in die Augen.

»Aber Martin!«

Er sah sie drohend an.

»Du rührst mich nicht an, du kannst verseucht sein, der radioaktive Staub verbreitet sich wie der Wind, er verbreitet sich und geht über uns allen nieder ...«

Gunlis' Gesicht verzog sich. Sie verschwand in der Toilette, Justine hörte, wie sie Wasser laufen ließ. Ein Mädchen mit einem Pferdeschwanz kam aus Floras Zimmer.

»Waren Sie es, die Flora abholen wollte?«

»Ja.«

»Ich habe sie angezogen und in den Rollstuhl gesetzt.«

»Gut.«

»Könnten Sie sie vielleicht allein nach unten bringen?«

»Ja, sicher. Ich kenne das schon.«

Flora saß in eine Decke gehüllt. Eine grob gestrickte Mütze war über ihren Kopf gezogen. Sie starrte Justine an, ließ sie nicht aus den Augen. Als Justine losging, kam Gunlis wieder heraus.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte sie. »Ich habe die Fassung verloren. Ich bin wohl etwas müde.«

»Es ist nicht besonders nett, bespuckt zu werden.«

»Er kann ja nichts dafür. Er denkt, er wäre als Gefangener hier. Was wäre es doch schön, wenn er auch jemanden hätte, der hierher käme und ihn auf Ausflüge mitnähme. Was meinst du, Flora?« Sie beugte sich hinab und rückte die Strickmütze zurecht.

»Machen Sie sich einen schönen Tag, Sie beide!«

6. KAPITEL

Sie redete mit Flora, die ganze Zeit redete sie mit ihr. Sie hatte sie angeschnallt, fuhr jetzt in den Kreisverkehr von Vällingby.

»Erkennst du alles wieder, Flora, es ist schon was her, dass du draußen warst, findest du, es sieht aus wie früher, weiter weg, bei den kleinen Häusern zwischen Åkeshov und Ängby, da bauen sie jetzt Lärmschutzwände, um nicht gestört zu werden, an so was brauchen wir nicht zu denken, wir werden ja doch nie gestört, wir sind immer für uns gewesen, bei uns ist es ruhig und gemütlich gewesen, nicht wahr, kleine Flora, kanntest du übrigens diesen Martin, der mit so einer Gehhilfe geht, stell dir mal vor, zu glauben, dass man ihn gefangen hält, stell dir mal vor, sich ständig irgendwie fortzusehnen, vielleicht sollte ich das systematisch betreiben, mir einen Krankentransporter besorgen, durch die Gegend fahren und alle alten Leute einsammeln, die einsam herumliegen und draußen auch einmal auf den Putz hauen wollen, wäre das keine gute Idee, du hast doch immer gesagt, dass man eine Aufgabe im Leben haben muss, ich fand, dass du jetzt einmal nach Hause kommen solltest, es ist schon so lange her, dass du zu Hause warst, seit du krank geworden bist, warst du nicht mehr zu Hause, kleine Flora, ist es nicht schön, zu all dem Vertrauten zurückzukehren, du wolltest zwar verkaufen, aber das werden wir nicht tun, das Haus bleibt, und ich werde dort wohnen, es ist mein Haus, aber jetzt darfst du nach Hause kommen und mich besuchen, jetzt wirst du mein Gast sein, was für eine großzügige Stieftochter du doch hast, Flora, hast du gehört, was Schwester Gunlis gesagt hat, so sollten es alle haben, ja, liebe, kleine Flora, siehst du das Schloss dort, wie schön und frostig es aussieht, Schloss Hässelby, ich glaube, hier hat sich nichts verändert, hier ist nichts passiert, hier in Hässelby Gård auch nicht, was steht denn da auf dem

Thermometer, vierzig Grad plus, die spinnen doch, hat das jemals die richtige Temperatur angezeigt, zum Mond fliegen, das können sie, aber nicht dafür sorgen, dass ein Thermometer funktioniert, obwohl das natürlich nicht die sind, die zum Mond fliegen, sondern ganz andere Menschen, findest du. ich rede zu viel, ja, das tue ich wohl, aber ich rede für zwei, verstehst du, du kannst ja nicht reden, ich rede für dich mit, siehst du den Friedhof, auf dem Mama und Papa liegen, siehst du, wie gepflegt er aussieht, gestern war dort eine Beerdigung, sie breiten die Blumen nachher aus, Kränze und Sarggestecke, was für eine gewaltige Verschwendung, ich frage mich, wie es bei dir sein wird, ob es eine bestimmte Sorte gibt, die du dir wünschst, meine ich, ich habe übrigens über die Sache mit den Gräbern nachgedacht, ob wir dich nicht doch am besten auf der Gedächtniswiese anonym beerdigen lassen sollen, du, das kann trotzdem recht schön werden, der Wald hier links, der war riesengroß, als ich ein Kind war, der Blickwinkel verändert sich, ich habe dort manchmal gespielt, ich habe da einmal einen Hund gefunden, aber ich glaube, dass er schon tot war, ich erinnere mich an den merkwürdigen Geruch, obwohl ich damals noch nicht wusste, wie der Tod riecht, hoppla, halt dich fest, denn jetzt fahren wir zum Strandvåg hinunter, das Schwimmbad ist fort, dieses vornehme Bad, meine ich, und die Wasserrutsche, die es hier eine Zeit lang gegeben hat, nichts davon ist noch da, aber das weißt du wahrscheinlich, Flora, siehst du das Eis, es liegt noch, es sieht dick und tragfähig aus, aber ich glaube, dass man aufpassen muss, ich glaube, schon nach ein paar hundert Metern fängt das offene Wasser an, aber sieh mal da rechts, sie haben eines der Sommerhäuser abgerissen, das, was so heruntergekommen und verfallen war, jetzt kommt da noch ein Bungalow hin, jetzt vergeht alles Alte, jetzt sind wir gleich da, Flora, freust du dich?«

Sie fuhr bis zum Haus und parkte. Die alte Frau saß aufrecht und regungslos. Als Justine den Sicherheitsgurt löste, kippte sie

schräg nach vorne, und Justine musste sie auffangen und auf beide Sitze legen, während sie aufschloss. Anschließend hob sie den gebrechlichen Körper heraus und trug ihn die Treppenstufen hinauf.

»Entschuldige, dass es nicht so schnell geht, ich habe noch etwas Schmerzen im Fuß, erinnerst du dich daran, als ich ihn mir gebrochen habe, erinnerst du dich, danach ist er nie wieder geworden, was er einmal war, nein, ich beklage mich nicht, ich kann sowohl gehen als auch laufen, aber ich verstauche ihn mir leicht, und er knickt schnell um ... Nein, ich beklage mich wirklich nicht, im Gegensatz zu dir kann ich, wie gesagt, sowohl näher kommen als auch verschwinden, falls ich das will, wie geht es dir jetzt, Flora, ich setze dich hier in deinen Lieblingsstuhl, wo du vor so langer Zeit mit Papa gesessen hast, du kannst in den Nebel hinausschauen, wenn du willst, du kannst dir vorstellen, es wäre Sommer und du würdest auf dem Balkon sitzen, und die Sonne wäre rund und heiß und Papa unten beim Boot, ich will mir nur die Jacke ausziehen und runtergehen, um das Auto abzuschließen, geh nicht ran, wenn es klingelt, nein, wie dumm von mir, wie gedankenlos von mir, entschuldige.«

Sie ließ sich Zeit, kochte Kaffee und stellte Geschirr auf ein Tablett, der Vogel war in ihrem Zimmer, die Tür war geschlossen. Sie hörte, wie er dort krächzte, dass er ihre Stimme hörte und hinauswollte.

Flora saß genauso, wie Justine sie verlassen hatte, den Kopf zum Fenster gewandt.

»Möchtest du etwas Kaffee, ich kann dir helfen, ich halte die Tasse, so, mach den Mund auf, jetzt kannst du ihn schlürfen, ist er zu heiß, nein, ich glaube nicht, sitzt du hier und denkst an alte Zeiten, wie es uns erging, dir und mir ... Was ist denn, du meinst das Geräusch, das ist nur einer meiner Freunde, ich habe Tiere, wie du weißt, gestern hast du Rattie getroffen, ich nenne sie so, obwohl sie keine Ratte ist, sie lag diese Nacht eine Zeit

lang mit mir im Bett, aber dann hatte ich Angst, sie einzuquetschen und habe sie in ihren Käfig zurückgesetzt, sie ist warm und weich, ich habe auch einen Vogel, den sollst du auch bald treffen, aber trink jetzt erst einmal deinen Kaffee aus, er stört einen immer, wenn man isst und trinkt ...«

Ein schrilles Klingeln, das Telefon.

»Bist du es?«, fragte sie atemlos.

»Diese Frage muss man wohl immer mit ja beantworten«, sagte eine geschäftige Stimme. »Hier ist Jakob Hellstrand, der Makler.«

»Ich habe jetzt keine Zeit und bin nach wie vor nicht interessiert.«

»Es gibt Spekulanten, die bereit sind, jede geforderte Summe zu zahlen. Es wäre dumm, jetzt nicht zuzuschlagen.«

»Ist es wirklich so schwer zu verstehen, dass ein Nein ein Nein ist und bleibt!«, schrie sie und knallte den Hörer auf die Gabel.

Sie ging wieder zu Flora. Speichel lief ihr über Kinn und Hals herab. Ihre Pupillen brannten.

Justine schob ihr Gesicht nah an das ihre heran.

»Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das sollt ihr auch ihnen tun. Hast du diesen Satz schon einmal gehört, Flora, es war Jesus, der das gesagt hat, und es ist eine gute Regel, sie gilt auch heute noch.«

Sie hob die alte Frau hoch, hielt sie in ihren Armen wie ein Kind.

»Jetzt machen wir eine Hausbesichtigung, das muss dich doch interessieren, hier hast du die Küche, sie ist wie immer, da drinnen liegt das blaue Zimmer, alles durfte so bleiben, wie du es verlassen hast, ich habe dein Andenken geehrt, wie du siehst, dann war da noch der Keller, ja, ja ... Wir gehen auch noch runter, erinnerst du dich, was du dort unten hattest, Flora,

erinnerst du dich, was sich hinter dieser Tür verbirgt, Erinnerst du dich?»

Flora hatte begonnen, Laute von sich zu geben. Sie warf ihren Kopf hin und her, ihr wimmerndes Jammern steigerte sich zu einem undeutlichen und lang gezogenen Jaulen. Sie waren in den Raum gekommen, in dem der Waschzuber stand. Vorsichtig kletterte Justine auf den großen Betonklotz, auf dem der Zuber stand, hob Flora etwas in die Luft und setzte sie dann behutsam im Zuber ab.

Dann ging sie hinauf und holte den Vogel.

Sie war gerade beim Beerdigungsinstitut gewesen, als das Telefon klingelte. Sie hatten ein diskretes und sachliches Gespräch geführt, der Sarg war bestellt und ein paar schöne Lieder, die der alten Frau gefallen hätten. Es würde eine einfache Zeremonie werden, einfach, aber würdevoll. Der Bestatter hatte versprochen zu singen und kannte jemanden, der Flöte spielen konnte.

»Und wie halten wir es mit der Todesanzeige?«, fragte er, als sie bereits aufgestanden war, um zu gehen.

Sie schenkte ihm ein schwaches und trauriges Lächeln.

»Die lassen wir. Ich schreibe allen Betroffenen. Das ist persönlicher.«

Aber jetzt klingelte das Telefon. Sie hatte schon lange alle Hoffnung aufgegeben.

»Ich habe deine kleine Notiz bekommen«, sagte er, und Freude durchströmte sie wie Honig. Aber sie schwieg.

»Justine? Bist du noch dran?«

Da brachen bei ihr alle Dämme, sie musste den Hörer aus der Hand legen. Sie hörte seine Stimme aus dem Hörer, wie er rief und flehte.

»Ja«, sagte sie schließlich mit belegter Stimme.

»Es gibt nichts, wofür du um Verzeihung bitten müsstest! Wie du auf dem Zettel geschrieben hast. Überhaupt nichts, ich bin es ...«

»Du bist einfach verschwunden«, schluchzte sie.

»Ich habe einmal angerufen, aber du warst nicht zu Hause oder hattest das Telefon ausgesteckt.«

»Hättest du nicht noch einmal anrufen können?«

»Ach, weißt du, das war nicht so einfach.«

»Was ist passiert? Ich habe sogar im Hotel angerufen.«

»Meine Mutter. Ich musste sofort losfahren.«

»Deine Mutter?«

»Sie ist immer kerngesund gewesen. Aber jetzt ... Sie hatte einen Herzinfarkt.«

»Oh, das ist nicht wahr!«

»Doch ... Aber es geht ihr schon wieder besser. Sie ist über den Berg. Wir haben im Krankenhaus Wache gehalten. Papa und ich. Du sollst wissen, dass du mir gefehlt hast und ich mich auch nach dir gesehnt habe.«

»Ist sie auch wirklich über den Berg?«

»Ja, ja. Momentan jedenfalls.«

Sie weinte wieder, musste vom Telefon weggehen, um sich etwas Küchenrolle zu holen.

»Aber was ist denn los mit dir, Justine?«

»Du musst herkommen, ich werde es dir erklären.«

In weniger als einer halben Stunde war er bei ihr. Er umarmte sie, küsste sie, wiegte sie. Sie machte sich schwer und ließ sich fallen.

»Komm«, flüsterte sie. »Wir gehen hier hinein.«

Sie öffnete die Tür zum Schlafzimmer.

»Hier drinnen können wir bleiben, ich habe ein wenig umgeräumt. Das hier war früher das Schlafzimmer meiner Eltern. Ich finde, es ist besser, wenn ich es jetzt benutze.«

Sie legte sich auf den Bettüberzug, er legte sich angezogen neben sie.

»Erzähl mir, was los ist!«, flüsterte er. »Jetzt bin ich ja da, warum hast du so verzweifelt geklungen?«

»Es ist so, Hans Peter ... dass ich Unglück bringe ... schlimmen, plötzlichen Tod.«

»Aber wie kommst du denn darauf?«

»Am Montag war ein Polizist hier. Er sagt, dass es so ist. Wer in Ihre Nähe kommt, dem ergeht es schlecht, sagte er, oh, Hans Peter, ich habe solche Angst, stell dir vor, es stimmt, stell dir vor, dir würde etwas zustoßen.«

Sie spürte seine Lippen in ihrem Nacken, aber seine Atemzüge gingen schneller, er war auf der Hut.

»Warum hattest du Besuch von einem Polizisten?«

»Der Mann, mit dem ich zusammen war, Nathan, ich habe ihn dir gegenüber erwähnt, verschwand spurlos im Dschungel. Wir haben ihn nie gefunden. Wir mussten ohne ihn aufbrechen ... Es war ... schrecklich. Und dann ... Als wir nach Schweden zurückkehren sollten, brach ein Verrückter bei mir und einem Mädchen, das mit uns im Dschungel gewesen ist, ein, wir haben uns das Zimmer geteilt, sie und ich ... Er hat sie erstochen ... Sie war sofort tot, ja, du hast bestimmt in der Zeitung davon gelesen. Und jetzt ... Jetzt ist eine meiner ehemaligen Klassenkameradinnen verschwunden, sie war hier und hat mich besucht, du erinnerst dich, am Samstag ... Sie kam danach nie zu Hause an, die Polizei ist hier gewesen und hat nach ihr gesucht. Ich wurde so wütend, als er das sagte, dieser Polizist, aber jetzt ... Jetzt bin ich mir nicht mehr sicher ... Denn am

Dienstag ... habe ich meine Stiefmutter hierher geholt, sie ist alt und gelähmt, sie wohnt in einem Pflegeheim, und ich dachte, sie würde sich darüber freuen, einmal nach Hause zu kommen ...«

»Du brauchst es mir nicht zu erzählen, wenn du nicht willst.«

»Plötzlich war sie einfach tot. Wir waren unten im Keller, der Vogel kam, ich sah ihn fliegen und plötzlich ... war Flora einfach tot.«

»Liebste, kleine Justine.«

Sie drehte sich zu ihm, weinte an seinem blauen Pullover.

»Geh, wenn du willst. Ich hätte Verständnis dafür.«

»Das alles muss durch unglückliche Umstände geschehen sein. Das ist doch nicht deine Schuld, du Dummerchen.«

»Warum hat er das dann gesagt, der Polizist?«

»Ja das war dumm von ihm. Aber wir wissen doch, dass er nicht Recht hat, nicht wahr?«

»Schon ...«

Er atmete wieder normal, griff nach der karierten Wolldecke und deckte sie beide damit zu.

»Du musst heute Abend doch nicht arbeiten, oder?«

»Nein, Justine, ich bin bei dir, ich bleibe hier.«

Er strich ihr übers Haar, küsste ihren Hals und ihre Ohren.

»Du hast doch nicht vor zu verschwinden ...?«

»Verzeih mir, Justine, verzeih mir, ich hätte noch einmal versuchen müssen, dich anzurufen. Aber Papa, er war vollkommen außer sich, ich bin doch immer ihre große Stütze gewesen.«

Sie lagen eine Weile da, aneinander gepresst. Er hielt sie in den Armen, er war schwer und lebendig. Sie spürte, dass ihre Ruhe zurückkehrte wie Schlaf, der nicht einschlieferte.

»Hast du ein Taschentuch?«, flüsterte sie.

Er suchte in seiner Tasche, fand ein zerknülltes Papiertaschentuch.

»Es ist sauber«, flüsterte er. »Auch wenn es nicht so aussieht.«

»Ich glaube dir«, sagte sie und putzte sich die Nase.

Dann ließ sie ihre Hände zu seinen schlanken, festen Hüften hinabgleiten.

»Hans Peter«, sagte sie, als wolle sie seinen Namen zu einem festen Bestandteil des Zimmers machen.